LAUSITZ AN EINEN TISCH

Lasst uns unsere Geschichten erzählen

Lauchhammer

Marga

Großräschen

Lausitz
Lebensgeschichten einer Heimat

Geschichten aus dem Erzählsalon

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

LAUSITZ
AN EINEN
TISCH

Lasst uns unsere Geschichten erzählen

Lausitz
Lebensgeschichten einer Heimat

Geschichten aus dem Erzählsalon

LAUSITZ
AN EINEN
TISCH

Lasst uns unsere Geschichten erzählen

Die Lebenserinnerungen der Lausitzer wurden aufgeschrieben von Katrin Rohnstock und dem Kollektiv von Rohnstock Biografien.

© Rohnstock Biografien, Berlin 2016
Schönhauser Alle 12, 10119 Berlin
Tel: 030/40504330
www.rohnstock-biografien.de

1. limitierte Auflage: 250 Exemplare

Alle Rechte vorbehalten. Alle Texte dürfen mit Genehmigung des Herausgebers Rohnstock Biografien und unter Nennung des Projekts »Die Lausitz an einen Tisch« für nicht kommerzielle Zwecke verwendet werden. Wir bitten um Zusendung eines Belegexemplars an Rohnstock Biografien.

Herausgeber und Redaktion:	Rohnstock Biografien
Konzeptentwicklung:	Katrin Rohnstock und Team
Lektorat:	Levin Röder, Antje Käske
Fotos:	Detlef A. Hecht, Rico Hofmann, Steffen Rasche, Haiko Schnippa, Andre van Uehm, Sebastian Bertram, Antje Käske, Marion Piek, Nepomuk Rohnstock
Layout und Satz:	Jan Schimmagk

Für den Inhalt der Texte zeichnen die namentlich genannten Erzähler verantwortlich.
Wir danken allen Rechteinhabern für die Nachdruckgenehmigungen (Bildnachweis im Anhang).
Das Projekt »Die Lausitz an einen Tisch« wird gefördert vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie.
www.lausitz-an-einen-tisch.de

Inhalt

Grußwort 9

Prolog 11

Kapitel 1: Kohle, Krieg und Kollektiv 15

Ingrid Radochla »Leben mit der Grube« 17

Gudrun Andresen »Brieske? Da kannste nicht hin!« 19

»Erinnerungen an Plessa« 21

»Was ich in Sedlitz im Tagebau erlebte« 24

Konrad Wilhelm »Ich komme aus der Kohle« 32

Jörg Hertel »Mein Leben für den Strom – Von heute auf morgen Betriebsabschnittsleiter« 34

Gerhard Nickus »Die Hilfsbereitschaft im Dorf war groß!« 36

Gerhard Nickus & Karl-Heinz Radochla »Leben im Tagebau-Randgebiet« 38

Peter Pohle »Ohne die Kohle gäbe es mich gar nicht« 40

Clemens & Jutta Schumacher »Ein Pferd auf dem Flur – Geschichten aus der Gaststätte« 42

»Die Heiden von Sedlitz« 46

»Unser geliebter Ascheplatz« 48

»Ein Haus für die Kultur in Plessa« 50

Kapitel 2: Umbruch 57

Lothar Knobloch »Wenn ich an Marga denke…« 59

»Was ich mit dem Kraftwerk Plessa erlebte« 60

»Vorbei Erna – Aufstieg und Fall der Vereine in Plessa« 71

Norbert Tschirner »Unsere Geschichte über'n Gartenzaun« 77

Erhard Reiche »Der Gästeführer« 79

Annette Kurtzke »Eigentlich wollte ich von Kohle nichts mehr hören« 82

Walter Karge »Die Lausitz ist längst kein Dreckloch mehr« 84

Dietmar Methner »In Sedlitz möchte ich nicht begraben sein« 86

Kapitel 3: Einbruch 89

»Krasse Jugend in Lauchhammer« Ein Erzählsalon mit »Buntrock« 91
»Krasse Jugend« 91
»Ich boxe für die Jugend« 94
»Schule und Krieg« 95
»Zirkus machen« 97
»Schule schwänzen« 98
»Ein Pferd, ein Chemielabor und Feuchtpräparate« 99
»Häuser verheizen« – Dialog 100

»Mein schönstes Kindheitserlebnis in Lauchhammer« 102
»Ausflug zum Fußball nach Köln« 102
»Eine Reise nach Garmisch-Partenkirchen« 102
»Winterfreuden in Lauchhammer« 103
»Der Bahnwärter« 103
»Wie das Mehl in die Tüte kommt – Meine Lehre im Konsum« 103
»Das war die schlimmste Zeit« 104
»Sommerferien in der Schweiz« 105

»Kinderstreiche in Lauchhammer«
Der Erzählsalon in der Arche 106
Kirschen klauen und andere Dummheiten« 106
»Senge vergeht, Arsch besteht!« 106
»Die Zuckertüte« 108
»Ein heißer Sommer im Schlosspark« 108
»Das tapfere Schneiderlein« 109
»Von Hunden und Mäusen« 110
»Wie man Lehrer veräppelt« 111

»Der Abgehängte – Ein ungewöhnlicher Mensch« 112

Kapitel 4: Aufbruch 115

Karl-Heinz Radochla »Kampf um den Geierswalder See« 117

Steffen Philipp »Es lag an uns, etwas aufzubauen« 121

Peter Gallasch »Das schwarze Kreuz – Eine Sanierungsgeschichte« 123

Die Zwillinge Christina und Ilona Nicklisch
»Vom Polstern und der Politik« 126

Roland Sängerlaub »Entweder ihr wohnt auf eurer Scholle,
oder ihr lebt im Dorf« 130

»Was macht Lauchhammer besonders« 132

»Sedlitzer Sausen« 136

Gerhard Heinicke & Carola Meißner »Die Kommune von Plessa« 140

»Vereinsleben in Marga Unser Sprung von der Schippe« 141

Margaritta Knobloch »So kam die Kultur wieder nach Marga« 147

Manfred Liehn »Landwirtschaft – Bergbau – Tourismus:
Der Dreiklang von Geierswalde« 148

Klaus Nasdal »Wir sind noch alle hier« 150

»Der singende, klingende See« 152

»Das Flüchtlingsheim in Sedlitz« 154

Kapitel 5: Aussicht auf Ankunft 161

Christian Benusch »Gehen oder Bleiben« 163

Martin Tinko »Wenn Sie diesen See sehen, wollen Sie kein Meer mehr« 165

Wolfgang Kaiser »Sedlitz am Sedlitzer See« 167

»Was wir uns für die Zukunft von Sedlitz wünschen –
Ein Erzählsalon mit dem Bürgermeister Senftenbergs 169

»Alteingesessene, Zugezogene und Touristen –
Wie wollen wir miteinander leben?« 176

»Sedlitzer Heimatkunde für Flüchtlinge in der Lesestube« 181

»In Lauchhammer spielt die Musik« – Ein Erzählsalon bei »Buntrock« 192

»Was ich mir für Plessa wünsche« –
Der Erzählsalon stellt Fragen an die Zukunft 204

»Wie die Marganer ihre Gartenstadt zum Blühen bringen«
Ein Erzählsalon im »Birkchen« 215

»In geordneten Bahnen Richtung Zukunft« –
Der Zukunftserzählsalon in der »Grubenlampe« 224

Epilog 235

»Ein Erzählsalon über den Erzählsalon« 237

Kommentar 251

Gabriela B. Christmann
Erzählsalons als Identitätsstifter für Städte und Regionen.
Eine sozialwissenschaftliche Perspektive 253

Bildernachweis 257

• Im Bild: Iris Gleicke, Prof. Rolf Kuhn, Katrin Rohnstock bei der Auftaktveranstaltung zum Projekt am 26. Juni 2015 im IBA-Studierhaus in Großräschen

Grußwort

Liebe Leserinnen und Leser,

mit dem vorliegenden Buch »Lausitz. Lebensgeschichten einer Heimat« halten Sie einen eindrucksvollen Teil der Ergebnisse des Projektes »Die Lausitz an einen Tisch« in den Händen. Dabei ging es darum, das in der Lausitz vorhandene und in Teilen unerschlossene Erfahrungs- und Kreativpotenzial für die Region nutzbar zu machen. Im Zentrum dieses außergewöhnlichen Projektes standen die Erzählsalons. Die Idee war, dass zunächst Geschichten aus der Vergangenheit erzählt werden, um darauf basierend Visionen für die Zukunft zu entwickeln.

Der Vorschlag, Menschen zusammenzubringen, um sie miteinander in ein fruchtbares und kreatives Gespräch zu bringen, gefiel mir von Anfang an sehr gut. Ich war mir aber nicht ganz sicher, ob dieses Angebot auch tatsächlich angenommen werden würde. Zu meiner Freude erwies sich die Skepsis als unbegründet, das Experiment ist gelungen. Den Beweis dafür liefert dieses Buch.

Es gehören viel Mut und eine Menge Vertrauen dazu, die eigene Geschichte mit zumindest zu Beginn fremden Menschen zu teilen. Das gelingt nur, wenn der andere unvoreingenommen zuhört. Wenn man seine Geschichte erzählt, entdeckt man oft seine Erfahrungen neu – und damit auch die eigenen Stärken und Fähigkeiten. Im Idealfall wird man sich seiner selbst bewusst und setzt sich für die Belange der Gemeinschaft, des Ortes, eben der Heimat ein und engagiert sich zivilgesellschaftlich für eine lebenswerte Lausitz.

Das Format der Erzählsalons hat sich als unkompliziert und bürgernah erwiesen. Impulse konnten gesetzt, neue Initiativen angestoßen werden. Ich freue mich, dass die im Rahmen des Projektes ausgebildeten Salonnièren und Salonniers auch nach Ende unseres Projektes Erzählsalons moderieren werden und dass in Marga die Gründung eines Bürgervereins weiter gereift ist und umgesetzt werden soll.

Mein besonderer Dank gilt allen Erzählerinnen und Erzählern für ihr Vertrauen und ihre Offenheit. Dank gebührt jedoch auch dem Team um Katrin Rohnstock und Prof. Dr. Rolf Kuhn, deren Engagement das Projekt möglich machte.

Kommen Sie mit an den Tisch in der Lausitz – ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre und viel Freude mit den Geschichten aus einer Heimat, die eine gute Zukunft hat.

Iris Gleicke, MdB, Parlamentarische Staatssekretärin beim Bundesminister für Wirtschaft und Energie, Beauftragte der Bundesregierung für die neuen Bundesländer

Im Bild, von links nach rechts, die Jurymitglieder und Preisträger bei der feierlichen Preisverleihung der ausgezeichneten Geschichten am 26. Mai 2016

- Jurymitglied Prof. Dr. Rolf Kuhn (Vorsitzender des IBA-Studierhaus e.V., ehem. Direktor des Bauhauses Dessau und Geschäftsführer der Internationalen Bauausstellung Fürst-Pückler-Land) übergibt den Pokal an das Ehepaar Alkier aus Plessa

- Jurymitglied Birgit Wöllert (Bundestagsabgeordnete DIE LINKE) hält die Laudatio auf Marian Freigang aus Lauchhammer

- Hendrik Fischer (Staatssekretär im Ministerium für Wirtschaft und Energie des Landes Brandenburg Staats) gratuliert Carola Meißner; Jurymitglied Dr. Christina Eisenberg (Geschäftsführerin Lausitz e.V.) applaudiert im Hintergrund

Prolog

- Staatssekretär Fischer gratuliert den Geierswaldern
- Katrin Rohnstock, Hendrik Fischer und Jurymitglied Jens Bröker (Struktur-Entwickler im Rheinischen Revier und Geschäftsführer Entwicklungsgesellschaft indeland GmbH, Düren) mit dem Ingenieur Jörg Hertel aus Lauchhammer
- Gratulation an Christina Nicklisch, Ortsvorsteherin von Brieske (Marga)

- Gratulation an Ingrid Radochla aus Geierswalde, im Hintergrund Jurymitglied Petra Kockert (bis 2009 Landrätin des Landkreises Kamenz, zu dem Geierswalde gehört)

- Staatssekretär Hendrik Fischer beglückwünscht die Sedlitzer

- Katrin Rohnstock übergibt den Pokal an Marian Freigang, der bei der Preisverleihung nicht dabei sein konnte – bei »Buntrock« in Lauchhammer, sein Freund Stefan Cepa und der Ingenieur Erhard Reiche gratulieren

Nicht im Bild
- Jurymitglied Wolfgang Roick (Landtagsabgeordneter der SPD in Brandenburg, Vorsitzender der Enquete-Kommission »Zukunft der ländlichen Regionen vor dem Hintergrund des demografischen Wandels«)

- Jurymitglied Christian Taubert (Reporter Länder/Region bei der Lausitzer Rundschau)

Dieses Buch dokumentiert die Geschichten, die uns die Bewohner aus Sedlitz, Geierswalde, Plessa, Lauchhammer und Marga erzählten. Wir luden sie in Erzählsalons ein, unter dem Motto: »Lasst uns unsere Geschichten erzählen«. Die Bewohner schilderten, was ihnen am Herzen liegt, was ihnen unter den Nägeln brennt. Wir hörten ihnen und sie hörten einander zu. Was das kollektive Erzählen im Erzählsalon bewirkte, davon handelt dieses Buch.
Wir nahmen alle Erzählungen auf Tonband auf, schrieben sie ab, schliffen sie wie Rohdiamanten zu Edelsteinen und fädelten sie auf eine Kette von dreimal fünf Broschüren. Durch die Publikationen öffnete sich der (geschützte) Raum des Erzählsalons: Vor allem innerhalb der Ortsgemeinschaften wurden die Geschichten wahrgenommen und diskutiert. Auf unserer Website www.lausitz-an-einen-tisch.de sind sie allen zugänglich.
Dass die Aussagekraft der Erzählungen weit über den Ort hinausstrahlen kann, bestätigte eine Jury aus prominenten Mitgliedern, die wir gebeten hatten, jene Geschichten auszuwählen, die exemplarisch für die Lausitz stehen und die Entwicklung besonders prägnant ergreifend oder überraschend witzig schildern. Die Ernsthaftigkeit mit der die Jurymitglieder ihre Entscheidungen begründeten, überraschte uns und bestätigte: Die kleinen Erzählungen spiegeln die große Geschichte. Sie zeigen die Welt im Wassertropfen.
Die Jury ermittelte gemeinsam acht Preisträger: drei Einzelgeschichten und fünf Kollektivgeschichten. Alle von ihr favorisierten Geschichten sind hier im Buch mit dem Kürzel »nominierte Geschichte« gekennzeichnet. Die Preisträgergeschichten ziert ein Pokal.
Die Preisträger der Einzelgeschichten bekamen ein ledergebundenes Buch – mit weißen Blättern für die Geschichten, die noch nicht geschrieben sind. Die drei Orte, deren Kollektivgeschichten prämiert wurden, gewannen einen Tisch – geschnitzt aus Lausitzer Holz – in ovaler Form, um in künftigen Erzählsalons, geleitet vom ortsansässigen Salonnier, komfortabel von Angesicht zu Angesicht erzählen und zuhören zu können.
Wir danken allen, die an den Erzählsalons teilnahmen, für ihren Mut zu erzählen. Unser Dank gilt denjenigen, die durch ihr Engagement in den Orten zum Gelingen des Projekts beitrugen. Dankbar sind wir ganz besonders Iris Gleicke, der Beauftragten der Bundesregierung für die neuen Bundesländer. Ohne ihr Vertrauen in uns, ohne die finanzielle Unterstützung durch das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie, wäre das Projekt nicht umsetzbar gewesen.
Liebe Leserin, lieber Leser, nun sind die Geschichten aufbereitet. Sie künden von einer Lausitz voll beeindruckender Menschen, die gigantische Um-, Ein- und Aufbrüche aushalten und sich aneignen mussten. Sie erzählen die Geschichte der Lausitz. Eine Heimatgeschichte!

Berlin, im September 2016
Katrin Rohnstock

Kapitel 1

Kohle, Krieg und Kollektiv

Zu Beginn des Zwanzigsten Jahrhunderts kam der Bergbau in die Lausitz. Er brachte wirtschaftlichen Reichtum und landschaftliche Veränderungen. Zunächst in kleinen – später in riesigen – Tagebaugruben wurde Braunkohle gefördert, weitläufige Industriekomplexe entstanden. Die Tagebaue, Brikettfabriken, Kokereien und Kraftwerke gaben den Menschen Arbeit. Während viele der Arbeit wegen in die Lausitz zogen, verloren Einheimische ihre Heimatorte – als die Tagebaue größer wurden, mussten ihnen ganze Dörfer weichen.

Nach der Teilung Deutschlands 1945 wuchs die Bedeutung der ostdeutschen Braunkohle. Fortan versorgte die Lausitz die DDR mit Kohle und Strom. Die Menschen arbeiteten in den Betrieben in Kollektiven eng zusammen. Das verband sie auch in der Freizeit. Sie feierten Feste und pflegten stolz die Lausitzer Bergmannstradition in Vereinen. »Ich bin Bergmann – wer ist mehr?«, hieß es.

GEWINNER-
GESCHICHTE

Ingrid Radochla

»Leben mit der Grube«

Streng genommen bin ich eine Zugezogene. Anfang 1945 floh meine Familie aus Florsdorf, im damaligen Landkreis Görlitz. Heute heißt der Ort Zarska Wjes und liegt in Polen. Kurz vor Beginn unserer Flucht wurde ich, unter Kanonendonner, am 11. Februar getauft. Mein Vater konnte nicht daran teilnehmen. Seit meiner Geburt hatte er keinen Fronturlaub mehr erhalten.
Meine Großeltern und Eltern verloren durch den Zweiten Weltkrieg alles. Wir zogen mit dem Flüchtlingstreck nach Westen und kamen bei Bekannten in Hohenstein-Ernstthal unter. Dort blieben wir, bis uns der Vater meiner Mutter im Sommer 1945 zu sich nach Geierswalde holte. Bei ihm fanden wir in diesen wirren Zeiten ein neues Zuhause.
Ich erinnere mich nicht an die Flucht, kenne aber die Erzählungen meiner Großeltern, meiner Mutter und meines vier Jahre älteren Bruders Dieter. Es muss schlimm gewesen sein. Wir marschierten an Dresden vorbei, als es gerade bombardiert wurde. Meine Mutter erzählte, dass sie die Stadt am Horizont tagelang brennen sah.
In Geierswalde wuchsen wir mit den Kohlegruben und Kippen um den Ort herum auf und gewöhnten uns an die ständige Veränderung der Umgebung. Aus der Richtung Laubusch kommend wanderte die Grube »Erika« auf uns zu. Anfang der Fünfzigerjahre bestand die einzige Verbindung zwischen Geierswalde und Laubusch aus einem einfachen, geschlämmten Weg neben den Gleisen der Grubenbahn – eine regelrechte Wüstenstraße. Mir kam es so vor, als läge Laubusch im Ausland, weit weg und durch die Einöde von uns getrennt.
Im Mai 1951 fuhren wir mit Fahrrädern zur Hochzeit meines Onkels Max. Ich freute mich ganz besonders auf das Ereignis, denn ich sollte in einem schönen langen Kleid die Blumen streuen. Leider war mein Blumenstreukleid in Geierswalde vergessen worden, was mich sehr traurig machte. Mein Onkel Hans fluchte zwar, als er die Strecke auf dem Sandweg nochmals zurücklegte, aber er holte das vergessene Kleid, um mir eine große Freude zu bereiten. Ich war glücklich und dankbar, denn in diesem Kleid gefiel ich mir besonders.
1953 begann nordwestlich von Geierswalde der Aufschluss des Tagebaus Koschen. Dazu wurden die riesigen Bagger und Förderbrücken dorthin umgesetzt. Ein beeindruckendes Spektakel, das ich mir als Kind nicht entgehen ließ. Langsam wanderte die Grube auf unseren Nachbarort Scado zu. In der Schule erzählten wir: »Scado ist bald weg. Der Bagger frisst das Dorf.«
Erst 1964 wurde der Ort endgültig geräumt. Bis dahin konnten wir uns darauf einstellen, dass Scado verschwindet. Nach und nach verließen die Bewohner

Jahrgang 1945

ihre Höfe und Häuser. Nur eine einsame Seele wollte nicht weichen. Zuletzt lebte dieser Mann für einige Monate in seinem Haus ohne Strom und Wasser. Schließlich eskortierte ihn die Polizei von seinem Grundstück. Anschließend wurde das Haus gesprengt.
Bevor Scado endgültig verschwand, holten sich die Dorfbewohner aus den alten Häusern Baumaterialien. Meine Eltern bauten ihr Haus in den Sechzigerjahren zum Teil aus »Scadoer« Steinen. Die Orte sind somit auf ganz besondere Weise miteinander vereint. Einige ehemalige Scadoer leben heute hier im Ort als unsere Nachbarn und auch das Scadoer Kriegerdenkmal erinnert in Geierswalde an die Gefallenen und damit an die Schrecken des Krieges.
Heute wehren sich viele Menschen gegen die Abbaggerung der Lausitzer Dörfer. Auf elektrischen Strom will jedoch keiner verzichten! Aber denen, die wegen der Braunkohleförderung umgesiedelt werden, geht es gut. Sie können all ihr Hab und Gut an ihren neuen Wohnort mitnehmen, sie werden finanziell entschädigt und bekommen neue Häuser gebaut.
Wenn ich ihre Situation mit der Flucht meiner Familie vergleiche, fällt es mir schwer, ihre Beschwerden nachzuvollziehen: Meine Großeltern hatten 1910 geheiratet, sich ein Haus – eine Bäckerei – in Florsdorf gekauft und sich ihre Existenz aufgebaut. Später wurde die Backstube vergrößert, das Haus umgebaut und erweitert. Erst 1936 schlossen sie die Bauarbeiten ab. Nicht einmal zehn Jahre später musste meine Familie ihre Heimat verlassen.

Es ist immer schlimm, wenn jemand Haus und Heim verliert! Aber anders als die Flüchtlinge können sich die Tagebau-Umsiedler langfristig vorbereiten. Sie können sogar noch Fotos von ihrem Haus machen und sich auf den Verlust einstellen. Meine Familie durfte das nicht. Sie gingen – lediglich mit ein paar Taschen – von heute auf morgen in eine ungewisse Zukunft.
Im Jahr 1965 heiratete ich meinen Mann Karl-Heinz. Meine Schwiegereltern lebten in Dörrwalde bei Großräschen und wir besuchten sie oft mit den Kindern. Da die Grube Koschen inzwischen immer weiter wuchs, verlängerten sich die Fahrwege von Jahr zu Jahr. Fuhr ich Anfang der Sechzigerjahre noch zwölf Kilometer bis Dörrwalde, waren es in den Siebzigern schon zwanzig. Straßen wurden noch häufiger umgesetzt als Dörfer und von der Grube verschluckt. Die quietschenden Bagger gruben sich näher an den Ort heran. Staub lag in der Luft und machte das Wäschewaschen zum Glücksspiel. Wenn ich die Windeln meiner Kinder wusch, lernte ich, auf die Windrichtung zu achten, ehe ich sie auf die Leine hängte.
Der Tagebau Koschen war 1972 ausgekohlt. Ab 1973 wurde das Restloch mit Wasser der Schwarzen Elster geflutet. Die Behörden erklärten unseren See zum Sperrgebiet, weil niemand wusste, ob es zu Veränderungen im gekippten Erdreich und zu gefährlichen Rutschungen kommen könnte. Zudem stank das Wasser in der ersten Zeit und die Badehosen und Badeanzüge färbten sich braun. Trotzdem gingen viele Einwohner schon baden. Als Lehrerin musste ich Vorbild für die Kinder sein. Deshalb fuhr meine Familie zum Schwimmen an den Senftenberger See.
Bis zur Jahrtausendwende dauerte es, ehe wir den Geierswalder See offiziell nutzen durften. Heute ist das Wasser nicht mehr braun. Im Gegenteil. Es hat eine sehr gute Badewasserqualität. Seither gehe ich hier regelmäßig schwimmen. Direkt vor unserer Haustür liegt nun ein attraktiver Badesee und wir wohnen in Geierswalde, einem Ort, in dem andere Leute gern Urlaub machen.

Gudrun Andresen

»Brieske?

Da kannste nicht hin!«

Brieske blieb für mich lange Zeit eine Bahnstation zwischen den Orten Forst und Lauchhammer. In Forst wohnte ich mit meiner Mutter und meiner Schwester Lore in einem Haus mit großem Garten. Oft besuchten wir unsere Tante Hanna und Cousine Friderun, die in Lauchhammer-Mitte, dem früheren Bockwitz, lebten. Der Zug führte uns jedes Mal in eine andere Welt. In Forst war alles sauber, weder Kohlenstaub noch Dreck hingen in der Luft. Wäsche konnten wir jederzeit draußen aufhängen. In Lauchhammer ging das nicht. Nur wenn der Wind günstig stand, hängten die Frauen ihre Sachen auf die Leine.

Jahrgang 1943

Ich wurde 1943 geboren. Unser Vater blieb im Krieg. Auch der Vater unserer Cousine kam nicht zurück. Wir Frauen waren auf uns allein gestellt. Viele Erinnerungen an diese Zeit habe ich nicht. Ich weiß noch, dass es in Forst oft Fliegeralarm gab und wir zum Schutz vor den Bomben in den Keller gingen. Dort stand eine Badewanne, in der wir manchmal schliefen. Als wir im Kindergarten – ich war fünf oder sechs Jahre alt – unsere Erinnerungen an den Krieg zeichnen sollten, malte ich einen Raum mit einer riesigen Deckenlampe. Wahrscheinlich hatte diese im Keller gehangen und sich in mein Gedächtnis eingebrannt.

Nach dem Krieg wurde unser Garten zu einer wichtigen Überlebensquelle. Um abends etwas im Magen zu haben, suchte ich, gemeinsam mit meiner siebzigjährigen Oma, in der Erde nach Möhren und Kartoffeln. Im Sommer gab es Kirschen und anderes Obst.

An die Kirschen erinnere ich mich besonders gut, denn unsere Mutter gab uns jedes Mal zwei Eimer für die Verwandten in Lauchhammer mit. Die schleppten wir neben unserem Gepäck. Meist fuhren wir erst abends los, denn zuvor mussten die Kirschen vom Baum geholt werden. Bei einer unserer Fahrten stiegen meine Schwester und ich zu zeitig aus dem Zug aus. Es war inzwischen stockfinster, Kohlenstaub hing über dem Ort und verschlechterte die Sicht zusätzlich, keinen einzigen Stern sah ich am Himmel. So erkannte ich fast zu spät, dass auf der Bahnhofstafel Brieske stand. »Wir müssen schnell wieder einsteigen! Hier sind wir nicht richtig!«, rief ich Lore zu. Also rafften wir unser Gepäck zusammen, nahmen die Eimer mit den Kirschen in die Hand und sahen zu, dass wir wieder in den Zug kamen. Die Bahnstation blieb uns in finsterer Erinnerung. Seitdem sagten wir: »Brieske? Nee, da kannste nicht hin, da kannste überhaupt nicht hin!«

Die Tage in Lauchhammer genossen wir dennoch sehr. Der Kohlendreck dort machte uns nichts aus. Unserer Tante gehörte eine Stellmacherei. Auf dem

großen Hof lagerten Bretter und Bohlen – ein herrlicher Spielplatz für uns Kinder. Gemeinsam mit unserer Cousine sprangen wir über die Bohlen und machten uns die Sachen an den vom Kohlenstaub bedeckten Brettern schmutzig. Am Abend badeten wir in einer alten Zinkwanne, die draußen auf dem Hof stand. Dabei schauten uns die bei meiner Tante einquartierten Flüchtlinge zu. Meiner Schwester war das gar nicht recht und so musste für sie extra ein Zuber in der Futterküche im Keller hergerichtet werden.

In meinem späteren Berufsleben lernte ich, dass der Kohlendreck nicht so harmlos war, wie er uns damals erschien. Nach meinem Abitur in Forst studierte ich in Olomouc, in der damaligen Tschechoslowakei, Medizin. Anschließend arbeitete ich in der Kinderklinik in Lübben, an der mein Mann Chefarzt war. Anfang der Achtzigerjahre gingen wir gemeinsam nach Senftenberg und eröffneten dort unsere Praxis. Die Kinder aus Brieske und der Gartenstadt Marga kamen alle zu uns. In der Praxis sah ich mich besonders im Nachtdienst mit der Krankheit Pseudokrupp konfrontiert – diese brach meist in der Nacht aus, ließ die Schleimhäute der Luftröhre anschwellen und erschwerte das Atmen. Kamen die Kinder nicht rechtzeitig zum Arzt, konnte das tödlich enden. Erst mit der Schließung der Brikettfabriken gingen auch andere Erkrankungen – wie asthmatische Bronchitiden – bei Säuglingen und Kleinkindern zurück.

Dreck und Kohlenstaub spielen heute keine Rolle mehr in Brieske. Meinen ersten Eindruck des Ortes, den ich in dieser stockfinsteren Nacht vor über fünfzig Jahren am Bahnhof bekam, teile ich inzwischen nicht mehr. Im Gegenteil: Heute hängt die weiße Wäsche auf den Leinen! Der Ort ist mit neuen Eigenheimen, viel Grün und der sanierten Gartenstadt Marga zu einer »Perle der Lausitz« geworden.

Nominierte Geschichte

»Erinnerungen an Plessa«

Gottfried Heinicke (Jahrgang 1956)

Was ist Plessa eigentlich? Ursprünglich war Plessa ein Fischer- und Bauerndorf. Dann kam die Kohle. Das Dorf wuchs und Betriebe wurden gebaut. Neben dem 1927 in Betrieb genommenen Braunkohlekraftwerk entstanden die Gärtnerische Produktionsgenossenschaft, der Meliorationsbau und andere Betriebe. Das Braunkohlenwerk mit der Brikettfabrik und der angeschlossenen Lehrwerkstatt wurde in den Dreißigerjahren zum »nationalsozialistischen Musterbetrieb«.

In den letzten Kriegstagen lieferten sich versprengte Wehrmachtstruppen und Soldaten der Roten Armee erbitterte Kämpfe. Sie vergewaltigten Frauen, zerstörten Häuser. Als Bürgermeister beschäftigte ich eine ABM-Kraft, die sich um die Aufarbeitung der Geschehnisse kümmerte. Sie befragte Menschen, die damals zwölf bis sechzehn Jahre alt gewesen waren. Bei den Zeitzeugen brannten sich die Erlebnisse ein. Die Bilder gehen ihnen nie wieder aus dem Kopf und sie erinnern sich an jede Minute.

Als ich die aufgeschriebenen Berichte erhielt, konnte ich sie nicht mehr aus der Hand legen. Ich las die halbe Nacht hindurch.

Nach Kriegsende entwickelte sich die Lausitz zum Zentrum der Energiewirtschaft der DDR. Es wurden Unmengen an Kohle gebraucht. Jeder fand hier Arbeit und es gab gute Löhne. Allerdings siedelten sich in der Region deshalb keine Handwerksbetriebe an. Das ist heute ein Nachteil für unsere Gemeinde.

Carola Meißner (Jahrgang 1960)

Plessa war das erste Dorf in der Region, in dem ein Schwarzafrikaner lebte. Gemeinsam mit einem Indonesier absolvierte er in der Lehrwerkstatt eine Ausbildung. Die beiden wohnten mitten im Dorf bei einer alten Dame.

Die Lehrwerkstatt bildete zudem mehrere Jahrgänge vietnamesischer Lehrlinge aus. Sie sprachen Deutsch und waren gut integriert. Bürger aus Plessa übernahmen Patenschaften, die über den Ausbildungsbetrieb und die Gemeinde organisiert wurden. Einige Frauen aus unserem Ort ließen sich von den Vietnamesen moderne Blusen nähen, die es in den Geschäften nicht zu kaufen gab.

Die meisten der vietnamesischen Lehrlinge kehrten als qualifizierte Facharbeiter in ihre Heimat zurück und halfen das eigene Land aufzubauen. Wer gute Leistungen zeigte, durfte länger in der DDR bleiben und hier studieren. So entstanden Freundschaften. Noch in den Neunzigerjahren besuchte uns einer unserer Plessaer Lehrlinge.

»Weihnachtsfeier im Kulturhaus«

Carola Meißner
Meine erste Erinnerung an das Kulturhaus ist eine Weihnachtsfeier vom Braunkohlenkombinat (BKK) Lauchhammer, zu dem das Kulturhaus gehörte. Walter Kotte, der Leiter des Kulturhauses, trug dafür Sorge, dass die Weihnachtsfeier für uns Kinder zum Höhepunkt wurde.
Unten im Saal waren Holzhütten mit Watteschnee aufgebaut. Jedes Kind erhielt einen Coupon, mit dem es sich in den Hütten etwas aussuchen durfte. Spiele, Bücher, Püppchen, Autos… Meine Wahl fiel auf ein wunderbares kleines Bügeleisen aus Blech mit rotem Holzgriff. Nach dem feierlichen Programm kam der Weihnachtsmann und brachte die Geschenke.

Doris Strauß
Unser Weihnachtsmann machte seine Sache glänzend. Er ging so sympatisch mit den Kindern um und strahlte Ruhe aus, dass sie keine Angst vor ihm hatten.

Ingrid Mertzig
Meine Kinder sind vier Jahre jünger als du, Frau Meißner. Sie freuten sich jedes Jahr auf diese Weihnachtsfeier. Kam das Adventswochenende, gingen wir hübsch zurechtgemacht ins Kulturhaus, lauschten dem Programm und besuchten den Weihnachtsmann. Dann schlenderten wir im kleinen Saal von einer Bude zur anderen. Das war für die Kinder das Schönste.

»Die grosse Explosion«

Ingrid Mertzig (Jahrgang 1945; ehemalige Bürgermeisterin Plessas)

Ich erinnere mich an das schreckliche Ereignis vom 17. August 1983. Ich hatte Urlaub und saß in der Küche. Plötzlich gab es einen ohrenbetäubenden Knall. Draußen sah ich nur Qualm und Staub. Meine Nachbarin rief entsetzt: »Um Gottes Willen, was ist passiert?«
In der Brikettfabrik 63 hatte es eine Verpuffung gegeben: Kohlenstaub hatte sich entzündet und war explodiert. Die Wucht sprengte vier Schlote weg.
Die meisten Arbeiter waren glücklicherweise beim Frühstück im Zechensaal und blieben verschont. Es gab jedoch einige Schwerverletzte, die sofort ins Krankenhaus nach Cottbus gebracht wurden. Vier von ihnen starben. Eines der Todesopfer, eine junge Frau, hinterließ zwei kleine Kinder.
Im Kulturhaus veranstalteten wir eine große Trauerfeier. Die Särge wurden im kleinen Saal aufgebahrt. Als die Trauerfeier begann, läuteten die Glocken der Kirche. Die Andacht hielt der Pfarrer im Kulturhaus.
Die Explosion und ihre Folgen waren für mich das Grausamste, was ich je erlebte. Jede betroffene Familie bekam einen Betreuer, der ihnen zur Seite stand. Auch mein Mann kümmerte sich um eine der Familien.

Gottfried Heinicke
Nach der Verpuffung war es im Ort fünf Tage totenstill. Schockstarre. Danach hieß es: Es wird aufgebaut. Ich arbeitete damals in einem großen Elektrobetrieb: dem VEB Dienstleistung in Elsterwerda. Zwölf unserer Leute wurden für den Wiederaufbau der Plessaer Brikettfabrik abgezogen.
Wir krabbelten in die Ruinen und bauten in Rekordzeit die Elektronik wieder auf. Ich sah die gewaltigen, durch die riesige Explosion komplett verzogenen, Eisenträger. Dicke, klinkergemauerte Wände waren eingefallen und zerstört. Unfassbar, welche Kräfte an diesem Tag in der Brikettfabrik wirkten.

»Requisiten des Bergbaus: Die Sirene, der Dreck, der Gestank«

Ingrid Mertzig
Die Explosion war das größte Unglück in Plessa. Ansonsten ärgerten wir uns über die kleineren Übel, welche die Kohle mit sich brachte.
Ich denke an meine erste Wäsche in Plessa. Ich kam aus einer Gegend, in der wir die Wäsche über Nacht draußen hängen ließen. In Plessa ging das nicht. Wenn ich die Sachen, die ich morgens aufgehängt hatte, am Nachmittag wieder abnahm, waren sie schwärzer als zuvor. »Was ist denn hier los?«, fragte ich mich. Eine Frau aus unserem Haus, erklärte mir, als sie mich verdutzt vor der Leine stehen sah: »Du musst auf die Windrichtung achten. Wenn Westwind ist, brauchst du die Wäsche gar nicht erst aufhängen.«

Doris Strauß

Ich lernte im Kraftwerk Chemielaborantin. War die Schicht zu Ende, duschten wir. Doch wenn ich nach Hause kam, sagte mein Mann: »Herrjeh, wie du stinkst.«
Der Geruch hing wie Pech an uns. Wir konnten so viel duschen und baden, wie wir wollten.

Carola Meißner
Der Dreck zog in die Klamotten und unter die Haut. Wenn ich ein weißes Hemd anzog, sah ich am Kragen die Bescherung – alles schwarz. Die Brikettfabrik dünstete fettigen Staub aus. Das Kraftwerk spuckte größere Stücke, die anschließend vom Himmel fielen. Liefen wir über den Hof, knirschte es unter den Füßen. Das gehörte zur Kohle. Heute sind wir geradezu ein Luftkurort.

Gottfried Heinicke
Plessa boomte genau wie Lauchhammer. Menschenmassen wälzten sich bei jedem Schichtwechsel die Bahnhofstraße hoch und runter. Wenn die Schichtzüge ankamen, füllte sich die Kneipe bis auf den letzten Stuhl. Bis 1960 wuchs die Einwohnerzahl Plessas auf fast viertausend. 1990 war Schluss. Die Kohle und der Braunkohlenkoks wurden nicht mehr gebraucht.

Ingrid Mertzig
In der Brikettfabrik gab es einen Pfeifton, der zu besonderen Anlässen ertönte. Einem Mann gelang es, in der letzten Schicht der Brikettfabrik 63 die Pfeifen zu betätigen. Die Leute kamen auf die Straße und hatten Tränen in den Augen. Sie wussten: Es geht eine Tradition zu Ende.

Nominierte Geschichte

»Was ich in Sedlitz im Tagebau erlebte«

Als kleines Dorf im Lausitzer Braunkohlegebiet war Sedlitz ringsum von Kohle umgeben: Im Osten und Süden wurde sie im Tagebau Sedlitz abgebaut, im Westen im Tagebau Meuro. Aus Norden kommend führt noch heute die Bahnstrecke am Ort entlang.
Während Meuro erst Ende 1999 stillgelegt wurde, endete die Kohleförderung im Tagebau Sedlitz bereits 1980. Die Kohlevorräte waren erschöpft. Seither entsteht hier der Sedlitzer See.

Wolfgang Kaiser (Jahrgang 1936)
Der Bergbau prägte unser Leben im Dorf unmittelbar. Wir konnten unsere Uhren nach ihm stellen, denn dreimal am Tag – pünktlich früh um sechs, mittags um zwei und abends um zehn Uhr – ertönten die Sirenen. Sie waren das Rufzeichen: Der Bergarbeiter hatte mit seiner Arbeit zu beginnen oder beendete sie gerade.
Auch der Staub beeinflusste unseren Alltag. Im Sommer, wenn es richtig trocken war, kamen die Sandstürme aus den offenen Tagebauen. Darunter litten wir noch bis vor einigen Jahren. An solchen Tagen mussten wir die Fenster schließen, sonst kroch der Staub in alle Ritzen. Aber das gehörte zur Kohle – und zur Arbeit.

»Arbeiten in der Kohle«

Inge Stephan (Jahrgang 1931)

Nach dem Krieg waren wir froh, in der Kohle Arbeit zu finden. Uns war egal, was wir machten. Hauptsache, wir verdienten Geld.
Anfang der Fünfzigerjahre begann ich im Gleis. Unsere Kolonne hielt die Schienen der Kohlebahn in Ordnung – sieben Frauen und ein Mann. Wir leisteten Schwerstarbeit. Wir tauschten Schwellen aus und füllten das Gleisbett mit Schotter. Täglich rollten tausende Tonnen Kohle über die Schienen, da ging einiges kaputt.
Zur Arbeit fuhr ich mit dem Fahrrad. Einige Kilometer kamen zusammen, ehe ich unseren jeweiligen Standort erreichte. Die Fahrt absolvierte ich auf der sogenannten Stalinbereifung – die Fahrradreifen bestanden aus Hartgummi, ohne Luft. Das ratterte ganz schön auf der Straße!
Pausen machten wir gemeinsam. Es gab einen kleinen Frühstücksraum in einer Baracke, in dem ein großer Ofen stand. Eine von uns hatte Pausendienst. Sie ging voraus, fegte die Bude mit einem Rutenbesen aus und heizte den Ofen mit Rohbraunkohle an. Anschließend erwärmte die Kollegin die Kaffeeflaschen, die wir von Zuhause mitbrachten.
Mein Schwiegervater arbeitete auf der Förderbrücke. Zwölf Stunden dauerte eine Schicht. Mein Mann erzählte mir, wie er als kleiner Junge dem Vater das Mittagbrot brachte. Manchmal befand sich die Förderbrücke am entgegengesetzten Ende der Grube. Da musste er ganz schön lange laufen, immer an der Grubenbahnstrecke entlang. Aber er machte es gern.
Später gab es einen Kantinenwagen für die Verpflegung der Kumpel. Der wurde an die Grubenbahn angehängt. Darauf standen Kübel, aus denen eine Frau das Essen ausgab. KdF-Wagen nannten wir ihn, »Kraft durch Freude«. Auf diesem Rumpelwagen fuhren die Kumpel frühmorgens auch in die Grube.
Unsere Reparaturkolonne fuhr ebenfalls mit dem Kohlezug von einer Einsatzstelle zur nächsten. In einem offenen Wagen befand sich der Kasten mit unseren Hacken, Schippen und sonstigem Werkzeug. Meine Kollegin Zillie Weinhard verlor ihr Bein, als sie einmal während der Fahrt auf den Wagen aufspringen wollte. Sie rutschte ab und geriet unter die Räder. Im Krankenhaus konnten sie das Bein nicht retten. Sie bekam eine Prothese eingesetzt und gewöhnte sich daran.
Trotz dieses Unfalls erinnere ich mich gern an die Jahre im Gleis. Es war eine schöne Zeit und ein gutes Arbeiten mit den Frauen. Unsere Kolonne hielt zusammen. Da gab es nichts!
Als ich schwanger wurde, teilten sie mich als Sicherheitsposten ein. Die Trompete um den Hals gehängt wartete ich auf die Züge. Sichtete ich eine Bahn, trompetete ich laut und die Kollegen gingen aus dem Gleis. Da war ordentlich Betrieb: Im Minutentakt fuhren Leerzüge ein und volle Züge verließen die Grube.
Nach acht Jahren beendete ich diese schwere Arbeit, blieb dem Bergbau jedoch treu. Zunächst wurde ich Reinigungskraft, später arbeitete ich in der Kantine. Ich machte die Baracken sauber, in denen die Monteure der Tagebauanlagen schliefen. Wir sorgten dafür, dass die Männer es warm hatten und heizten den Ofen an. Das war manchmal nicht angenehm. Besonders wenn die Männer der Nachtschicht kamen. Dann schliefen die anderen noch. Wir mussten trotzdem

rein – mit einem Fahrradanhänger voll Kohle. Wir entfernten die Asche und heizten neu ein. Dabei versuchten wir, besonders leise zu sein.
Im Winter war die Arbeit mühsam. Die Kohle befand sich nicht in einem Schuppen, sondern lag auf dem Barackenvorplatz. Manchmal mussten wir sie unter dem Schnee suchen. Eine regelrechte Schinderei! Als Dank gaben uns die Männer ab und zu einen Bergmannsschnaps aus. Wenn wir ankamen und sie noch nicht schliefen, hieß es: »Ach Mädels, ihr habt doch bestimmt kalte Hände von die Kohle. Wie sieht's aus mit einem Schnäpschen?« Da sagten wir nicht nein!

Wolfgang Kaiser

Den Bergmannsschnaps erhielten alle Bergleute, die an der Front arbeiteten: Bagger- und Raupenfahrer, Großgerätefahrer, die eigentlichen Produktivkräfte. Als ich einmal im Urlaub zufällig einen solchen Baggerfahrer traf, fragte ich ihn: »Ihr seid sieben Mann in der Brigade und jeder bekommt pro Monat vier Flaschen Schnaps?«
»Richtig«, erwiderte er.
»Na«, sagte ich, »was macht ihr denn mit dem ganzen Alkohol?«
Da antwortete er: »Ob du's glaubst oder nicht, manchmal reicht er nicht!«
»Ja, wieso das?«
»Ist ganz einfach: Wenn wir früh runter in den Tagebau fahren, machen wir schon ein Fläschchen auf. Unten kippen wir dann was in den guten warmen Tee rein – den können wir ja nicht so trinken. Wenn wir nach Schichtende hochfahren, nehmen wir wieder ein Schnäpschen.«
So ging jeden Tag eine Flasche rum! Bei sieben Mann, von denen jeder vier Flaschen erhielt, reichte der »Kumpeltod« nicht bis zum Monatsende.

Inge Stephan

Einige Frauen machten aus dem Bergmannsschnaps Eierlikör. Oder wir holten uns in der Drogerie ein kleines Fläschchen Minz-Essenz und mischten unseren eigenen Pfeffi.

Wolfgang Kaiser

Neben dem Schnaps, den Braunkohlenbrikettdeputaten, den Quartals- und Jahresendprämien sowie dem Bergmannsgeld, gab es auch indirekte Vergünstigungen durch den Bergbau. So fuhren täglich Busse, welche die Bergleute und die Arbeiter aus dem Synthesewerk in die Betriebe brachten. Alle Dorfbewohner nutzten diese Busse, auch jene, die nicht im Bergbau arbeiteten. Da gab es keine Diskussionen über CO2-Einsparung! Wer damals ein Auto hatte, fuhr damit nicht täglich zur Arbeit, sondern schonte es für den Urlaub.

»Unfälle«

Hagen Philipp (Jahrgang 1943)

Leider verbinden wir im Dorf auch traurige Erinnerungen mit dem Bergbau. Ende der Vierziger- oder Anfang der Fünfzigerjahre muss es gewesen sein, als sich ein schrecklicher Unfall ereignete. Ein Kind kam in einem Entlüftungsschacht zu Tode.
Bevor die Kohle abgebaut wurde, musste sie entwässert werden. In der ersten Zeit geschah dies mit Hilfe von Stollen, die in die Kohle vorgetrieben wurden.

Die Stollen führten zu einer Senke, in der eine Pumpe stand, die das Wasser nach oben beförderte. Um die Stollen zu entlüften, führten Schächte mit Rohren nach oben. Die alte Technik wurde später durch Filterbrunnen abgelöst.
Ich erinnere mich, dass sich, kurz vor der Devastierung unseres Hauses, auch auf unserem Acker solche Rohre befanden. Über die Belüftungsrohre konnten wir uns mit den Männern, die unten arbeiteten, unterhalten. Vierzig Meter tief waren die Schächte. Eines Tages fiel ein Kind in ein solches Loch hinein und blieb darin stecken.
Es war mit seiner Mutter auf der Wiese unterwegs gewesen und hatte das zugewachsene Entlüftungsrohr nicht gesehen. In der Regel schützten Abdeckungen vor solchen Unfällen. Das Unglück geschah, weil jemand die Schutzvorrichtung entwendet hatte.
Um das Kind wieder hochzuholen, wurde ein junger Mann abgeseilt. Aber er schaffte es nicht. Letztlich baggerten die Retter die Erde rings um den Schacht weg. So vergingen zwei Tage, ehe sie zu dem Kind kamen. Aber sie konnten es nur noch tot bergen. Mich nahm dieser dramatische Unfall sehr mit.

Heiko Michaelis
Meine Oma, mit der ich in meiner Kindheit viel Zeit verbrachte, erzählte mir davon. Wenn wir auf dem Friedhof waren, um Blumen zu pflanzen oder zu gießen, fragte ich sie nach den Gräbern: »Ja, dort liegt das Kind begraben.«
Sie sagte nie, ob es sich um einen Jungen oder ein Mädchen handelte. Auch beschrieb sie nicht, was genau geschehen war, aber sie wusste noch, dass die Rettungsaktion zwei Tage gedauert hatte. Das Ganze muss für die Menschen im Dorf sehr schlimm gewesen sein.

Inge Stephan
Auch für Tiere stellten die Schächte eine Gefahr dar.
Unser Opa war gerade dabei, den Acker umzupflügen. Plötzlich verschwand sein Pferd in so einem Loch. Damals war Nikolajczyk noch bei uns und half auf dem Hof. Gemeinsam zogen Opa und er das Pferd wieder nach oben.
Seit dem Malheur machte das Tier einen großen Bogen um die Stelle. Es hatte sich wohl gemerkt, dass es dort gefährlich war.

»Das letzte Haus vor der Grubenkante«

Heiko Michaelis (Jahrgang 1969)

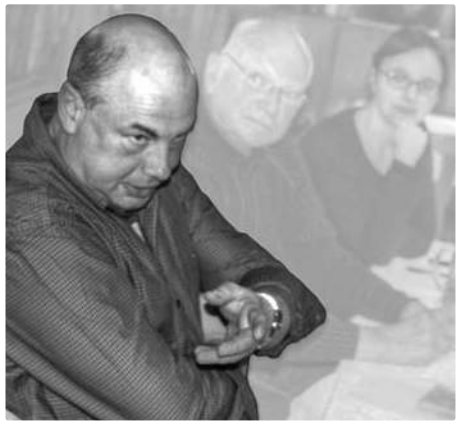
Im Prinzip wohnten Hagen Philipp und ich nur wenige hundert Meter voneinander entfernt, jedoch zu anderen Zeiten. Während sein Elternhaus devastiert, also abgerissen und abgebaggert wurde, blieb meines stehen. Noch heute lebe ich dort. Wir hatten Glück. Nur ein Stück unseres Grundstücks wurde gekappt. Dort gingen später die Gleise der Grubenbahn entlang. Unser Haus war somit das letzte vor der Grubenkante.
An unserer Straße standen Linden – abwechselnd rechts und links. Den Baum vor unserem Haus gibt es noch heute. Die nächste Linde, sie stand vielleicht zehn Meter entfernt, rutschte irgendwann in den Tagebau. Meine Eltern berichteten mir auch, dass sie und meine Großeltern regelmäßig die Asche aus unserem Ofen mit Eimern direkt in die Grube kippten.

Als die Grube hinter unserem Haus bereits ausgekohlt war, ging mein Vater am Wochenende oft mit mir im Tagebau spazieren. Wir liefen bis ganz unten und sammelten Steine. Ob groß oder klein: Wenn einer schön aussah, nahm ich ihn mit. Einen Hühnergott mit Loch oder einen tollen blauen. Da ging es nicht um den archäologischen Wert. Noch heute liegen die Steine in meinem Garten.
Was mich als Kind faszinierte, war der Transport der Großgeräte. Diese konnten nicht einfach auf der Straße fahren. Es musste beachtet werden, wo Strom- oder Telefonleitungen entlangliefen, wo Rohrleitungen oder Flüsse überquert werden mussten. Hinter unserem Haus entstand eine Art Trasse, die zum nächsten Tagebau führte. Auf ihr wanderten die Absetzer, die großen Bagger und Maschinen, zu ihrem nächsten Einsatzort. Sie fuhren kolonnenweise auf Schienen an uns vorbei. Manchmal passierten uns nur einzelne Fahrzeuge. Nachts wurden sie beleuchtet. Ein spannendes Schauspiel.

Heike Philipp (Jahrgang 1966)

Ich wohnte noch in der Mühlenstraße, als der riesengroße Bagger bei uns auf dem Feld stand. Neugierig scharwenzelte unsere ganze Garde nachmittags um ihn herum. Eines Tages fragte uns ein Arbeiter: »Wollt ihr euch das mal anschauen?«
Da sagten wir nicht nein. »Aber psst! Und nichts anfassen!«
Er führte uns ringsherum und zeigte uns alles. Es war gigantisch von dort oben auf die Gegend zu schauen. Ein Riesenerlebnis für uns Steppken.

Steffen Philipp (Jahrgang 1966)



Einer meiner Onkel arbeitete als LKW-Fahrer. Er fuhr die Arbeiter zur Schicht in den Tagebau – mit einem W50. Als junger Sprutz durfte ich ab und zu mitfahren. Am Wochenende, wenn es in der Grube ruhiger zuging, fragte er mich: »Willst du mitkommen?« Dann durfte ich abends mit runter und erhielt eine Privatführung auf der Förderbrücke. Wenn du die richtigen Leute kanntest, ermöglichten sie dir solche Erlebnisse. Das war eine tolle Zeit.

Heiko Michaelis

Als die Abraummassen hinter unserem Haus auf die Halde gekippt wurden – ich weiß nicht, wie viele Meter hoch –, entstand ein Rodelberg. Mit Planierraupen wurde alles glatt geschoben und sogar eine Piste vorbereitet. So war im Winter hinter unserem Haus richtig was los. Wenn wir unerlaubt im Tagebau spielten und erwischt wurden, bekamen wir jedoch Ärger.
In der Schule war ich der Kleinste, lief aber mit den größeren Jungs mit. Unser liebstes Abenteuer bestand darin, in den aufgeschütteten Bergen oder im »Canyon« zwischen den großen Erosionsrinnen herumzukriechen. Einmal wollten wir etwas bauen. Wir schürften und gruben in der Erde, bis wir eine richtige

Höhle gebuddelt hatten. Das durfte nicht sein. Beim Fahnenappel wurden wir nach vorn zitiert. Es war jedoch das einzige Mal, dass ich ein bisschen auffiel.

»Die eigene Arbeit zunichte machen«

Steffen Philipp

Nach der Auskohlung blieb eine Menge im Tagebau zurück. Besonders interessant waren die Schienenverbinder an den Gleisen. Diese bestanden aus Kupfer. Als junger Bursche verdiente ich mir mit dem Kupferrückbau mein Taschengeld. Das war nicht erlaubt! Wir Jungs liefen trotzdem mit unseren Jutesäcken hin und montierten die Teile ab. Für das Kilo erhielten wir zwei Mark vierzig. Für uns eine Menge Geld. Nachdem ich erwischt wurde, machte ich es nie wieder.
Nach Schule, Abitur, Lehre und Armeezeit begann ich, in der Entwässerung in Sedlitz zu arbeiten. Ein Nachbar hatte mir geraten, dort nach einer Stelle zu fragen: »Die suchen immer Leute!«

Ich fuhr mit meinem Fahrrad hin und stellte mich dem Abteilungsleiter vor. Der führte zwei, drei Telefonate und sagte Ja. Ich lernte alles, was mit der Entwässerung der Tagebaue zu tun hatte und erlebte, wie der Tagebau dem Ende, der Auskohlung, entgegenfuhr. Ich baute an den Flutungsanlagen mit und begleitete den Bau der Leitungen zum Tagebau Greifenhain von Anfang an. Wie stolz wir waren, als das erste Wasser aus der Leitung lief! Wir verdrückten alle unsere Tränchen.
Wenn wir von einem Einsatzort kamen und Hunger hatten, machten wir einen Abstecher in die Betriebsküche. Dort verkaufte uns Frau Stephan Bratwurst oder belegte Brötchen. Wie sie erinnere ich mich gern an den Zusammenhalt unter den Kollegen. Auch nach der Wende, als wir schon in die Sanierungsgesellschaft übernommen worden waren, versuchten wir, regelmäßig unsere Brigadefeiern durchzuführen. Das tat uns richtig gut.
Lange hielten wir das Brigadeleben aufrecht. Bis sich das Kollektiv langsam auflöste. Sobald die Förderzeiten ausliefen, gab es für die Kollegen keine Gelder mehr vom Staat. Die nächsten Langzeitarbeitslosen rutschen nach. So löste sich mit der alten Truppe auch langsam die Gemeinschaft auf.
Mit der Wende kam die Auf- und Umbruchstimmung in die Lausitz und in den Tagebau. Alte Entscheidungen wurden umgestoßen, so zum Beispiel die Erschließung der Kohlevorkommen im Gebiet rund um das Dorf Proschim.
Unsere Brigade hatte bereits zweihundert Brunnen abgeteuft. Der Grundwasserspiegel war abgesenkt, die Tagesanlagen samt Waschkauen, Küche, Werkstätten, Verwaltungsgebäude und Kfz-Halle waren fertig. Da kam plötzlich der

Beschluss: Proschim wird nicht erschlossen. Von heute auf morgen wurde der Schalter umgelegt. Fertig!
So mussten wir die Brunnen, die wir mit enormem Aufwand abgeteuft hatten, per Hand wieder zuschippen. Genug Kollegen standen bereit, denn kurz nach der Wende gab es bereits keine Arbeitsstellen mehr für alle. Mit zwei Mann pro Brunnen standen wir da und verfüllten die Schächte, die teilweise bis zu neunzig Meter in die Tiefe führten.
Die Tragik an der Sache ist, dass Proschim heute wieder auf der Agenda steht. Wenn das zweite Feld eröffnet wird, baggern sie den Abschnitt ab, den wir bereits damals erschlossen hatten – die beste Kohle der Gegend liegt dort, mit einer Mächtigkeit, von der andere Abbaugebiete nur träumen.

»Renaturierung«

Heiko Michaelis
Ich beobachtete den Fortschritt der Renaturierung hinter unserem Haus. Zuständig dafür war die Abteilung Wiederurbarmachung, abgekürzt WUM. Sie besaß die beste Technik, um zunächst die Grube mit Abraum zu füllen, die Flächen danach zu planieren, sie erneut zu verfüllen und den Boden zu verdichten. Die WUM arbeitete mit Maschinen aus der Sowjetunion, aber auch Westtechnik kam zum Einsatz. Die großen Planierraupen und Traktoren, wie der K-700, faszinierten mich.
Meine Mutter arbeitete in der Abteilung als Reinemachfrau. Die Kollegen nannten sie liebevoll: »Unsere Frau Saubermann vom VEB Blitzblank«. Ich begleitete sie oft und kroch zwischen den Fahrzeugen herum. Mit Buntstiften zeichnete ich die Maschinen auf Papier.
Auf den geschütteten und planierten Sand wurde in einem weiteren Arbeitsschritt Mutterboden aufgetragen. Schüler und Studenten kamen, um Steine und sonstiges grobes Material abzulesen.

Heike Philipp
Ich war damals beim Ablesen der Steine dabei. Der Vater einer Freundin arbeitete in der WUM und organisierte uns einen Semesterferienjob. Wir gingen raus, direkt auf die Felder, auf die mit Geröll, Findlingen und Ästen besäten riesigen Tagebauflächen. Zu Fuß, in breiter Front, einer neben dem anderen, sammelten wir diese ab. Die vier Wochen Arbeit brachten einen guten Verdienst ein. Neunhundert Mark. Ein Wahnsinnsgeld zu DDR-Zeiten.

Heiko Michaelis
Der verkippte Boden wurde planiert und große Pflugscharen zogen Furchen hinein. Damit der Boden fruchtbar werden konnte, wurde eine bestimmte

Fruchtfolge festgelegt. Zuerst säten sie Lupine und Luzerne, die den Boden über ihre Wurzeln mit Stickstoff anreicherten. Kalk wurde dem Boden zugesetzt. Ich erinnere mich, dass ein Gemisch aus verschiedenen Gründüngerpflanzen aufgebracht wurde. Dazu gehörten Zuckererbsen. Die reifen Früchte wurden nicht geerntet, die Erbsen wurden allein zur Bodenverbesserung gesät. Wir Kinder liefen aufs Feld und aßen die Zuckerschoten direkt vom Strauch.

Heike Philipp

Als ich in die neunte oder zehnte Klasse ging, halfen wir Schüler bei den Renaturierungsarbeiten am zugeschütteten Tagebauloch. Hinter dem Dorf, in Richtung Tagebaukante – dem heutigem Sedlitzer See – pflanzten wir kleine Setzlinge. Inzwischen sind sie zu einem schönen Kiefernwald herangewachsen, und wir gehen dort gern spazieren. Oftmals denke ich: »Die Bäume sind heute so riesig. Hier hast du mal mitgewirkt. Damals waren die Setzlinge noch so klein und man selbst noch so jung. Die Zeit ist schnell vergangen und jetzt ist man selbst schon so alt.«
Ich bin noch heute stolz auf das, was wir geschaffen haben. Wir waren dabei. Wir waren diejenigen, die das Gelände mit aufforsteten. Ein schönes Gefühl!

Steffen Philipp

Dass sich unsere Gegend mit den Jahren gravierend veränderte und dass wir diesen Prozess aktiv mitgestalten konnten, war eine großartige Chance. Das ist einmalig. Aus dem durch Tagebau zerstörten Land können wir – auch wenn es lange dauert – wieder etwas Schönes erschaffen.

Nominierte Geschichte

Konrad Wilhelm

»Ich komme aus der Kohle«

Jahrgang 1951

Mein Geburtsjahr ist das Jahr, in dem der Grundstein der Kokerei in Lauchhammer gelegt wurde: 1951. Mein Geburtsort befindet sich unweit davon.
Mit Anfang zwanzig kam ich als Elektriker in die Kokerei. Ich lernte den Laden kennen, die gesamten Band- und Aufbereitungsanlagen sowie die Menschen. Unter den Kollegen gab es einige, die mir halfen und ihre Tricks verrieten. So fitzte ich mich in die Materie ein und blieb einige Jahre.
Bald jedoch überlegte ich, welche Zukunftsperspektiven sich mir boten. Der Zufall half: 1972 begannen die Vorbereitungen für die Weltfestspiele. Jedes Kombinat delegierte dazu Mitarbeiter nach Ost-Berlin. Ich fragte mich: Bleibst du in diesem Dreck oder gehst du nach Berlin? Ich entschied: Ich gehe!
So kam ich zum obersten Sportchef Ewald. Der fragte als erstes: »Wo kommst'n her? Aus dem Konsum oder aus der HO?«
Ich sagte: »Nee, aus der Kohle.«
»Um Gottes Willen! Na warte bis Ersatz kommt, dann schicken wir dich zurück nach Hause.«
Meine Aufgabe bestand darin, die Versorgung der gesamten Sportveranstaltung zu organisieren. Es kamen elftausend Sportler. Mit meinen 21 Jahren hatte ich keine Ahnung, die Genossen ließen mich jedoch machen. Man muss sich das vorstellen, ich kam von ganz unten dorthin, kriegte einen Wolga mit Chauffeur zugeteilt und diese riesige Verantwortung!
Ich lernte viel, machte Erfahrungen, bewies Gespür. Das Ding funktionierte, trotz Jassir Arafat, trotz Sabotageversuch, trotz Walter Ulbrichts Tod am 1. August 1973. Es war die Schule meines Lebens.
Durch den Einsatz der Genossen im Organisationsstab bewarb ich mich anschließend an der Ingenieur-Hochschule für Energetik in Zittau – und bekam einen Studienplatz für Elektrotechnik. Auf nach Zittau!, hieß es. Während des Studiums war ich aktiv als Studentenvertreter. Ich knüpfte wertvolle Verbindungen und erfuhr, was auf dem Energiesektor vor sich ging. Mein Wilhelm-Pieck-Stipendium ermöglichte mir, ein Forschungsstudium anzuschließen.
Als frisch gebackener Diplom-Ingenieur kehrte ich 1983 zurück in den Heimatbetrieb, in die Abteilung Technologie. Ich sollte den kompletten Betrieb durchlaufen, alles an der Basis kennenlernen. Es kam jedoch anders.
In der Brikettfabrik Plessa gab es im Jahr 1983, am 17. August um 7:20 Uhr, eine riesige Explosion, eine Staubverpuffung. Vier Menschen starben, viele wurden verletzt. Die Schlote bildeten einen Trümmerhaufen.

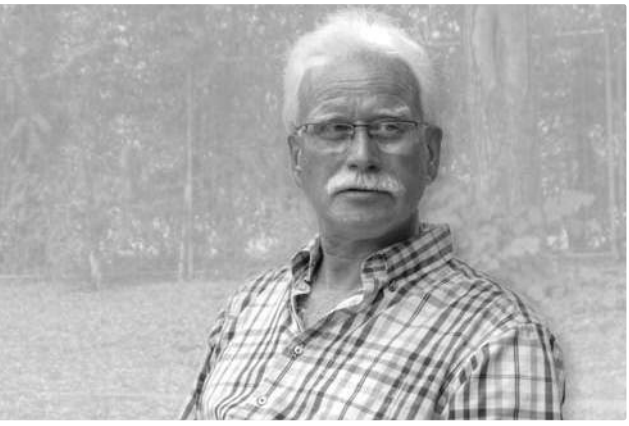
In der Folge wurde eine Grundsatzabteilung gebildet, die sämtliche Entscheidungen der Betriebsdirektion vor- und nachbereitete. Als plötzlich ein Fachdirektor verstarb, für den der Kaderersatz noch nicht geregelt war, hieß es: »Du machst das. Wir haben keinen anderen.«
So rutschte ich schwuppdiwupp in die Position des Fachdirektors beziehungsweise des Leiters für Arbeits- und Produktionssicherheit.
Dann sollte das neue Kraftwerk angefahren werden – ein ganz neues Kraftwerk hier in Lauchhammer. Der Dampferzeuger 1 war fertig. Zur Inbetriebnahme brauchte bloß auf den Knopf gedrückt werden.
Am 1. Mai 1989 wurde ich auf den dritten Stellvertreterposten des Betriebsdirektors berufen. In dieser Position sollte ich die Inbetriebnahme vorbereiten, das Personal rekrutieren und schulen. Im Juni fiel jedoch der Betriebsdirektor aus, der zweite Stellvertreter folgte, dann der erste. Auf einmal stand ich allein da. Jetzt ging es nicht mehr darum, das neue Industriekraftwerk anzufahren. Ein Betrieb mit fast achttausend Arbeitern musste geleitet werden. Und das Mitte 1989, als jede Woche mehr Leute fehlten, weil sie über Ungarn abgehauen waren. Auf dem Betriebsgelände wurde schon die bundesdeutsche Fahne gehisst.

Dr. Herbert Richter, Generaldirektor des Gaskombinats »Schwarze Pumpe«, nahm mich im August 1989 zur Seite: »Du wirst vom Stellvertreter zum amtierenden Betriebsdirektor berufen.«
Am 1. Oktober 1989 übernahm ich den Posten offiziell, mit allen Rechten und Pflichten. Bald danach kam die Grenzöffnung. Es ging drunter und drüber. Kein Tag verstrich ohne Hiobsbotschaft, ohne schwerwiegende Entscheidungen, für die oftmals keine Entscheidungsgrundlage vorhanden war.
Dann begann in Lauchhammer das Theater mit der Treuhandanstalt. Bis zur Abwicklung wurde es immer dubioser. Wir stritten mit den Verantwortlichen, meist auf verlorenem Posten. Gegen die Auftragsniedermacher und die wie Heuschrecken über uns herfallende Konkurrenz blieb uns keine Chance.
Das Schlimmste war, dass wir keine zufriedenstellenden Lösungen für die vielen Menschen finden konnten, die wir in die Arbeitslosigkeit entließen.
So ging es für uns zu Ende mit der Kohle. Und nur folgerichtig übernahm ich die Verantwortung im Traditionsverein Braunkohle Lauchhammer e.V., um dazu beizutragen, dass der Bergbau in Lauchhammer und unsere Arbeit nicht ganz in Vergessenheit geraten.
Bei einer Exkursion zum Pumpspeicherwerk Markersbach stand ich stramm vor der Ingenieurleistung der DDR. Wir bauten Brücken, veredelten Kohle, bohrten in die Tiefe. Bereits in den Siebzigerjahren führte die DDR Tiefenbohrungen bis zu 4000 Meter durch, um zu erforschen, welche Bodenschätze in der Erde lagen. Wenn ich heute lese, dass sich ein kapitalistischer Staat das planmäßige Abbohren solcher Flächen nicht leisten könne und im nächsten Zeitungsartikel steht: »Dadurch, dass die DDR so intensiv abgebohrt und die Erkenntnisse gesammelt hat, sparen wir uns jetzt Milliarden«, ärgere ich mich über die West-Arroganz. Keiner wollte unsere technischen und wissenschaftlichen Spitzenleistungen wahrhaben, sie redeten sie klein. Sie versuchten uns den Stolz zu nehmen. Anerkennung für die geleistete Arbeit zu erlangen, ist unheimlich schwer. Aber das Interesse an der Vergangenheit ist da.

Nominierte Geschichte

Jörg Hertel

»Mein Leben für den Strom – Von heute auf morgen Betriebsabschnittsleiter«



Jahrgang 1955

Das aufstrebende erste Braunkohlenkombinat der DDR, das BKK Lauchhammer, suchte 1961 Erkundungsingenieure. Da mein Vater soeben sein Geologiestudium abgeschlossen hatte, zogen wir vom Dorf nach Lauchhammer in eine Neubauwohnung. Warmes Wasser gab es noch nicht in Neustadt I, aber zweieinhalb Zimmer: Das war enorm. Dazu Ofenheizung und Deputat-Kohle, kostenlose Kohle. Und fast dichte Fenster. Wäsche wuschen wir in der Gemeinschaftswaschküche, die es in allen Neubaublöcken gab. Jeder trug in ein Oktavheftchen ein, wann er waschen wollte. Vater heizte dann früh, bevor er zur Arbeit ging, den Waschkessel ein. Das klappte.

Ich war der Älteste von vier Geschwistern. Meine Mutter bekam als Lehrerin Arbeit in der Zille-Schule, die sich in Blickweite unserer Wohnung befand. Ideal. Die Infrastruktur stimmte, die Stadtlinie fuhr, Strom und Brot waren billig. Typisches DDR-Leben. Das einzig Negative: Westwind! Dieser brachte den Dreck und Gestank der Brikettfabriken und der Kokerei direkt zu uns.

Bis zur zwölften Klasse besuchte ich die Schule und arbeitete in den Ferien im Bergbau. Ich wurde der Hofkolonne zugeteilt, entsorgte schubkarrenweise Kohlendreck und erledigte andere Reinigungsaufgaben. Wir Ferienarbeiter bekamen für zwei Wochen hundertfünfzig Mark Lohn. In den zwei Monaten, die ich zwischen Schule und Studium überbrücken musste, arbeitete ich als Hilfsmaschinist auf dem Bagger im Tagebau Klettwitz. Meine erste Baggererfahrung. Sehr gut, dreischichtig, da gab es noch mehr Geld.

Nach anderthalb Jahren Armee und einem abgebrochenen Studium an der Technischen Universität in Dresden ging ich zurück in die Kohle. Ich wechselte an die Ingenieurschule für Bergbau und Energetik in Senftenberg und bekam eine Stelle in der Elektroabteilung der Hauptwerkstatt Süd. Der Betrieb freute sich. Anstelle eines nur an Forschung interessierten Diplomingenieurs bekam er einen handfesten Bergbauingenieur.

1979 ging es für mich im Netzbetrieb richtig los. Wir betreuten alles, was an Strippen hing und mit einer Hochspannung von über 15.000 Volt lief. Dazu gehörte die Kokerei. Jede Woche durfte ich mindestens einen Tag in die Schalthäuser und sah somit nur ihre schönsten und saubersten Seiten: Die Schalthäuser waren poliert wie die gute Stube. Denn jedes Stäubchen, jedes Körnchen konnte Fehlauslösungen hervorrufen.

Am 1. Oktober 1980 entschied der mächtigste Wirtschaftsmann der DDR, Günter Mittag, über eine Neustrukturierung der Wirtschaft. Die Kohlegewinnung

kam zum Braunkohlenkombinat Senftenberg, die Veredlung zu »Schwarze Pumpe«. Unsere Abteilung wurde in der Mitte durchgehackt.
Als frisch ausgebildeter Ingenieur hatte ich am wenigsten zu sagen. »Du gehst raus in die Tagebaue, wir bleiben in den Fabriken«, hieß es.
So wurde ich von heute auf morgen Betriebsabschnittsleiter, bekam zwei Meisterbereiche und die Verantwortung für die Energieversorgung der Tagebaue Kleinleipisch, Klettwitz und Klettwitz-Nord. Eine schöne Zeit, eine Lehrzeit.
Wir kümmerten uns um Strom. Dieser flößte den meisten Menschen Respekt ein, nur wenige hatten wirklich Ahnung von ihm. Auch der Tagebauleiter kam zum kleinen Hertel mit seinen fünfundzwanzig Jahren und holte Erkundigungen ein. Wir waren die Einspeiser und stellten den Strom zur Verfügung, damit die anderen arbeiten konnten. Ohne uns lief nichts.
Zum Landesnetz hatten wir zwei 110-kV-Anbindungen und versorgten alle Bagger sowie die Abraumförderbrücken F 60 und F 45. Tag und Nacht, Sommer und Winter, erster und zweiter Weihnachtsfeiertag – wir waren immer abrufbereit. Die Störungen kamen erfahrungsgemäß im Winter, bei Frost. Dann wurden wir jungen Leute herausgefordert. Wenn es sein musste, blieben wir auch zwei Tage draußen und bastelten, bis die Bude wieder lief. War der Tagebau auch nur für ein paar Stunden finster, bedeutete dies eine Beinahe-Katastrophe.
Die einzige richtige Katastrophe hatte sich im Winter 1978/1979 ereignet. Eine Schneewand schob sich von der Ostseeküste kommend über die DDR hinweg. Innerhalb weniger Stunden fielen die Temperaturen rapide. Über zwei Wochen herrschten minus zwanzig Grad. Die Energieversorgung der Tagebaue, Brikettfabriken und Kraftwerke konnte nur mit außerordentlichen Mühen gewährleistet werden. Doch wir schafften es!

Als Ingenieur gehörte ich nicht zu den Bestverdienenden. Lohngruppe sieben bekamen nur die Vorarbeiter, die Fahrer der Förderbrücken erhielten sogar Lohngruppe acht. Als zusätzliche Vergünstigung kriegten wir Bergmannsschnaps – steuerbegünstigten Trinkbranntwein für Bergarbeiter –, den Liter für 1,60 Mark. In den vier Wintermonaten gab es zwei Liter pro Monat, im Rest des Jahres monatlich einen. Die Arbeiter unter Tage und draußen bekamen jeweils das Doppelte. So stand es im Betriebskollektivvertrag. Der Bergmannsschnaps war praktisch, denn wir konnten ihn nicht nur trinken, sondern bei Frost in die Scheibenwaschanlage füllen. Neben dem Alkohol gab es in der Kokerei und der Brikettfabrik täglich für jeden einen Viertelliter Milch. Entgiftungsmilch sagten wir dazu.
In den Achtzigerjahren hatten wir endlich das Gefühl, alles in Ordnung gebracht und sämtliche Kabelschäden behoben zu haben. Da kam die Wende. Mir war klar, dass der nun einsetzende Umstrukturierungsprozess garantiert zugunsten der Rheinbraun-Kohleindustrie ausgehen würde. Dass die Lausitzer Kohle und die Kohle aus Hambach fast die gleichen Parameter besaßen, spielte keine Rolle.
Durch die Umstellung der Heizungen wurden insgesamt weniger Briketts gebraucht. Und die westdeutsche Bergbauwirtschaft war sehr gut organisiert. So wickelte die Treuhandanstalt die Lausitzer Kohleindustrie ab.

Gerhard Nickus

»Die Hilfsbereitschaft im Dorf war groß!«

Jahrgang 1931

Bei den meisten Bauern in unserer Gegend reichte der landwirtschaftliche Ertrag kaum zum Leben. Die Böden waren nicht gut. Für sie kam der Bergbau gerade recht – er bot sicheren und verhältnismäßig guten Verdienst.
Die Bergbaugesellschaft ILSE AG hatte die landwirtschaftlichen Flächen um Geierswalde, unter denen Kohle vorkam, bereits 1913 erworben. Doch die Bauern durften sie so lange weiter bewirtschaften, bis die Kohle angeschnitten wurde. Das war 1952.
Bei meinen Eltern verhielt es sich so: Sie hatten einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb. Vater begann 1935 im Bergbau, in der Brikett-Fabrik in Laubusch. Es musste schließlich jeder zusehen, wie er Geld verdiente – und dort verdiente man gut. Meinem Vater fiel die Umstellung von Landwirtschaft auf Kohle nicht schwer. In den Dreißigerjahren spürten die Menschen die Weltwirtschaftskrise in allen Lebensbereichen. Die Anpassungsbereitschaft war groß.
Als Kind fuhr ich mit dem Fahrrad zur Arbeit meines Vaters. Die Arbeitsbedingungen waren primitiv. Da es keine Werksküche gab, brachte ich ihm sonntags sein Mittagsbrot. Daran erinnere ich mich gut. Erst ab den Sechzigerjahren gab es eine Kantine.
Mein Vater arbeitete im Schichtbetrieb. Wenn er alle drei Wochen seine Nachtschicht antrat, musste er zuerst die Karbidlampe in Ordnung bringen, damit er bei der Arbeit Licht hatte.
Durch den Bergbau wurde der Grundwasserspiegel abgesenkt. In den Dörfern versiegten die Brunnen. 1937 baute man ein Wasserwerk, um die Wasserversorgung der Menschen zu sichern. Die Bewohner erhielten das Wasser bis in die Fünfzigerjahre hinein zu einem verbilligten Preis – als Entschädigung für den Grundwasserentzug.
Durch den Tagebau wurde die Straßenverbindung von Geierswalde nach Laubusch weggebaggert. Ansonsten veränderte sich während des Krieges wenig. Die meisten Männer waren an der Front. Deshalb fehlte es an Arbeitskräften. Mein Vater war bis zum letzten Kriegsjahr »UK« – unabkömmlich gestellt – und arbeitete zwölf Stunden pro Tag, um die ganze Arbeit zu schaffen. Das belastete uns sehr. Wenigstens verdiente er auch mehr und wir konnten bescheidene Anschaffungen machen. In die Stube kamen ein Kleiderschrank, ein Sofa und eine Vitrine.
Meine Schule lag direkt nebenan. Es gab nur noch zwei Lehrer – ein Fräulein und einen Mann. Alle anderen waren eingezogen worden. Von der vierten bis zur achten Klasse wurden die etwa zwanzig Schüler zusammengelegt. Wir aus

der Achten halfen in der Unterstufe aus, als Ordnungspolizei. Wir passten auf, dass keine Dummheiten passierten. Viel geschah nicht.
Es herrschten harte Sitten. Wenn etwas nicht klappte, griff der Lehrer zum Rohrstock. Als ich erfuhr, es wird ein Diktat geschrieben, notierte ich auf mein Lineal die komplizierten Fremdwörter. Der Teufel wollt's, dass ich es im Klassenraum vergaß. Die Mitschüler, die nach mir rausgingen, fanden es: »Herr Lehrer, wir haben ein Lineal gefunden!« Für mich hagelte es Hiebe.
Der Lehrer war ein überzeugter Nazi. Das ließ er uns spüren: Die Kinder von Nazi-Eltern wurden bevorzugt. Mein Vater war politisch unauffällig. 1944 wurde er zum Volkssturm eingezogen. Kurz nach Kriegsende kehrte er aus der russischen Gefangenschaft zurück.
Nachdem ich 1945 die achte Klasse beendet hatte, verließ ich die Schule und half in der Landwirtschaft meiner Großeltern und Tante. Zuhause hielten wir Kühe, Schweine und Kleinvieh. Meine Mutter arbeitete auch mit. Geschwister hatte ich keine. Überall war Not am Mann. Ob ich Geld bekam? Was bezahlt man schon unter Verwandten…
Es waren andere Zeiten. Heute hält jeder erst die Hand auf und dann hilft er. Damals war es umgekehrt. Es musste weitergehen.
Sechs Jahre arbeitete ich in der Landwirtschaft. 1951 begann ich meine Facharbeiterausbildung in der Werkstatt »John Schehr«. Jeden Morgen fuhr ich mit dem Fahrrad nach Laubusch. Die Fabrik war nach Kriegsende demontiert worden. Nach und nach trug man von überall her Pressen und Geräte zusammen und besserte sie aus. In den Werkstätten der Fabrik arbeiteten zweitausend Leute. Nach Feierabend gab es Schulungen zum Tagebau.
Ich qualifizierte mich zu jeder höheren Lohngruppe und blieb bis zu meiner Rente 1991. Nebenbei arbeitete ich ab den Sechzigerjahren ehrenamtlich als Gemeinderat in Geierswalde. Es wurden Leute gebraucht, deshalb fragte mich der Bürgermeister: »Willst du das nicht machen?«
Es musste weitergehen im Dorf, jemand musste sich kümmern! Also übernahm ich das Amt.
Ende der Fünfzigerjahre gab es große Konflikte, weil einige Bauern nicht in die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) eintreten wollten. Das Braunkohlenkombinat (BKK) war verantwortlich für die Werbung neuer LPG-Mitglieder. Um alle Bauern für die LPG zu gewinnen, wurden Leute aus dem Kombinat freigestellt. Das ging nach Plan: Heute so viel Prozent, morgen so viel. Um den zu erfüllen, wandten sie manchmal unfaire Methoden an. Zum Beispiel brachten sie es fertig, am Sonntag, während des Gottesdienstes, einen Lautsprecher an den Baum vor der Kirche zu hängen und laut Musik zu spielen. Damals gingen noch viele Leute in die Kirche. Das war eine Provokation. Man wollte die Leute schikanieren, damit Sie in die LPG eintraten. Irgendwann verstanden die Bauern, dass die Effektivität der LPGs besser war. Sie traten ein und sprachen nicht mehr darüber.
In den Sechzigerjahren setzte jede Gemeinde für sich um, was notwendig war. Da brauchte es keinen Aufruf »Unser Dorf soll schöner werden«. War irgendwas zu machen, wurde es erledigt. Ohne großen Aufriss. Es gab viele, die sich organisierten und mithalfen. Die Hilfsbereitschaft war groß!
Aber die Vergangenheit habe ich längst abgehakt. Die Jüngeren glauben sowieso nicht, was ich erzähle. Sie denken, das war alles so, wie es heute in den Filmen dargestellt wird.

Gerhard Nickus & Karl-Heinz Radochla

»Leben im Tagebau-Randgebiet«

Gerd Nickus (Jahrgang 1931)
Mit den Tagebauen, die unser Dorf über die Jahre umgaben, erlebten wir einiges Spektakuläres. Die Straße, die von Laubusch in unseren Nachbarort Tätzschwitz führte, verlief genau an der Tagebaukante. Das war nicht ungefährlich. Als einmal ein Bus entlangfuhr, sackte sie plötzlich um drei Meter ab. Zum Glück kam niemand zu Schaden.

Karl-Heinz Radochla (Jahrgang 1944)
Der Vorfall ereignete sich im November 1981 an der ehemaligen Grubenausfahrt des Tagebaus Laubusch. Ein Auto, das hinter dem Bus fuhr, stand plötzlich eine Etage tiefer. Man muss sich das vorstellen: Der Bergbau kam in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts nach Laubusch, die Grube »Erika« wurde aufgeschlossen. Um die geförderte Kohle abzutransportieren, legte das Bergbauunternehmen eine Grubenausfahrt für die Kohlebahn an. Darüber bauten sie eine Holzbrücke. Nachdem der Tagebau endete, wurde die Grubenausfahrt nicht mehr gebraucht. Die Holzbrücke wurde abgerissen und die Ausfahrt lose mit Erde verfüllt. Ohne die Erdmassen ausreichend zu verdichten, bauten sie darauf die Straße. Das war fahrlässig.

Gerd Nickus
Jeder Regenguss spülte die Böschungskanten der Grube weiter ab. Sie waren, anders als heute, nicht abgeschrägt, und schnell entstanden gefährliche Rillen in den Grubenwänden. Dort langzulaufen war gefährlich und die Eltern machten sich Sorgen, wenn ihre Kinder, entgegen aller Warnungen, dort spielten.

»Dammbruch an der Schwarzen Elster«

Karl-Heinz Radochla
Zum Jahresende 1986 regnete es mehrere Wochen lang, zum Schluss sogar drei Tage am Stück ohne Unterbrechung. Als wir am Silvestermorgen über die Wiesen blickten, trauten wir unseren Augen kaum: »Ist das da hinten Wasser?« Tatsächlich. Gegen vier Uhr am Morgen hatte die übervolle Elster in der Nähe des etwa einen Kilometer von unserem Grundstück entfernten ehemaligen Wasserwerks mehrere Bäume fortgerissen. Mit ungeheurer Kraft spülte sie den Damm auf etwa dreißig Metern Länge weg. Ein breiter Strom Elsterwasser ergoss sich in unsere Richtung. Unsere Feuerwehr bemühte sich nach Kräften, den gebrochenen Damm zu schließen.

Gerd Nickus
Ich war Gemeinderatsmitglied und die ganze Nacht vor Ort. Es war ein heilloser Zustand. Über die eingeleiteten Maßnahmen konnte ich nur mit dem Kopf schütteln. Die »Aktuelle Kamera« berichtete im Fernsehen live.

Karl-Heinz Radochla

Es regnete immer weiter. In den Mittagsstunden des 1. Januars lief das Elsterwasser über die Kreis- und Ortsverbindungsstraße Geierswalde/Tätzschwitz. Dabei spülte es die Erde zwischen der Straße und dem Tagebaurestsee Koschen – dem heutigen Geierswalder See – weg. Schließlich drückte das Wasser die Straße in den See. Mit starkem Getöse und wahnsinnigem Druck flossen die Wassermassen in das Tagebaurestloch.

Im Laufe der nächsten Stunden schufen die fünfzig Meter entfernt an unserem Haus vorbeifließenden Wassermassen eine mehrere Meter tiefe Erosionsrinne. Sie verbreiterte sich zusehends und gefährdete die in der Nähe verlaufenden Ferngasleitungen und Hochspannungsmasten.

Gegen 16 Uhr kam unser Feuerwehrhäuptling und informierte uns: »Du, Karl-Heinz, bereitet euch vor, packt alles zusammen. Wenn das Wasser weiter kommt, evakuieren wir euch. Wenn nötig mit Gewalt!«

Notgedrungen packten wir unsere zwei Autos und den PKW-Anhänger voll. Unsere Kinder verstauten ihre liebsten Spielsachen. Meine Schwägerin Siglinde half meiner Frau, die wichtigsten Kleidungsstücke und Hausrat in Kartons und Kisten zu verpacken. Ich machte das Auto startbereit.

Wir hatten Angst vor der Evakuierung, standen stundenlang oben am Fenster und beobachteten die Lage. Das Wasser suchte sich seinen Weg und kam immer näher. Wieder und wieder sackten ein bis zwei Meter Boden weg, sodass uns Angst und Bange wurde.

Inzwischen hatte die Kreiskatastrophenkommission getagt. Gegen 22 Uhr fuhren sie Busse aus Weißwasser und Umgebung mit sechshundert Kräften des Zivilschutzes heran. Die ganze Nacht arbeiteten sie daran, den Damm mit Sandsäcken zu schließen.

Gegen Mitternacht legten wir uns müde und mit einem unguten Gefühl schlafen – in Straßenkleidung, die Autos abfahrbereit.

Aber wir hatten Glück. Es hatte aufgehört zu regnen, die Temperatur sank, Schnee fiel, und hinter der Schule, wo jetzt der Wohnpark steht, wurde ein Hubschrauberlandeplatz eingerichtet. In den nächsten Tagen gelang es, mit Hilfe eines Hubschraubers und Netzen voll Steinen, den Damm zu schließen.

Gerd Nickus

Heute weiß ich, dass wir auf so eine katastrophale Lage nicht ausreichend vorbereitet waren. Sie kam sehr plötzlich. Für euch war es so dramatisch, da das ursprüngliche Flussbett genau hinter eurem Haus vorbeilief. Dorthin bahnte sich die Elster ihren Weg.

Nominierte Geschichte

Peter Pohle

»Ohne die Kohle gäbe es mich gar nicht«

Jahrgang 1943

Ich kam im Dezember 1943 in Marga zur Welt, als Nachzügler. Mein Bruder war bereits neun Jahre alt und mein Vater fast vierzig. Er und meine Mutter dachten nicht daran, ein weiteres Kind zu bekommen. So wäre ich nie geboren worden, hätte es die Kohle nicht gegeben.

Im März 1943 erfuhr mein Vater, dass er »UK gestellt« war. Als Großgerätefahrer im Tagebau Hörlitz wurde er als unabkömmlich eingestuft und konnte somit nicht zum Kriegsdienst eingezogen werden. Einen Monat zuvor hatten die Deutschen in Stalingrad kapituliert. Viele junge Männer aus Marga ließen dort ihr Leben. Auch mein Vater fürchtete, als Soldat in den Krieg zu müssen. Seine Freude darüber, dass er keinesfalls eingezogen werden konnte, war unbeschreiblich. Jedoch durfte er es sich nicht anmerken lassen. Als ihm die UK-Einstufung mitgeteilt wurde, bedauerte er wortreich, dass er nun nicht für sein Vaterland kämpfen könne. Sobald er sich jedoch außer Sichtweite des Büros befand und auf dem Gelände der Pferderennbahn des Betriebsdirektors der Grube »Marga«, Julius Klitzing, ankam, ließ er seiner Freude freien Lauf. »Wenn mich da einer gesehen hätte, wie ich mich auf der Weide rumgesielt habe, weil ich nicht gehen musste!«, erzählte er uns oft.

Neun Monate später wurde ich geboren.

Dass ich das Licht der Welt in unserer Wohnung in der Viktoriastraße erblickte, war nicht ungewöhnlich. Später gingen die werdenden Mütter ins Krankenhaus nach Annahütte – so auch meine Frau, die unsere beiden Töchter dort zur Welt brachte. Aber in meinem Ausweis steht noch heute: »Geboren und wohnhaft in Marga«.

Mit der Umbenennung des Ortes in Brieske-Ost sollte dieser Eintrag getilgt werden. Laut offizieller Anweisung hieß es ab 1949 »geboren in Brieske-Ost« und nicht mehr »geboren in Marga«. Die Gründe für die Umbenennung konnten wir Margaschen jedoch nicht nachvollziehen: Die Gartenstadt wurde nach der Grube »Marga« benannt und gehörte zur ILSE Bergbau AG. Deren Generaldirektor Gottlob Schumann hatte die Grube 1906 nach seiner jung verstorbenen Tochter Marga benannt. Nun wurde der Name verboten, obwohl Schumann, selbst Sohn eines Bauern und bereits 1929 verstorben, nichts mit dem Faschismus und der Hitlerzeit zu tun gehabt hatte. Erst seit der Wende 1989 sind wir wieder Marga und es ist erneut von der Gartenstadt die Rede.

Aus der Wohnung in der Viktoriastraße zogen wir 1948 in die Hauptstraße, die heutige Franz-Mehring-Straße. Als mein Vater noch lebte, saßen wir abends oft

am Küchentisch – es gab noch keinen Fernseher, der uns zur Ablenkung diente – und hörten seinen Geschichten zu. Dabei erzählte er viel von der Arbeit im Tagebau, als Baggerfahrer und später als Lokführer.
Die Geräusche des Tagebaus, das Quietschen und Pfeifen der Maschinen, gehörten zu unserem Leben. Wir wussten genau: Herrschte Ruhe, dann stimmte etwas nicht. Dann machten wir uns Sorgen. So wuchsen wir in der Gartenstadt auf. Auch der Kohlendreck gehörte dazu. Er störte uns Kinder nicht. Aber als ich meine Frau Erika nach Marga brachte, kostete er mich fast meine Ehe.
Wir heirateten 1965 und lebten gemeinsam bei meinen Eltern. Ein Jahr später starb mein Vater. Da es kaum große Wohnungen gab, zog meine Mutter aus. Wir konnten in der Franz-Mehring-Straße bleiben. Erikas Schwester lebte mit ihrem Mann in Stralsund, in einem hübschen Eigenheim. Wir bekamen dort einen Ferienplatz und genossen unsere Urlaube in der sauberen Umgebung. Wenn wir zurückkamen, mit dem Auto am Markt um die Ecke bogen und unser Haus sahen, wollte meine Frau am liebsten wieder umkehren. So schlimm erschien ihr der Dreck, an den ich seit jeher gewöhnt war. Sie blieb jedoch bei mir und vor Kurzem feierten wir unsere Goldene Hochzeit.
Inzwischen hat sich vieles in Marga verändert – zum Positiven aber auch zum Negativen. Es gibt zwar keinen Kohlendreck mehr, der Zusammenhalt im Ort ist jedoch auch verschwunden. Damals kannte jeder jeden, allein durch die Arbeit. Die Gartenstadt war eine Wohnsiedlung, in der die Arbeiter des Tagebaus und der Brikettfabrik lebten. Inzwischen sind viele der Alten weggezogen, junge Leute sind gekommen, aber auch wieder gegangen. Sie kommen wegen der Arbeit und gehen wegen der Arbeit. Daher kennen sich die Nachbarn kaum untereinander. Trotzdem wohne ich noch immer gern hier – in unserer alten Wohnung in der Franz-Mehring-Straße.

Clemens & Jutta Schumacher

»Ein Pferd auf dem Flur – Geschichten aus der Gaststätte«

Clemens Schumacher (Jahrgang 1952)
Meine Frau und ich kamen 1976 aus Berlin ins Kulturhaus. Jutta, die aus Plessa stammt, hatte zufällig das Stellenangebot gelesen. »Arbeit mit Wohnung« hieß es. Das interessierte uns, denn eine Wohnung zu finden war in der DDR nicht einfach. Die versprochene Bleibe befand sich direkt im Kulturhaus. Das schien ideal und so bewarben wir uns bei der HO, um die Gaststätte zu übernehmen.

Jutta Schumacher (Jahrgang 1954)
Die HO war die Handelsorganisation der DDR. Sie bildete die staatliche Dachorganisation kleiner Lebensmittelläden und Restaurants. Anders als im Konsum gab es in den Läden der HO Waren besserer Qualität. Die kosteten allerdings auch mehr.

Clemens Schumacher
Ende des Jahres 1975 unterschrieben wir den Vertrag. Meine Frau begann im Frühjahr 1976 mit der Arbeit. Ich beendete zunächst meine Prüfung als Serviermeister im »Interhotel Stadt Berlin«, direkt am Alexanderplatz. Im Sommer 1976 folgte ich Jutta in die Lausitz.
Schnell lernten wir die Probleme bei der Versorgung der Gaststätte kennen. Aus Berlin – der Hauptstadt der DDR, die gut versorgt wurde – kannten wir das nicht.

Jutta Schumacher
Einmal in der Woche lieferte die Großhandelsgesellschaft (GHG) aus Finsterwalde Wein, Sekt, Schnaps und Tabakwaren. Wir bestellten unsere gewünschte Menge, erhielten sie jedoch nicht.
Deshalb reichten die Getränke selten für alle Veranstaltungen. Die Feierlichkeiten zum »Tag des Lehrers« zum Beispiel dauerten zwei Tage. Wenn nur eine Flasche Wein auf jedem Tisch stand, breitete sich Unmut aus. Dann hieß es: »Schumachers sind zu dumm, um ordentlich zu bestellen!«

Die Gäste ahnten nicht, welche Kopfstände wir vollführten, um besser beliefert zu werden. Unzählige Male rief ich beim Großmarkt in Finsterwalde an und fragte nach Ware. Ich erklärte, dass ich in Plessa säße und meine Gäste bedienen müsse. Darauf antwortete mir der Mitarbeiter am anderen Ende der Leitung: »Sie sind in Plessa? Kreis Liebenwerda? Der ist endversorgt. Sie kriegen nichts mehr!«
Was sollte ich machen? Nichts half, obwohl ich mich gern mit den Mitarbeitern anlegte.
Bei der Versorgung mit Fleisch erging es uns ähnlich. Wir bestellten jede Woche Fleisch, auch wenn wir es nicht sofort verbrauchten. Was übrig blieb, froren wir ein, damit bei der nächsten Feierlichkeit etwas auf den Tisch kam.
Ich erinnere mich an eine Jugendweihe zu Beginn der Achtzigerjahre. In der Regel belieferte die Konsumfleischerei in Elsterwerda jeden Ort zur Jugendweihe ein bisschen besser. Aber in jenem Jahr öffnete ich unsere Kisten und fand darin nur Schweinebug. Daraus konnten wir kleine Schnitzel schneiden, sonst nichts.
Ich rief wütend im Kombinat an. Als das nicht half, stieg ich in meinen Trabi und fuhr nach Elsterwerda. Ich überzeugte die Mitarbeiter mit Ach und Krach, mir Fleisch einzupacken.

Clemens Schumacher
Durch meine Ausbildung besaß ich Verbindungen nach Berlin. Diese halfen mir, Edelkonserven zu bekommen – Ananas, Mandarinen, Spargel und Champignons. Heute würde kein Restaurant mehr Champignons in Dosen kaufen. Alle wollen Frischware. Damals exportierte die DDR frische Champignons in die BRD. Für uns waren Konserven der Ersatz. Allerdings erhielten wir nie so viele Dosen, wie wir brauchten. Ich organisierte die zusätzlichen Mengen in der Hauptstadt, fuhr mit meinem Auto nach Berlin und packte den Kofferraum so voll, wie es ging.

Jutta Schumacher
Die Kuchenversorgung bei Familienfeiern lief entspannter ab – dank des Zusammenspiels zwischen uns und den Feiernden. In Plessa ist es Tradition, dass die Familien ihren eigenen Kuchen mitbringen. Eine Familie sticht die andere dabei aus. Als Ergebnis gab es bei jedem Familienfest ein Kuchen-Buffet vom Feinsten. Wir mussten uns nicht darum kümmern.

Clemens Schumacher

Als Günter Kamenz, ein engagierter Plessaer, in den Siebzigerjahren einen Bauernmarkt organisierte, galt es, diesen zu versorgen. In Absprache mit Günter sollte es Wildschweingulasch geben. Keiner im Ort besaß einen Kessel. Wo sollten wir den herbekommen? Wieder halfen mir meine Verbindungen zum »Interhotel Stadt Berlin«. Ich holte den Kessel mit meinem gerade vier Wochen alten Auto ab.
Während der Heimfahrt lag der Kessel auf der Rückbank. Es war spät am Abend. Und plötzlich… Rumms! Da lief mir ausgerechnet ein Wildschwein vor das Auto!
Der Wagen schlingerte von rechts nach links und ich bekam ihn gerade so zum Stehen. Ich stieg aus und lief einmal um das Auto herum. Der Kotflügel war hin,

von dem Wildschwein keine Spur. Ich dachte: »Hoffentlich kommt das Biest nicht hinter mir her!«, stieg ein und fuhr davon.

Jutta Schumacher

Wir erlebten viele witzige Geschichten im Kulturhaus. So schaute an einem Tag der Republik Anfang der Achtzigerjahre plötzlich ein Pferd zur Tür der Gaststätte rein.
Das kam so: Friedrich Schneider und Siegfried Heinrich saßen am Tisch. »Friedrich, lebt dein alter Gaul noch?«, fragte Siegfried.
»Beleidigst du noch einmal meinen Schimmel Harry, hole ich ihn hierher!«
»Ich geb dir hundert Liter Bier aus, wenn du das machst!«
Friedrich zog los, um sein Pferd zu holen. Als er mit Harry vor dem Kulturhaus ankam, warnte ihn unser ABV: »Friedrich, mach das nicht! Du bekommst Ärger mit der Stasi.« Als Dorfpolizist fühlte er sich verantwortlich.
Unser stolzer Pferdebesitzer ließ sich nicht beirren. Die Jugendlichen, die zum Tanz im Haus waren, hielten ihm die Tür auf und standen Spalier. Im Foyer angekommen, öffnete Friedrich die Tür zur Gaststätte und sein Schimmel schaute zu uns herein.
Die Wette hatte er gewonnen! Mit der Stasi bekam er keinen Ärger.

Clemens Schumacher

Zum Jahreswechsel 1978/1979 trug sich die nächste dieser absurden Geschichten zu. Es handelte sich um einen der schlimmsten Wintereinbrüche, eine Katastrophe. Das ganze Land versank im Schnee.
Bei uns versagte die Stromversorgung zwölf Minuten vor Mitternacht. Das Notstromaggregat hielt nur die kleinen Lämpchen der Notbeleuchtung am Laufen. Ansonsten herrschte im Haus Dunkelheit. Die Plessaer Silvestergäste wussten sich zu helfen: Auf dem Steinboden im Foyer zündeten sie ihre Eintrittskarten an, um etwas Licht zu haben.

Jutta Schumacher

Alle fanden es gemütlich und die Feier zog sich bis zwei Uhr morgens hin. Uns freute das, denn so wurden wir den Sektvorrat los, den wir übers Jahr gesammelt hatten. Sekt war sonst wenig gefragt. Erst zu Silvester stand er hoch im Kurs.

Clemens Schumacher

Während des Karnevals tranken die Gäste vor allem Bier. Über die Theke gingen fünfunddreißig bis vierzig Fässer mit je hundert Litern. Da rollte einiges an Fässern – und an Menschen.
Bei Familienfeiern fragten die Gäste vor allem nach Likör. Diesen gab es jedoch nicht in den nötigen Mengen. Um acht Flaschen Likör zu bekommen, mussten wir hundert Flaschen Wodka abnehmen. Diesen konnten wir wiederum gut in Mixgetränken bei Tanzveranstaltungen umsetzen.

Jutta Schumacher

An Karneval war das gesamte Kulturhaus über mehrere Wochen ausgebucht. In jedem Raum feierten die Jecken – Rentner, Schulklassen, Betriebe, Vereine

–, alle veranstalteten eigene Feiern. Für Stimmung sorgte eine Rutsche, die extra auf der Treppe aufgebaut wurde. Die Gäste nutzten die Bar, den Imbiss, die Nebenbühne, sogar in der Kulissen-Schleuse tanzten sie.
Am »Tanz in den Frühling« hing unser Herz. Unsere Mitarbeiter sträubten sich, als wir mit der Idee zu ihnen kamen. »Ach, was wollen die da wieder machen?«, sagten sie. »Die jungen Leute haben nur Rosinen im Kopf!«
Clemens und ich bereiteten die Veranstaltung allein vor. Erst am Abend des Tanzes half unser Personal mit. Sie hatten nicht geglaubt, dass wir so eine Feierlichkeit auf die Beine stellen konnten. Doch wir zogen unseren Plan durch. Wir deckten die Tische ein, platzierten Servietten und Blumen – damit es gemütlich wirkte. Mein Mann empfing die Gäste, begleitete sie an die Tische und zündete die Kerzen an. Wir servierten ein Drei-Gänge-Menü, das alle begeisterte. So brachten wir ein bisschen »Interhotel« nach Plessa. Schließlich denken die Leute auf dem Dorf nicht anders als in der Stadt. Viermal richteten wir den »Tanz in den Frühling« aus. Die Karten waren lange im Voraus ausverkauft.

Clemens Schumacher

Unsere Zeit in Plessa endete 1987.
Die Schwierigkeiten wuchsen an. Die Mitarbeiter der Gaststätte unterstanden der HO, anders als die übrigen Beschäftigten im Kulturhaus. Diese wurden vom VEB Braunkohlenveredlung Lauchhammer (BVL) bezahlt und erhielten höhere Löhne. Nicht so das Gaststättenpersonal. Deshalb hatten wir Probleme, Arbeitskräfte zu finden.
Hoffnung schöpften wir, als wir einen neuen Küchenmeister aus dem »Interhotel« und seine Frau einstellen wollten. Eine Woche vor seinem Arbeitsantritt erreichte uns die Hiobsbotschaft: Die Stasi hatte ihn verhaftet. Für uns bedeutete dies das Ende.

Jutta Schumacher

Wir wollten unsere Gäste gut versorgen. Trotz der Probleme machte es Spaß und es freut uns, dass wir den Plessaern in guter Erinnerung geblieben sind.
Es ist heute unvorstellbar, welche Schwierigkeiten wir damals hatten. Aber es ist wichtig, davon zu erzählen, damit es nicht vergessen wird.

Nominierte Geschichte

»Die Heiden von Sedlitz«

Monika Blum (Jahrgang 1958)
Das Dorfleben hat so einiges für sich. Was wir als Kinder erlebten, davon können Stadtmenschen nur träumen.

Silvana During (Jahrgang 1980)

Wie viele Kinder kennst du, die auf einen Baum klettern können? Nur ganz wenige, es sei denn, es sind Kinder vom Dorf.

Monika Blum
Wir spielten oft am Jauchegraben, sprangen drüber weg und fielen natürlich auch rein. Trotzdem rannten wir immer wieder da hin.

Steffen Philipp (Jahrgang 1966)

Wir hatten da so ein Spiel, »Apfelkrieg« nannten wir es: Einer von uns musste auf den Baum am Jauchegraben klettern, die anderen durften mit Äpfeln nach ihm werfen. Wer mit der weißen Fahne wedelte, der hatte verloren.
Einmal kroch ein Junge hoch, der seinen Opa bei uns im Dorf besuchte. Der erste Appel traf ihn und er konnte sich gerade noch so mit einer Hand festhalten. Ich warf daraufhin einen zweiten. Der Treffer landete auf seiner Hand. Er konnte sich nicht länger halten und flog mitten hinein in die Jauche. Bis zum Bauch stand er drin, als sein Opa dazukam. Der hätte nun mich verjacken müssen, verkannte jedoch die Situation und zog seinem Enkel, der noch immer im Jauchegraben stand, eins mit der

Gerte über. Erst dann half er ihm raus, stellte ihn auf die Wiese und spritzte ihn mit dem kalten Wasserstrahl aus dem Gartenschlauch ab. Ja, das waren schon harte Zeiten!

Silvana During

Als Kinder erlebten wir wirklich tolle Sachen. Erst heute weiß ich das zu schätzen. Wir kamen aus der Schule, pfefferten den Ranzen in die Ecke – und weg waren wir. Abends tönte ein langgezogener Pfiff durch die Nachbarschaft. Daraufhin stürmten alle los.

Steffen Philipp

Für unsere Streiche wurden wir allerdings hart bestraft. Die Höchststrafe lautete Stubenarrest. Da sind wir regelrecht eingegangen! Wenn du den Kindern heute damit drohst, lachen sie dich nur aus. Für mich war es ein Horror, oben auf dem Fensterbrett sitzen zu müssen – es war gerade so breit, dass ich darauf Platz hatte – und den anderen beim Spielen auf der Straße nur zusehen zu können.

Monika Blum

Die winkten hoch zu dir und du hast gekocht vor Wut. Eine der grausamsten Strafen, die es gab. Aber sie tat ihre Wirkung.

Als wir einmal unserer Nachbarin einen bösen Streich spielten – die Details nenne ich lieber nicht–, bekamen meine Freundinnen ebenfalls mächtig Ärger mit ihren Eltern. Meine Mutter dagegen meinte zu mir: »Sag mal, Moni, das warst du doch, oder?«

Ich erwiderte: »Nee, Mutti, ich hab nichts gemacht. Ich hatte nur die Idee.«

Da musste sie selber lachen und dachte wohl bei sich: »Das haben die Mädels richtig gemacht und der Nachbarin eins ausgewischt!«

Steffen Philipp

Unsere Frau Nachbar ließ abends ihr Fahrrad draußen stehen, statt es im Keller einzuschließen. Das fanden die Alten nicht spaßig. Sie versteckten das Rad – vierzehn Tage lang. Nach Ablauf der Frist stellten sie es an die Wand des alten Heuschuppens und befestigten ein Pappschild daran. »Hurra, ich bin wieder da!«, stand drauf.

Zur Feier der Rückkehr des Drahtesels holte die glückliche Besitzerin eine Flasche Kirsch-Whisky hervor. Wir Kinder tobten rum und die Alten kippten eine Runde Schnaps nach der anderen. Schöne Zeiten waren das!

»Unser geliebter Ascheplatz«

Wolfgang Kaiser

Bis 1997 gab es in Sedlitz eine wilde Mülldeponie – unseren geliebten Ascheplatz. Sie befand sich da, wo heute die Lagune ist. Aber keine Angst: Alles wurde zurückgebaut und saniert, bevor die Lagune entstand.

Silvana During

Der Ascheplatz war immer der schönste Spielplatz für uns Kinder. Da konnten wir rumtoben und fanden allerlei Interessantes.

Wolfgang Kaiser

Wir brachten alles, was wir loswerden wollten, auf den Ascheplatz. Dort fanden wir allerdings auch vieles, was uns noch irgendwie brauchbar erschien. Autoreifen, Motoren, ausgediente Stahlträger und anderen Bauschutt, altes Spielzeug, zerschlissene Möbel – und, und, und.

Ich steuerte regelmäßig unseren großen Handwagen durchs Dorf. Was weg konnte, lud ich zu Hause auf, befestigte das Ziehband vorn am Wagen und zog Richtung Ascheplatz. Dort angekommen, kippte ich unseren vermeintlichen Müll ab, nahm in Augenschein, was die Nachbarn in den letzten Tagen entsorgt hatten und wurde fündig. Da lag zum Beispiel ein Holzbalken, den ich mit einigen Handgriffen abschleifen konnte, schon war er wie neu; oder ein Drahtkorb, den ich mit alten Kabeln flicken und als Behälter für die Kartoffelernte nutzen konnte. Bei jedem Besuch auf dem Ascheplatz fand sich etwas Brauchbares.

Heike Philipp (Jahrgang 1966)

Ich musste mich einmal schweren Herzens von meinen Lieblingsstiefeln trennen. Die trug ich, bis es gar nicht mehr ging, bis sie auseinanderfielen. Ich brachte sie auf den Ascheplatz und dachte noch: »Die siehst du nie wieder!« Am nächsten Samstag jedoch, als ich früh beim Bäcker stand, kam Otts Ulli rein. Mit meinen Stiefeln an den Füßen!

Steffen Philipp
Manch einer leerte seinen Autoanhänger auf dem Ascheplatz aus und kam mit gefülltem Anhänger wieder zurück. Mein Opa schimpfte oft darüber, was wir zu Hause für Zeug anbrachten. Für ihn war das Müll, ich dagegen konnte die Sachen noch gut gebrauchen.

Silvana During
Mein Opa verbrachte ganze Tage auf dem Ascheplatz. Während meine Oma zum Friedhof ging, frische Blumen auf das Grab ihrer Eltern legte und Unkraut jätete, stöberte er – wie auf einem Flohmarkt – zwischen den »Waren«, die unsere wilde Mülldeponie feilbot.

Klaus Nasdal (Jahrgang 1954)
Als Kind fand ich einmal eine kleine Kiste mit Zigarren. Ich dachte: »Die musst du probieren.« Ich brannte den Stumpen an, so, wie ich es bei den Erwachsenen gesehen hatte. Nach diesem »Genuss« rührte ich nie wieder eine Zigarre an.

Steffen Philipp
In unserer Familie brachte der Großvater meiner Frau immer den Müll zum Ascheplatz. Irgendwann übernahm ich die Aufgabe. Besonders im Winter war das nicht lustig. Ich stellte unsere zwei Mülltonnen auf den Schlitten, band sie notdürftig fest und ging los. Es kam, wie es kommen musste: Auf halbem Weg durchs Dorf fielen beide Tonnen scheppernd vom Schlitten. Da stand ich nun und dachte bei mir: »Was machst du hier eigentlich? Bei dem Wetter!« Mir blieb nichts weiter übrig, als die Tonnen wieder auf den Schlitten zu wuchten und mich den Rest des Weges zum Ascheplatz zu quälen.

Monika Blum
Mein Mann brachte einmal ein nigelnagelneues Paar Turnschuhe mit. Ich schaute sie mir genau an und schlüpfte hinein. Sie passten wie angegossen. Jahrelang lief ich in diesen Schuhen herum.

Wolfgang Kaiser
Wir vergessen so schnell, wie wir die Dinge früher machten. Als der Abfallentsorgungsverband gebildet wurde und wir die gelben und schwarzen Tonnen bekamen, war es vorbei mit dem Ascheplatz. Für solch eine wilde Mülldeponie gab es schlichtweg keine Genehmigung mehr. Sie musste geschlossen und saniert werden.

»Ein Haus für die Kultur in Plessa«

Wolfgang Alkier (Jahrgang 1943)

Als das Kulturhaus Mitte der Neunzehnhundertfünfzigerjahre gebaut wurde, stritten die Plessaer heftig darüber. Wurde es wirklich gebraucht?
Das kleine Fischerdorf Plessa hatte sich mit den Braunkohlefunden um die Jahrhundertwende in unvorstellbarem Maße entwickelt. Es existierten fünf Bäcker, Schlossereien und Handwerksbetriebe. Vereine gründeten sich. Während im Jahr 1900 tausend Menschen hier lebten, zählte Plessa in den Sechzigerjahren dreitausendfünfhundert Einwohner.
Die Menschen arbeiteten im Tagebau, in der Brikettfabrik, im Meliorationsbau, der Gärtnerischen Produktionsgenossenschaft (GPG) sowie im Kraftwerk. Sie verlangten zum Ausgleich für die Arbeit nach Kultur. Tanz, Sport und Theater boten vor dem Krieg mehrere Gaststätten und Säle an: Saal »Brösgen«, Saal »Hauptvogel«, Saal »Nuck«, Saal »Schüler« und die »Kantine«.
Im Krieg brannten viele dieser Häuser ab oder wurden zerstört. Um den Menschen Kultur zu bieten, legte die DDR-Regierung um 1953 fest, dass jeder Betrieb seine eigene Kultureinrichtung bekommt. Dieser Plan wurde jedoch zugunsten eines großen Hauses aufgegeben. Die Betriebe legten dafür ihr Geld zusammen.

Ilse Winge (Jahrgang 1931)

Das Kulturhaus wurde 1960 eröffnet – am Wochenende des Tags des Bergmanns und Energiearbeiters, den wir am ersten Sonntag im Juli begingen. Das Kulturhaus unterstand dem VEB Braunkohlenkombinat Lauchhammer. Alle Beschäftigten im Haus – Hausmeister, Heizer, Büroleute – bezahlte das Kombinat.
Gemeinsam mit einer Bekannten hatte ich bereits am 16. Mai meine Stelle als Bürokraft angetreten. Ich machte die Buchhaltung und betreute die Kasse. Das Foyer war noch nicht fertig und ich musste auf meinem Weg ins Büro über Holzbalken und Baumaterial steigen. Auch gab es noch keine Schreibtische,

sondern lediglich einfache Holztische und Stühle. Pünktlich zum Bergmannstag war alles fertig.
Das Amt des Kulturhausleiters übernahm Gerhard Müller. Allerdings blieb er uns nicht lange erhalten. Bei einem lebhaften Tanzabend fiel er mitten auf der Tanzfläche um und war auf der Stelle tot. Ein Schlaganfall.
Die Tragödie schockierte uns alle. Walter Kotte, der bisherige Verwalter, übernahm den Posten bis 1988. Das Leben ging weiter und wir erlebten viel Schönes.

Renate Weber (Jahrgang 1940)

Ich kümmerte mich von 1979 bis zur Wende um die bunten Veranstaltungen der heiteren Muse. Zehn Veranstaltungen fanden im Jahr statt, unterbrochen durch eine zweimonatige Sommerpause. Unsere Abonnenten brachten zu diesen beliebten Abenden Verwandte und Bekannte mit. Betriebe holten sich Karten für ihre Angestellten.
Um die fünfhundert Sitze im Saal gerecht zu verteilen, führten wir das »rollende System« ein. So kam jeder Gast einmal in den Genuss, ganz vorn zu sitzen. Wer bei der ersten Veranstaltung in der ersten Reihe gesessen hatte, saß bei der zweiten ganz hinten und rückte von Aufführung zu Aufführung drei Reihen vor, bis er erneut ganz vorn saß.

Ilse Winge

Fast alle bekannten Künstler der DDR traten bei uns im Kulturhaus auf: die Schlagersängerinnen Helga Brauer und Monika Herz, der Komiker Eberhard Cohrs, der Musiker Frank Schöbel und wie sie alle hießen. Nach ihren Auftritten überreichten wir ihnen Blumen zum Dank und sie trugen sich in das Gästebuch ein.

Renate Weber

Wir Plessaer freuten uns über prominente Gäste. Mit unserer Meinung zu den Auftritten hielten wir jedoch nicht hinterm Berg. Das erlebte auch das Schlagerduo Monika Hauff und Klaus-Dieter Henkler.
Ich sah ihren Auftritt und hörte die Beschwerden der Gäste: »Schade, dass sie im zweiten Teil nur ausländische Lieder gesungen haben.« »Die beiden sind doch Deutsche. Da können sie für ihr deutsches Publikum auch deutsche Lieder singen!«
Nach dem Konzert ging ich in die Künstlergarderobe, damit sich Hauff-Henkler ins Gästebuch eintrugen. Klaus-Dieter Henkler fragte mich: »Wie hat Ihnen die Veranstaltung gefallen?«
Ich antwortete: »Wenn Sie schon fragen… Die Zuschauer fanden den zweiten Teil ein bisschen unverständlich. Sie wunderten sich, warum Sie nicht Ihre

schönen deutschen Lieder gespielt haben. Das wäre für unser älteres Publikum passender gewesen.«
»Siehste!«, rief Klaus-Dieter Henkler aus und drehte sich mit erhobenem Zeigefinger zu seiner Partnerin um. Sie warf mir einen bösen Blick zu – offensichtlich führten sie diesen Disput nicht zum ersten Mal.

Ursula Hofmann (Jahrgang 1921)

Ich vergesse im Leben nicht, dass ich mit der Schlagersängerin Bärbel Wachholz eine kleine Freundschaft schloss. Als Sekretärin des Kulturhausleiters begrüßte ich sie vor ihrem Auftritt. Die Sängerin mochte mich auf den ersten Blick und ich durfte sie in ihre Garderobe begleiten. Neugierig stellte ich Fragen und sie erzählte mir aus ihrem Künstlerleben.
Wir sprachen auch über meine Mutter, an der ich sehr hing. Sie war ein halbes Jahr zuvor gestorben und ich hatte den Verlust noch nicht überwunden. Dies berührte Bärbel Wachholz: »Wenn ich heute Abend mein Lied ›Mama‹ singe, denke ich an Sie.«
Bei ihrem Auftritt saß ich in der ersten Reihe und heulte wie nie. Noch heute kenne ich den Text auswendig und denke an diesen Abend, wenn ich das Lied höre.

Carola Meißner

Es war großartig. Viele Künstler, die ich nur aus Rundfunk und Fernsehen kannte, standen bei uns auf der Bühne. Das wollten sich die Plessaer nicht entgehen lassen. Ich denke, deswegen waren die bunten Veranstaltungen beliebter als Theateraufführungen.

Ilse Winge

Was das Theater angeht, sind die Plessaer ein bisschen »mufflig«. Nicht alle ließen sich von der ernsten Kunst hinterm Ofen hervorlocken. Trotzdem füllte sich der Zuschauerraum, wenn die »Landesbühnen Sachsen« oder das »Theater Senftenberg« bei uns gastierten.
Dazu trugen die Theaterringe bei. Sie funktionierten wie ein Abonnement-System. In jedem Ort rund um Plessa fand sich ein Kassierer, dem wir die Karten zuschickten und der diese an die Mitglieder des Rings verteilte. An der Abendkasse rechnete ich die verkauften Karten ab. Die gastierenden Theater erhielten die gesamten Einnahmen.

Ingrid Mertzig (Jahrgang 1945)

Neben Konzerten und Kabarett, Schauspiel und Operetten fanden im Kulturhaus auch Betriebs- und Familienfeiern, Jugendweihen, Namensweihen, und Einschulungen statt.
Günter Kamenz und seine Kurse zur Verkehrssicherheit gehörten ebenso dazu wie der Bauernmarkt und der »Tanz in den Frühling«, organisiert vom Ehepaar Schumacher. Die Betriebe nutzten das Kulturhaus für ihre Weihnachtsfeiern und die Jahreshauptversammlungen. Um einen Termin für die Gemeindevertretersitzungen des nächsten Jahres zu bekommen, musste ich als Bürgermeisterin schon im September anfragen.

Ursula Hofmann

Über die Veranstaltungen und das begeisterte Publikum berichtete ich in unserer Heimatzeitung, der »Lausitzer Rundschau«.
Als Sängerin stand ich selbst mit dem Orchester der Bergarbeiter und unserem Chor auf der Bühne. Diese Auftritte entschädigten mich für das durch den Krieg entgangene Gesangsstudium.

Carola Meißner (Jahrgang 1960)

Ich weiß noch, dass ich mich am Tag meiner Einschulung gleich drei Zentimeter größer fühlte. Auf der großen Bühne des Kulturhauses wurden wir Erstklässler begrüßt und unseren Klassenlehrern zugeteilt. Danach gingen wir geschlossen zum Schulgebäude. Leider gab es bei meinen Kindern diese Feierstunde im Kulturhaus nicht mehr. Die Aufnahme der Erstklässler fand auf dem Schulhof oder in der Turnhalle statt.
Ich erinnere mich, dass wir mit der Schule regelmäßig ins Theater gingen. Mein erstes Bühnenerlebnis war »Der Biberpelz« von Gerhart Hauptmann. Das Stück vergesse ich nie. Ich fand es … schrecklich!
Doch die alten Puppenbühnen begeisterten mich. Riesengroße, reich geschmückte und bemalte Kulissen, die vor der Kulturhausbühne aufgebaut wurden. Eine andere Welt! Kasper führte die Kinder durch die Geschichten. Die Puppen hingen an Fäden und wirkten doch lebendig. Heute weiß ich, es handelte sich um Marionetten der typischen Wanderpuppentheater, die seit Generationen durch die Region zogen.
Zu meiner Schulzeit hielt die Schule auch Vollversammlungen im Kulturhaus ab. Die Schüler wurden über Neuigkeiten informiert. Außerdem erhielten alle die allgemeine Jahresauftaktbelehrung über Fundmunition und Gefahren im Bergbaugebiet. Keiner konnte behaupten, er hätte nichts gewusst.
Die Schulleitung nutzte die Vollversammlung auch, um zu tadeln. Die Schüler machten viel Unfug: Sie manipulierten Weichen und probierten, die Halbschranke am Waldbahnübergang auszuhängen.
Manch einer überlegte, was er getan hatte, wenn er vor der versammelten Schule auf die Bühne zitiert wurde. Unverbesserliche sahen wir jedes Jahr dort oben.

Ingrid Mertzig

Die Räume des Kulturhauses dienten dem Jugendblasorchester als Proberaum. Vor dem 1. Mai übten sie drinnen die Musik und draußen auf der Straße das Marschieren. Die Numismatiker und die Philatelisten trafen sich regelmäßig. Es gab eine Bibliothek und vier Nähzirkel. Unter der Leitung der Schneiderin Frau Henschke lernten wir alle Arbeitsschritte vom Zuschneiden über das Heften und Nähen. Denn in den Läden fanden wir nicht immer die Kleidung, die wir tragen wollten. So entstanden Röcke, Blusen und Kleider aus gutem Stoff, den wir in dem herrlichen Geschäft »Haferland« in Finsterwalde kauften.

Carola Meißner

Ich war begeistertes Mitglied im Zeichenzirkel. Franz Kießlich, unser Zeichenlehrer, erkundete mit uns die Umgebung – um Landschaft zu entdecken und zu zeichnen.

Da Herr Kießlich oft an den Bühnendekorationen für das Kulturhaus arbeitete, bestand zwischen ihm und Walter Kotte intensiver Kontakt. Über den Träger des Kulturhauses, das Braunkohlenkombinat Lauchhammer, organisierte Herr Kotte die Unterstützung für Projekte des Zeichenzirkels.

Für ein Projekt schnitten wir aus Klarsichtplastikplatten, die wir farbig angestrichen hatten, Stücke und klebten Mosaike daraus. Das große Bild zum Thema Völkerfreundschaft erhielt das Kulturhaus. Viele Jahre später wurde es an die Schule übergeben. Als Dankeschön bekam der Zirkel einen Ausflug geschenkt. Mit dem Bus fuhren wir nach Dresden und verbrachten einen Tag in der Galerie »Alte Meister«.

Als mit der Wende die Betriebe schlossen und die Reste der Kohleindustrie privatisiert wurden, verlor das Kulturhaus seine finanzielle Grundlage. Es gab keine Veranstaltungen mehr. Das Leben im Kulturhaus starb.

Es war fünf nach zwölf, als sich vor zehn Jahren einige Plessaer zusammenfanden und versuchten, den Stein für eine Wiederbelebung des Kulturhauses ins Rollen zu bringen. Schließlich fehlte unserem Heimatort ein großer Teil seines kulturellen Lebens.

Am Anfang standen wortreiche Auseinandersetzungen mit der Gemeindevertretung. Bis Lothar Thieme – ein ganz Verrückter, das darf man so sagen – zum Musiker Prof. Ludwig Güttler nach Dresden fuhr. Er klopfte an dessen Tür und fragte ihn: »Sie haben sich engagiert und den Wiederaufbau der Frauenkirche auf den Weg gebracht. Wir haben da so ein Haus: Was können wir tun, um es zu erhalten?«

Er antwortete: »Als erstes gründen Sie einen Verein!«

Das taten wir: 2008 riefen wir den Kulturverein ins Leben. Mitglieder, Freunde und Bekannte legten Hand an, sanierten, renovierten und erfüllten in vielen freiwilligen Arbeitsstunden die Brandschutzauflagen. So bildete die alte Kabelage des Kronleuchters aus den Sechzigerjahren im großen Saal ein ständiges Brandrisiko. Wir nahmen ihn von der Decke und verkabelten ihn neu.

Heute stehen wir vor zwei Problemen, die der Verein nicht allein lösen kann: das marode Dach und die alten Fenster. Sie müssen saniert werden. Um das nötige Geld zusammenzubekommen, ruft der Verein zu Spenden auf.

Wolfgang Alkier

Durch die sanierungsbedürftigen Fenster und das Dach entsteht ein Problem: enorme Heizkosten. Früher war durchgängig Leben im Haus. Dadurch blieben die Räume warm. Ging die Kohle im Heizhaus zur Neige, lieferte die Brikettfabrik einen vollen LKW. Heute muss das Haus zu jeder Veranstaltung hochgeheizt werden. Das ist teuer. Eine Veranstaltung erzeugt, je nach Außentemperatur, bis zu vierhundert Euro Heizkosten.

Um die Wärme auszunutzen, legt der Karnevalsclub seine Veranstaltungen zusammen. Am 11. November 2015 fand nach der Schlüsselübergabe am Gemeindeamt ein kleiner Imbiss im Kulturhaus statt, tags darauf eine große Veranstaltung und am nächsten Tag eine für Rentner.

Das Kulturhaus ist groß – vielleicht zu groß für unseren kleinen Ort. Aber wir brauchen es, es gehört zu uns!

In den vergangenen Jahren bewiesen wir, dass es sich füllen lässt: Allein in den letzten zwei Monaten fanden vier ausverkaufte Großveranstaltungen statt. Am 2. Januar 2016 spielte »City« im großen Saal – zuletzt waren sie hier vor fast vierzig Jahren gewesen. »Mal sehen, wie es da jetzt aussieht«, sagten sie skeptisch vor ihrer Anreise. Die Bude war voll! Und die Akustik noch genauso gut.

Carola Meißner

So wie den Bandmitgliedern von »City« wird es vielen Künstlern gegangen sein. Ob der Startrompeter Ludwig Güttler, der die Aktivitäten für das Kulturhaus mit drei Benefizkonzerten unterstützte, ob Ruben Wittchow und das Tonstudio »Showcase« aus Potsdam, die ein Musikalbum einspielten, ob das »Lucerne Festival Orchestra« aus der Schweiz, das sein einziges Sonderkonzert im Sommer 2014 in Plessa spielte oder das »Wiener Belvedere Orchester« mit seinem besonderen Neujahrskonzert 2016.

Die Zweifel: »Plessa? Wo werden wir da hinkommen?«

Das Unerwartete: eine große Bühne, ein voller Saal und eine einzigartige Akustik.

Der Lohn für die Künstler: ein volles Haus und begeisterte Menschen!

Kapitel 2

Umbruch

Mit dem Mauerfall im Jahr 1989 brach für viele Ostdeutsche eine Welt zusammen. Der Euphorie über das Ende der Deutschen Teilung folgte die Ernüchterung. Die deutsche Vereinigung brachte nicht nur Meinungs- und Reisefreiheit, sondern auch die Rohstoff-Konkurrenz aus dem Westen. Brikettfabriken, Kokereien und Kraftwerke wurden geschlossen. Der Masseneuphorie folgten Massenentlassungen. 90 000 Arbeitsplätze gingen verloren – in allen Industriezweigen. Aber nicht nur Betriebe schlossen, auch die Kulturhäuser, die von den Kombinaten finanziert worden waren, verloren ihre Existenzgrundlage.

Die Menschen hatten das Gefühl, dass nichts blieb, wie es war. Schlimmer: Was sie bisher geleistet hatten, sollte nun nichts mehr wert sein. So verloren sie neben ihrem Arbeitsplatz auch ihre Identität. Eine ganze Region geriet in die kollektive Resignation.

Lothar Knobloch

»Wenn ich an Marga denke…«

Jahrgang 1940

Wenn ich an Marga denke, sehe ich einen Ort, in dem die Wende 1989/90 vieles veränderte. Betriebe schlossen und es ging verloren, was mein Leben geprägt hatte. Gern erinnere ich mich jedoch an das Marga meiner Kindheit: Wir gingen im Sommer an jedem schönen Tag ins Freibad, dem Dreh- und Angelpunkt des Ortes. Der Schwimmmeister Bruntsch sorgte dafür, dass wir keinen Unfug anstellten.

Es gab nur einen Ort, der für uns Kinder noch spannender war: das »Glück-Auf-Stadion«. Die Einweihungsfeier 1953 ließ sich keiner entgehen! Um zwölf Uhr mittags bekamen wir Schüler frei und gingen zum Eröffnungsspiel. Leute aus der ganzen Gegend, insgesamt 35.000 Zuschauer, wollten den BSG Aktivist Brieske-Ost gegen Torpedo Moskau spielen sehen. Am Ende verlor unsere Mannschaft mit 0:5. Doch selbst die Niederlage konnte unseren Tag nicht trüben. Im Gegenteil: Noch heute ist mir das Erlebnis in Erinnerung.

Nach der Schule begann ich eine Lehre als Schlosser. Wegen eines Herzleidens musste ich sie allerdings abbrechen und machte eine Ausbildung zum technischen Zeichner. Meiner Lehrausbilderin verdanke ich mein späteres Hobby: das Theater. Sie kam auf mich zu und sagte: »Du, wir brauchen noch jemanden im Arbeitertheater. Mach doch mit!«

Nie im Leben hatte ich geschauspielert und war generell dazu erzogen worden, bloß nicht aufzufallen. Also sagte ich ihr zunächst ab. Doch sie ließ nicht locker. So wurde aus Lothar Knobloch Doktor Deters aus »Die blaue Akte« von Friedrich Karl Kaul. Ich blieb sechzehn Jahre beim Arbeitertheater – bis zur Auflösung der Gruppe.

Wir waren in der ganzen DDR unterwegs, führten unsere Kabarettstücke in Dresden, Berlin oder Stralsund auf und gewannen Preise. Beruflich veränderte sich in dieser Zeit viel bei mir. Zeichner wurde ich nicht, sondern Journalist und Betriebsfunkredakteur. Später wechselte ich zur BGL, der Betriebsgewerkschaftsleitung, und kümmerte mich um Jugendarbeit und Kultur.

Dann kam die Wende. Die BGL wurde aufgelöst; unser Arbeitertheater existierte schon eine Weile nicht mehr; das Fußballstadion fiel dem Abriss zum Opfer. Nicht einmal der Sprecherturm blieb, in dem ich Ende der Sechzigerjahre Sprecher bei den Spielen des Aktivist Brieske-Senftenberg gewesen war. Heute steht dort eine Wohnsiedlung.

Nur das Straßenschild »Im Alten Stadion« erinnert daran, was Marga einst für mich gewesen ist.

GEWINNER
KOLLEKTIVGESCHICHTE

»Was ich mit dem Kraftwerk Plessa erlebte«

Helmut Gärtner (Jahrgang 1934)

Gemeinsam mit meiner Frau saß ich in Großenhain beim Arzt. Da betrat ein Mann die Praxis, kam auf uns zu und grüßte: »Guten Tag Herr Gärtner, guten Tag Frau Gärtner.«

Verwundert erwiderte ich: »Wer bist denn du, kenne ich dich?«

»Na freilich. Ich bin's, der Bernd, Bernd Fuhrmann.«

Erst da erkannte ich meinen alten Arbeitskollegen und begriff zum ersten Mal so richtig, wie lange ich nicht mehr im Kraftwerk gewesen war.

Seit 23 Jahren hatte ich keinen meiner Kollegen wiedergesehen. Nach der Stilllegung des Kraftwerks 1992 verließ ich Plessa und zog in meinen Heimatort Fichtenberg zurück. Damit verlor ich die Verbindung zu meiner alten Arbeitsstätte. Dennoch blieben mir das Kraftwerk und die Arbeiter in guter Erinnerung.

Im Kesselhaus und im Maschinenraum war es immer sehr heiß und die Arbeit ungemein anstrengend. Daran hatte sich seit der Errichtung des Kraftwerks 1926 nichts geändert. In den Sechziger- und Siebzigerjahren fehlte es im Kraftwerk Plessa – wie überall – an Arbeitskräften. Wir mussten uns etwas einfallen lassen, damit die Leute nicht davonliefen, weil anderswo ein schönerer Arbeitsplatz lockte. Deshalb wollten wir sowohl im Kesselhaus als auch im Maschinenraum für eine vernünftige Belüftung sorgen.

Es gab allerdings keine externen Firmen, denen wir den Auftrag dafür hätten erteilen können. Es blieb uns nur, selbst anzupacken. Wir zogen alle an einem Strang. Gemeinsam bauten die Maschinisten und Heizer klimatisierte Stände auf, von denen sie fortan arbeiteten – ein schöner Fortschritt, auf den wir stolz waren und der die Arbeit ungemein erleichterte. Noch heute steht eine unserer Hütten auf dem Maschinendepot.

Harald Wintmölle (Jahrgang 1944)
Ich arbeitete im Kesselhaus. Die Bedingungen waren hart, besonders im Winter. Bis endlich die Initiative ergriffen wurde und es hieß: Wir bauen klimatisierte Kabinen! Danach war die Arbeit im Kesselhaus ganz wunderbar.

Vera Homann
Ich arbeitete im Aschekeller, später wechselte ich in die Bekohlung. Pro Schicht fuhren zwei bis drei Kohlezüge ins Kraftwerk ein. Die Ladung wurde auf der Außenanlage abgekippt. Im Sommer war das kein Problem. Im Winter gelangte manchmal neben der Kohle auch Schnee in die Waggons. Einerseits taute dieser im Waggon, denn die Züge wurden geheizt, andererseits fror die Kohle durch den kühlenden Fahrtwind wieder an. Jeder, der zur Verfügung stand, musste dann helfen, die Ladung aus dem Waggon zu schlagen.
Die Kohle fiel auf ein großes Förderband und wurde über die neue Bandanlage hoch zu den Kesseln transportiert. Jeder Kessel hatte einen großen Trichter, durch den mehrere Tonnen Kohle passten. Hier stand ich und fuhr die Kohleschieber in die Trichter hinein – einen Schieber nach dem anderen, bis sich der Kessel füllte. Das war keine leichte Arbeit!

Harald Wintmölle
In der gesamten Bekohlungsanlage wurde Knüppelarbeit geleistet. Mit ihren Händen warfen die Frauen die Kohle, die vom Band fiel, wieder hoch. Erst später wurde eine neue Bandanlage gebaut, mit allem Drum und Dran. Das erleichterte die Arbeit enorm.

Vera Homann
War die Kohle verbrannt und der Kessel mit Asche und Schlacke gefüllt, wurde eine Klappe geöffnet und alles fiel durch einen weiteren Trichter nach unten in den Aschekeller. Die heiße Schlacke wurde mit Wasser abgelöscht und über ein Förderband auf Waggons geladen. Im Sommer war es dort unerträglich heiß. Ein Kollege schaffte das Ganze mit seiner Lok zurück in den Tagebau.

Helmut Mai

Ich ging gern zur Arbeit ins Kraftwerk. Hier erlebte ich schöne Zeiten – aber auch schlechte. Gerade im Winter. Solange wie möglich, fuhren wir störungsfrei. Größere Reparaturen fielen immer wieder an. Das passierte hauptsächlich am Ende der Woche, wenn alle Kollegen nach Hause wollten. Eine größere Havarie, bei der Menschen zu Schaden gekommen wären, gab es bei uns jedoch nie.

Karl-Heinz Hofmann (Jahrgang 1948)

Ich arbeitete über fünfundzwanzig Jahre lang im Kraftwerk Plessa. Eine schöne Zeit. Zuletzt leitete ich die Kesselbrigaden als Brigadier. Etwa fünfzehn Kollegen gehörten unserer Brigade an. Wir führten Reparaturen und Instandhaltungsmaßnahmen an der Bekohlungsanlage, den Kessel- und Entaschungsanlagen durch. Wir mussten viel reparieren. Fast jedes Wochenende hielten wir die Anlagen an und reparierten, während dieses Teilstillstands, was nötig war.

Inge Schemmel

Ich arbeitete im Lager und gab das Material an alle Abteilungen aus. Wenn Schlosser, Elektriker oder andere Material anforderten, kamen sie zu uns.
Draußen an den Kühltürmen befand sich das Eisenlager. Wir mussten oft hin und her laufen.
Wenn etwas fehlte, holte unser Kraftfahrer das Material ran. Dazu fuhr er durch die gesamte DDR.

Reiner Kühnel (Jahrgang 1943)

Wenn wir hörten, dass es irgendwo Material gab – in Eisenhüttenstadt zum Beispiel oder in Berlin – setzten wir uns in unseren LKW und fuhren hin. Manchmal packten wir einen Kasten Bier ein, als Tauschobjekt.

Achim Siegemund (Jahrgang 1946)

Ich kam 1980 nach Plessa, war in der Schlosserei tätig und für die Instandhaltung der Sanitäranlagen zuständig. Gelernt hatte ich Klempner und Installateur. Wegen der Materialknappheit mussten wir oft genug aus Nichts etwas fertigen. So baute ich aus Messing- und Kupferblech Duschköpfe. Die wurden mit einem angerillten Halbzollgewinde zusammengelötet und eingebaut. Mit Kupferrohr legte ich zudem die Verbindung zu den Spülkästen. Leider hielten sie oft nicht lange, da das Wasser für das empfindliche Material zu aggressiv war. Kunststoffrohre besaßen wir nicht, Blei durfte nicht verwendet werden – es war schwierig.

Joachim Jähnigen (Jahrgang 1944)

Ich gehörte der Reparaturabteilung an, der Bauabteilung. Die Arbeit war schwer, besonders wenn ich an die Kessel denke. Die gingen nach einer gewissen Anzahl von Betriebsstunden kaputt. Dann mussten wir alles abreißen, ganz umständlich und in Handarbeit.

Mit Holzstangen bauten wir Gerüste und kletterten schließlich selbst in die Kessel. Wir Menschen sowie das gesamte Material mussten durch die kleinen Einstiegsluken hineingebracht werden. Ich erinnere mich genau an die Hitze und an den Dreck. Die Kessel wurden noch kurz vor unseren Einsätzen benutzt, dann abgeschaltet, die Schlacke wurde ausgestoßen und nach kurzer Abkühlzeit kamen wir schon dran. Es war eine schwere Arbeit. In den ersten Jahren hatten die Heizer Schuhe mit Holzsohlen, damit sie sich nicht die Füße verbrannten – so heiß waren die Kessel. Als angenehm empfand ich die regelmäßige Arbeitszeit – wir begannen um sechs Uhr früh und gingen nachmittags um zwei in den wohlverdienten Feierabend.

Die Arbeit war umständlich, alle Anlagen und Gebäude waren alt. Besonders eine Episode blieb mir in Erinnerung: Wir mussten die gesamte vordere Fensterfront des Verwaltungsgebäudes – die heute saniert ist und in neuem Glanz erstrahlt – einglasen. Dazu stellten wir die große Feuerwehrleiter an, eine einfache Anlegeleiter. Dann hieß es: hochkriechen, die Scheiben in einer Kiste mitschleppen, den Fensterkitt verteilen und die Scheibe einsetzen – das war unwahrscheinlich anstrengend. Wann immer ich unsere Arbeit mit den heutigen Möglichkeiten vergleiche, wird mir klar, unter welch schweren Bedingungen wir arbeiteten.

Doris Strauß

1975 fing ich als Chemielaborantin im Kraftwerk an. Gemeinsam mit meinem Chef sammelte ich die Proben vom Kessel- und Maschinenhaus ein und brachte sie in unser Labor. Das befand sich im ersten Stock des Kraftwerkgebäudes. Dort testeten wir die Proben auf giftige Rückstände.

Zu meinen Aufgaben gehörte das Putzen des Meisterzimmers. Das machte mir nichts aus, obwohl es nicht Teil meines erlernten Berufs war.

Zum Kraftwerk gehörte ein Kegelclub. Hier kegelten wir nicht nur, sondern saßen abends lange beisammen. Der Zusammenhang unter uns Kraftwerkern war toll. Bei dem einen oder anderen Glas Schnaps tauschten wir uns über Arbeit und Privates aus. Das Feiern kam bei uns nicht zu kurz.

Die Gewerkschaft, in die ich eintrat, kurz nachdem ich zum Kraftwerk gekommen war, richtete in jedem Jahr zum 8. März die Frauentagsfeier aus. Dafür fand sich immer Geld. Die Feier fand entweder im Kulturhaus oder im Kampfgruppengebäude des Kraftwerks statt. Zum Kulturhaus fuhren wir gemeinsam mit dem Bus. Allein die Fahrt wurde zum Erlebnis.

Helmut Gärtner

1981 wurde das Kraftwerk Plessa dem Gaskombinat »Schwarze Pumpe« angegliedert. Dadurch wurden wir Kraftwerker zu Bergleuten – obwohl wir nur das Ergebnis des Bergbaus, die Braunkohle, in unseren Kesseln verfeuerten. Heute weiß ich das zu schätzen, denn es wirkt sich sehr positiv auf meine Rente aus.

Die Wende 1989/90 brachte die Stilllegung des Kraftwerks Plessa. Viele große Betriebe machten dicht, ganze Industriezweige verringerten ihre Produktion. Es wurde weniger Strom gebraucht und so fiel die Entscheidung, einige Kraftwerke abzuschalten. Plessa gehörte dazu.
Als uns verkündet wurde: »Das Kraftwerk Plessa wird stillgelegt!«, musste ich lange schlucken. Tatenlos wollte ich die Nachricht nicht hinnehmen. »Können wir nicht ein Gutachten beauftragen, um zu sehen, ob die Schließung wirklich notwendig ist?«, schlug ich vor und ergänzte: »Ich kann nicht glauben, dass das Kraftwerk wirklich nicht mehr gebraucht wird!«
Die Antwort auf meinen Vorschlag war enttäuschend: »Ja, sicher. Ein Gutachten kann erstellt werden. Aber die Kosten dafür tragen Sie selbst!«
Damit war die Sache endgültig erledigt. Ich hätte niemals das nötige Geld zusammenbekommen.
Nachdem die »Stilllegung« beschlossen war, legte die Energiewerke Schwarze Pumpe AG fest, wie die Arbeiter aus dem Kraftwerk Plessa ausscheiden. Zuerst kündigten sie allen, die älter als 55 Jahre waren, mit einer Teilentlohnung. Die Leute gingen mit 60 Jahren in Rente. Einige andere Kollegen konnten nach Lauta wechseln, der Rest musste sich eine neue Arbeit suchen.
Als 57-Jähriger sollte ich einer der ersten sein, die ihr Kündigungsschreiben erhielten. Einige Gewerkschaftsmitglieder protestierten für mich, weshalb ich ein paar Monate länger im Kraftwerk blieb.
Die Arbeit, die wir erledigten, diente nur noch der Stilllegung. Am Ende sollte ich die Sicherheitsventile und Maschinen abschalten, doch ich brachte es nicht fertig. Dies war der traurigste Moment in meinem Arbeitsleben.

Mathias Georg (Jahrgang 1959)

Ich hielt die letzten Stunden des Betriebs auf Video fest. Der Film zeigt, wie Lothar Roesler den Knopf betätigt, mit dem die Sicherheitsventile geschlossen wurden. Herr Gärtner hatte es nicht fertiggebracht. Mit diesem Knopfdruck waren unsere Arbeitsplätze unwiederbringlich verloren.

Helmut Mai

Ich arbeitete 32 Jahre lang im Schichtdienst – fast mein ganzes Arbeitsleben verbrachte ich im Kraftwerk. Mit der Wende hieß es plötzlich: Das Kraftwerk wird stillgelegt. Für mich war das unbegreiflich, unvorstellbar. Ich wusste: Nun verlierst du deine Arbeit. Und so kam es.

Achim Siegemund

Ende 1991 erhielt ich die Kündigung. Zuvor hatte ich mir in Eigeninitiative eine neue Arbeit gesucht. Dadurch büßte ich die Hälfte meiner Abfindung ein. Ich

dachte, ich suche mir lieber selber etwas Neues, ehe ich ohne Arbeit auf der Straße stehe. Das war schon richtig so.

Karl-Heinz Hofmann

Nach der Stilllegung des Kraftwerks kam ich in eine ABM-Maßnahme: Kraftwerkabriss in Lauta und danach in Schwarze Pumpe.

Helmut Mai

Als einer der letzten verließ ich das Kraftwerk. Es sollten Gasturbinen eingebaut werden – auf diese Hoffnung stützten wir uns. Aus der Idee wurde nichts. Schließlich erhielt ich eine ABM-Stelle und war so am Rückbau des Kraftwerks beteiligt. Das waren schlechte Zeiten. Jeder machte sich Gedanken, wie es für ihn weitergehen sollte. Ich hatte das Rentenalter noch nicht erreicht. Aber ich meisterte die Herausforderung und brachte die übrigen Jahre bis zur Rente hinter mich.

Harald Wintmölle

Ich blieb bis zum Schluss im Kraftwerk, erlebte die Episode mit der Hanseatischen Gesellschaft, in die viel Hoffnung gesetzt worden war, um das Kraftwerk zu retten.
Nur eine Handvoll Arbeiter verblieb im Werk: Einige hielten das Wasserwerk am Laufen, da noch Wasser gebraucht wurde. Für uns andere hieß es: Abreißen!
Ich baute zwei Maschinen mit ab. Den gesamten Maschinensaal, das Kesselhaus, die Bandanlage, alles, was draußen mit der Bekohlung zu tun hatte: Wir kappten die Kabel, rollten sie zusammen, bauten ab, was uns für Jahrzehnte Arbeit gegeben hatte. Das war einer der größten Fehler, die wir machten. Wir hätten das Kraftwerk in seiner Substanz erhalten müssen. Das wäre das einzig Richtige gewesen. Alle Türen verschweißen oder zumauern, zwei ABM-Stellen schaffen, die das Gelände bewachen und aufpassen.
Heute weiß keiner mehr, was eine Dampfpumpe ist – es ist nichts mehr da. Alles haben wir rausgerissen. Die Schrottsammler freuten sich natürlich und machten ihren Reibach: die Maschinen, die Pumpen, alles konnten sie gebrauchen. Das hätten wir nicht zulassen dürfen! Wir hätten es für die Nachwelt erhalten müssen.

Gottfried Heinicke (Jahrgang 1956)

Im Kraftwerk Plessa kenne ich mich gut aus, auch wenn ich nur als Angestellter einer Fremdfirma hier arbeitete. Denn unsere Elektroinstallationsfirma war in fast allen Abteilungen unterwegs. Insbesondere verantworteten wir die Installationsarbeiten am neuen Brecherhaus. In dem Gebäude wurde die Rohbraunkohle für die Verstromung zerkleinert. Es existiert heute leider nicht mehr. Nach der Wende fiel es dem Abriss zum Opfer.
Mit den ersten freien Wahlen 1990 wurde ich Gemeindevertreter und bekam immer wieder mit dem Kraftwerk zu tun. Oft stand es im Mittelpunkt unserer Sitzungen. Wir wollten das Kraftwerk als Industriestandort erhalten, machten dabei aber nicht immer alles richtig. So gingen wir der Hanseatischen Aktiengesellschaft auf den Leim.

Wir Gemeindevertreter glaubten, dass es für Plessa am wichtigsten und nötigsten war, Arbeitsplätze zu erhalten und zu schaffen. Dieser Leitsatz ist bis heute geblieben. Denn ohne Arbeit für die Menschen geht eine Gemeinde zugrunde. Wir hofften, dies durch die Zusammenarbeit mit der Aktiengesellschaft zu erreichen, und wurden enttäuscht. Durch den Vertrag verschuldete sich die Gemeinde mit etwa zwei Millionen Mark. Den Kredit zahlen wir bis heute ab, was den Gemeindehaushalt stark belastet.

Manfred Drews (Jahrgang 1953)

Als ich im Januar 1993 als Amtsdirektor in Plessa anfing, übernahmen wir zwei Altlasten: das Kraftwerk und das Kulturhaus.
Für das Kraftwerk gab es vielversprechende Pläne. Die Gemeinde wollte es gemeinsam mit der Hanseatischen AG als Gaskraftwerk umrüsten, um an diesem traditionsreichen Standort weiterhin Strom zu produzieren. Allerdings zerschlug sich die Idee sehr schnell. Die meisten Betriebe, die als Abnehmer des Stroms in Frage gekommen wären, existierten schon nicht mehr. Für die Versorgung der Privathaushalte wurde kein weiteres Kraftwerk benötigt.
Hinzu kam, dass es sich bei der Hanseatischen AG um eine wahre Gangsterfirma handelte. Ihr Geschäftsmodell bestand darin, Privatleute dazu zu bringen, ihr Geld in bestimmten Projekten in Ostdeutschland anzulegen – mit der Aussicht auf Steuerabschreibungen und hohe Renditen. In den alten Bundesländern gingen viele Menschen solchen Geschäftemachern auf den Leim und investierten eine Menge Geld, das sie im schlechtesten Fall nie wiedersahen. Die Chefs der Hanseatischen AG sammelten große Summen ein und ließen sich fürstlich entlohnen. Sie nahmen die Leute aus – auch die, die noch im Kraftwerk arbeiteten und sich Hoffnung auf den Erhalt ihres Arbeitsplatzes machten – und verdienten selbst immense Summen.
Aber irgendwann fliegen solche Geschäfte auf. Das passierte auch hier. Die Hanseatische AG ging in die Insolvenz. Ein Insolvenzverwalter wurde eingesetzt, der uns den Vertrag, den wir mit der Hanseatischen geschlossen hatten, unter die Nase hielt und sagte: »Hier steht drin, dass die Hanseatische AG zwei Millionen D-Mark in dieses Geschäft einbringt, die Gemeinde Plessa bringt das Kraftwerk, ebenfalls im Wert von zwei Millionen, ein. Am Kraftwerk selbst bin ich nicht interessiert. Ich möchte die zwei Millionen D-Mark von der Gemeinde erhalten!«
So kam es. Die Gemeinde musste dem Insolvenzverwalter die zwei Millionen auf den Tisch legen. Dies war unmöglich, denn sie hatte das Geld schlicht nicht. Sie musste einen Kredit aufnehmen, der bis heute auf den Plessaer Haushalt drückt.
Allerdings konnten wir die Summe reduzieren. Als das Insolvenzverfahren der Hanseatischen AG abgeschlossen werden sollte, hieß es, dass noch Geld zu ver-

teilen wäre. Davon las ich in der Zeitung. Wer Ansprüche hätte, solle sich melden, wenn nicht, wären sie verwirkt. Wir kümmerten uns darum und erhielten eine Million zurück. Somit konnten wir die Schulden mit einem Schlag halbieren. Inzwischen wurde einiges von diesem Schuldenberg abgebaut, aber er existiert weiter und Gottfried Heinicke hat als Bürgermeister daran zu knabbern.

Fred Wanta (Jahrgang 1960)

Ich bin kein Kraftwerker und gehöre nicht zu den Leuten, die hier zu DDR-Zeiten arbeiteten. Aber ich wuchs in Plessa auf, schaute als Kind auf die Kraftwerkstürme und nahm sie als Markenzeichen unserer Straße wahr. Die Patenbrigade meiner Grundschulklasse kam aus dem Kraftwerk und so durften meine Mitschüler und ich bei einem Schulausflug einen Blick hineinwerfen. Dabei staunten wir über die Sauberkeit der Bodenfläche, die so blitzblank schien, dass wir von ihr hätten frühstücken können.

Das Kraftwerk ist für mich das Symbol meines Heimatortes, dem jedoch 1998 der Abriss drohte. Die hoch verschuldete Gemeinde kämpfte mit ihren eigenen Problemen. Sie wollte das Kraftwerk schnell loswerden – ganz nach der Vogel-Strauß-Politik: Was ich nicht mehr sehe, ist auch als Problem nicht mehr da!

Einwände gegen den Abriss kamen von außen, vom Brandenburger Ministerium für Kultur. Der damalige Minister Steffen Reiche kam nach Plessa, um sich ein Bild von der Situation zu machen. Schließlich handelte es sich um ein Denkmal – schon 1985 war es offiziell unter Denkmalschutz gestellt worden. Es

durfte nicht abgerissen werden! Wir erhielten folgenden Rat: »Wenn ihr etwas für eine Weiternutzung tun wollt, für eine Erhaltung, dann gründet einen Verein und bemüht euch als solcher um eine Förderung.«
Seit seiner Abschaltung 1992 stand das Kraftwerk leer. Dem Vandalismus waren Tür und Tor geöffnet und die Einrichtung hatte Schaden genommen. Trotzdem staunte ich bei meinem ersten Rundgang durch die Gebäude, wie viel noch erhalten geblieben war. Die Schaltzentrale hatte keiner angerührt, die Scheiben waren intakt, keiner der Hebel war abgerissen. So fand ich meine Grunderfahrung bestätigt: Wenn eine gewisse Ästhetik vorhanden ist, traut sich auch der dümmste Schläger nicht, reinzuhauen.
Um das Kraftwerk zu retten, gründeten wir den Förderverein Kraftwerk Plessa e.V., ohne zu ahnen, was wir uns ans Bein banden. Unser Vorhaben, die ruinöse Hülle des Kraftwerks zu bewahren, war utopisch. Aber wir wollten es schaffen. Wir wussten: Dieser alte Kasten musste erhalten bleiben.
In der Anfangszeit beteiligten sich nur wenige der alten Kraftwerker. Ich glaube, viele verbanden mit dem Kraftwerk nur die Erinnerung an den Verlust ihrer Arbeitsplätze. Sie hatten die Nase voll, wollten nie wieder her und interessierten sich nicht dafür, was hier passierte. Einige wenige Ausnahmen gab es.
Der Verein kümmerte sich zunächst um den Erhalt des Gebäudes. Um die nötige Förderung zu bekommen, mussten wir ein konkretes Projekt entwickeln. Dies geschah im Rahmen der IBA, der Internationalen Bauausstellung Fürst-Pückler-Land 2000–2010. Langsam reifte die Idee, das Kraftwerk touristisch zu nutzen. Zwar gab es zu Beginn verschiedene Pläne für eine privatwirtschaftliche Nutzung – unter anderem sollte auf dem Gelände eine Ölmühle errichtet werden – diese Pläne scheiterten jedoch an den EU-Vorgaben. Um eine Förderung zu erhalten, durften wir keine privaten Unternehmen ins Boot holen. Eine touristische Nutzung blieb als einzige Möglichkeit offen.

Gottfried Heinicke

Die IBA – die bis ins Jahr 2010 in der Region tätig war – leitete für das Kraftwerk und für Plessa eine neue Ära ein. Der damalige Minister Reiche und ich als Fraktionsvorsitzender führten interessante Gespräche mit Professor Kuhn, dem Leiter der IBA. Wir hatten viele Ideen in dieser Zeit des Aufbruchs. Wir hofften, dass Teile der IBA-Infrastruktur in das Kraftwerk einziehen würden, damit dieses Denkmal nicht nur als Museum dastünde. Wir versuchten auch, Industrie an diesen Ort zu bringen. Der Erhalt des Gebäudes sollte so mit einer für die Gemeinde sinnvollen Nutzung verknüpft werden. Aber all das scheiterte. Allein für den Tourismus sollte das Kraftwerk flott gemacht werden.

Fred Wanta

Als Architekt durfte ich die Sanierung des Kraftwerks, das mich meine ganze Kindheit hindurch begleitet hatte, planen und gestalten. Gefördert wurden

all jene Maßnahmen, die aus dem Kraftwerk ein schönes Schauobjekt machten. Der Fokus lag auf der Sanierung der Fassade. Für Fahrradfahrer, die durch Plessa fuhren, sollte das Kraftwerk ein schöner Blickfang sein.
Wir wollten es allerdings nicht bei der äußeren Wiederherstellung belassen. Das Bauwerk für Touristen nutzbar zu machen, sollte auch heißen, diese hereinzulassen und das Haus und die mit ihm verbundene Industriegeschichte für sie erlebbar zu machen. Dazu bedurfte es der Ergänzung einer Infrastruktur. Treppen- und Fluchtweganlagen oder Besuchertoiletten mussten errichtet werden. Wir dachten auch an die Barrierefreiheit und den Einbau von Aufzügen. Wäre das Kraftwerk so ausgestattet worden, hätten wir hier eine Menge Veranstaltungen durchführen können. Aber der Förderzweck setzte Grenzen. Mit etwas Geschick gelang es, auf legalem Wege Mittel für eine Filmleinwand zu verwenden – geplant war an dieser Stelle lediglich eine weiße Wand. Letztlich trug gerade diese Leinwand maßgeblich zur Wiederbelebung des Kraftwerkes bei, da sie bei zahlreichen kleinen Veranstaltungen Verwendung fand. Die Aufzüge konnten wenigstens im Rohbau angelegt werden, die Ausstattung erfolgte später durch eine Zusatzförderung »barrierefreies Industriedenkmal«. Leider wurde die Förderung nie weitergeführt.
Inzwischen beginnt das, was wir damals retten und erhalten konnten, zu verfallen. Wir erreichten einen Teil. Die größere Aufgabe – den Rest des Geländes wiederherzustellen und zu erhalten – liegt noch vor dem Kraftwerk.

Joachim Jähnigen
Heute wird das Kraftwerk nicht gebraucht. Es wurde fein gemacht und steht da, als Attraktion für Touristen. Aber Strom produziert es nicht mehr.

Harald Wintmölle
Das Kraftwerk ist heute nur eine leere Hülle. Dass es einmal ein lebendiger Ort gewesen ist, an dem wir arbeiteten, daran erinnert nichts mehr.

Wolfgang Alkier (Jahrgang 1943)

Für mich ist das Kraftwerk heute ein wichtiges Industriedenkmal. In der Lehrwerkstatt von Plessa absolvierte ich von 1960 bis 1963 meine Ausbildung zum Elektriker. In dieser Zeit war ich für sechs Monate im Kraftwerk tätig. Wer lange Jahre hier arbeitete, sieht es natürlich mit anderen Augen. Der kennt jede Schraube, erlebte in der einen Ecke dieses und in der anderen Ecke jenes. Den alten Kraftwerkern ist ihr Arbeitsplatz so in lebendiger Erinnerung.
Ich selbst kenne das Kraftwerk nur von außen, bin nie in die Nähe der Zentrale, der Anlagen, Turbinen und Generatoren gekommen. Meine Kollegen und ich arbeiteten im Pumpenhaus. Für uns war es unmöglich, während des Betriebs Zugang zu den übrigen Kraftwerksbereichen zu erhalten. Wir trafen uns morgens vor dem Kraftwerk und gingen gemeinsam runter zu den Unterwasserpumpen, den sogenannten UWa-Pumpen, die wir reparierten. Dass sie immer funktionierten und Wasser sowohl aus der Elster als auch aus Tiefbrunnen förderten, war für das Kraftwerk entscheidend. Es musste kontinuierlich versorgt werden, um die unwahrscheinlich große Menge Dampf zu produzieren, der die Turbinen antrieb.

Ich glaube, dass die elementaren Teile des Kraftwerks immer noch da sind. Wir haben eine Bekohlung und den Elevator, der die Kohle nach oben in die Kessel brachte – an dem können wir heute zeigen und logisch nachvollziehbar machen, wie das Kraftwerk funktionierte. Die Turbine von 1926 steht noch hier, auch die alten Kondensatoren und Pumpen. Sicher, die große monströse Anlage, die zum Kühlturm ging, existiert nicht länger. Aber wie dort das Wasser gekühlt wurde, können wir trotzdem erläutern. Sicherlich ist es nicht möglich, die harte Arbeit der Kraftwerker nachzustellen. Aber das ist nicht nötig. Die Besucher können es durch unsere Erklärungen nachvollziehen.
Als Gästeführer bin ich für den Kraftwerksverein tätig. Viele Besucher aus Westdeutschland – von Hamburg bis München –, aber auch aus dem Ausland, besichtigen während ihres Urlaubs in Ostdeutschland die Industriebauten in der Lausitz: die Förderbrücke F60, unser Kraftwerk und die Brikettfabrik »Louise«. Bei einer der letzten Führungen sagte ein Gast aus Bayern: »Wir hatten auch ein Kraftwerk, aber wir wissen nur noch wo die Fundamente standen.«
An vielen Orten in Westdeutschland wurden die alten Industriebauten relativ schnell beiseite geräumt und neu aufgebaut. Bei uns stand alles bis zur Wende. Wenn wir uns gut darum kümmern, kann es erhalten und besichtigt werden. Das Kraftwerk Plessa ist ein Industriedenkmal von einmaliger Bedeutung, eine regelrechte Kathedrale der Industrie.

Gast aus Gröba

Ich lernte in Gröba und war dort längere Zeit als Elektriker tätig. Wir arbeiteten sehr gut mit Plessa zusammen und erhielten den Strom vom Kraftwerk. Er wurde seit 1929 über die 110-kV-Leitung zwischen Lauchhammer und Riesa transportiert. 1945 wurde für kurze Zeit die Leitung gekappt – ein Panzer der Sowjetarmee hatte einen Strommast in Zeitheim umgefahren. Wir ersetzten ihn provisorisch mit einem Holzmast und stellten so die Verbindung nach Plessa wieder her.
Wenn ich heute im Kraftwerk Plessa bin und den Generator sehe, freue ich mich darüber. In Gröba ist nichts mehr vorhanden, nichts erinnert an unsere Arbeit, an die Geschichte des Elektrizitätsverbandes Gröba, der den Ort einstmals mitprägte.

Gottfried Heinicke

Wie es mit dem Kraftwerk weitergehen soll, weiß ich nicht. Unser kleiner Ort gerät mit diesem Koloss immer wieder an seine Grenzen. Auch mit den neuen Eigentümern ist die Zusammenarbeit nicht einfach. Dennoch ist das Kraftwerk für mich ein Ort, an dem aus Traditionen heraus Neues entstehen kann. Mit diesem Denkmal steht Plessa ein Platz in der Geschichte der Industrialisierung zu.

Nominierte Geschichte

»Vorbei Erna – Aufstieg und Fall der Vereine in Plessa«

Das Vereinsleben in Plessa war bunt und traditionsreich. Kohle und Industrie hatten zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts viele Menschen in den Ort gezogen. Diese wollten sich amüsieren, Kultur genießen und Sport treiben. Um dies gemeinschaftlich zu tun, gründeten sie Vereine: einen Gesellschafts- und einen Musikverein, die Akkordeon- und die Tanzgruppe, Blasorchester und Laienspiel. Reinhold Ley gründete für die Jugendlichen, die in der Landwirtschaft tätig waren, den Verein der Dorfjugend. Es gab den Kanu-Club und den Radsportverein, aber auch einen Raucherclub, eine Kegelbahn und ein Bootshaus. Bereits um 1900 existierten 27 Vereine mit einer außergewöhnlichen Vielfalt an Interessensgebieten.

Chor und Orchester

Johannes Walther (Jahrgang 1934)

Eine lange Tradition hatte unser Männerchor. Er gründete sich 1877 und bestand für 133 Jahre. Den größten Teil seines Liedguts erarbeiteten die Mitglieder in den Vierzigerjahren. Dazu gehörten Volkslieder wie »Heute wollen wir das Ränzlein schnüren« und »Ännchen von Tharau«, aber auch der Chorsatz »Füllet mit Schalle jubelnd die Halle« von Christoph Willibald Gluck. Später kamen beliebte Schlager hinzu, darunter »Man müsste nochmal zwanzig sein«.

Als ich dem Chor 1954 beitrat – ein Jahr nachdem ich als Junglehrer nach Plessa gekommen war – erlebte er seine beste Zeit mit 57 Sängern, die auf der Bühne kaum Platz hatten. Nach der Wende sank die Zahl drastisch. Einige verließen den Chor aus Altersgründen, andere starben, die meisten zogen der Arbeit hinterher.

Als 1996 zum ersten Mal eine Frau die Leitung des Plessaer Männerchors übernahm, staunten viele: »Was soll das? Der Männerchor mit einer Frau!« Bettina Weinhold machte ihre Sache jedoch gut. Wir kamen wunderbar miteinander aus. Unter ihrer Leitung gestalteten wir gemeinsam mit dem Plessaer Frauenchor Adventskonzerte. Das hundertzwanzigjährige Bestehen des Chors begingen wir 1997 mit einem Jubiläumskonzert im Kulturhaus. Fünf Chöre sangen und feierten mit uns. Ein Höhepunkt war das Kreissängerfest 2002. Mit zwölf Chören feierten wir im Park der Elstermühle.

Doch die Mitgliederzahl nahm stetig ab. Schließlich zählte der Chor nur noch dreizehn Sänger, davon neun Tenöre. Der Klang, das Verhältnis zwischen den

Stimmen, passte nicht mehr. Schweren Herzens trug sich der Chor 2010 aus dem Vereinsregister aus.
Gott sei Dank beendete das die Sängertradition nicht. Frau Weinhold überzeugte einige Mitglieder, in den neu gegründeten gemischten Chor einzutreten. Mit zwanzig Frauen und acht Männern singen wir seither unter dem Namen »Elster-Chor«. Die Chorleiterin entscheidet über unser Liedgut: meist klassische Volkslieder und Schlager, darunter »Wenn alle Brünnlein fließen« oder »Tulpen aus Amsterdam«, aber auch »höhere« Lieder wie das »Ave Maria«.
Zum ersten Mal stand unser Chor 2015 mit dem Plessaer Nachwuchs-Blasorchester beim Adventssingen auf der Bühne. Das Orchester wurde lange vor der Wende von Erich Wilhelm ins Leben gerufen. Er hatte neben dem Chor auch das Bergmannsorchester geleitet. Darin spielten Bergleute aus Plessa, Lauchhammer und der Umgebung. Sie wurden zu den Auftritten von der Arbeit freigestellt, das Braunkohlenkombinat bezahlte die Musiklehrer und den Leiter.
Wilhelm sprach mich 1964 an, um den musikalischen Nachwuchs zu sichern. Wir gründeten das Pionierorchester und ich warb jedes Jahr bis zu sechs Schüler aus der vierten Klasse an. Mitglieder des Bergmannsorchesters bildeten sie sechs Jahre lang in einem Instrument ihrer Wahl aus. Wer die Probe bestand, wechselte danach in das Orchester der Erwachsenen.
Mit der Wende brach die Unterstützung des Orchesters durch Staat und Betriebe weg. Da die Eltern fortan für die musikalische Ausbildung ihrer Kinder selbst zahlen mussten, sprangen viele ab.
In den letzten Jahren fanden wir neue Wege. Die Schüler der vierten und fünften Klassen gehen in die Bläserklasse. Die Instrumente dafür stellt das Land Brandenburg. Die Sechstklässler führen den Unterricht freiwillig in der Musikschule weiter.
Schon zehn Schüler nahmen das Angebot an und führen den Unterricht in der Musikschule fort. Ich bin zuversichtlich, dass sich diese Zahl in den kommenden Jahren erhöht. Sogar auf der Grünen Woche spielten die Bläser schon. Wenn es so weitergeht, können wir die musikalische Tradition Plessas weiterführen.

Die Freiwillige Feuerwehr

Werner Böttger (Jahrgang 1934)

Die Freiwillige Ortsfeuerwehr gibt es seit 1900.
Ich trat 1960 bei. Besonders viele Einsätze fuhren wir 1980. Damals wütete ein Brandstifter im Ort. Vierzig Brände gingen auf sein Konto. Jeden Tag ertönte die Sirene.
Die ersten Feuer legte er im Wald. Unser »Sheriff« Edgar Rust vermutete, dass Funkenflug von der Kohlebahn die Brände auslöste. Als sich die Brandherde vom Gleis entfernten, stand fest: Funkenflug war nicht die Ursache.
Die furchtbaren Taten bewegten alle im Ort. Jeder verdächtigte jeden. Auch ich geriet ins Visier. Ging die Sirene, war ich einer der Ersten am Einsatzort. Bald stand ich oben auf der Liste der Verdächtigen. Ebenso Kameraden – nicht zu Unrecht.
Es stellte sich heraus, dass der Brandstifter der Feuerwehr angehörte. Er wurde überführt, als eines Nachts ein Haus in seiner Nachbarschaft brannte. Als Einsatzleiter erhielt ich die Warnung einer meiner Männer: »Da steht eine Gasfla-

sche im Haus. Die müssen wir rausholen, sonst fliegt uns alles um die Ohren!« Dadurch verriet sich der Brandstifter.
Das Gericht verurteilte ihn zu einer Gefängnisstrafe, die Feuerwehr schloss ihn aus.
Heute fährt die Freiwillige Feuerwehr vor allem Unfalleinsätze. Unsere Lehrlinge, die wir in der Wendezeit ausbildeten, sind im besten Alter. Doch viele arbeiten auswärts oder in Schichten. Deshalb sind sie nicht rund um die Uhr einsatzbereit. Früher stellten Betriebe die Kameraden bei Alarm frei. Heute gestaltet sich das schwierig. Dabei benötigt die Feuerwehr jeden Mann. Wir Senioren würden gern einspringen. Aber ab fünfundsechzig dürfen wir nicht mehr zu Einsätzen.
Hoffnung machen mir die kleinen Plessaer, die sich für die Feuerwehr begeistern.

Der Kleingartenverein

Willi Nowak (Jahrgang 1938)

Ich lenkte fünfunddreißig Jahre lang im Vorstand die Geschicke des Kleingartenvereins. Vierzehn Gartenfreunde gründeten ihn 1954. In der Hochzeit zählten wir dreihundertfünfzig Mitglieder. Am Ende waren wir fünfundsechzig.
Schon unsere erste Ausstellung 1954 im Gründungslokal »Schüler« wurde gut besucht. Die Vereinsmitglieder zeigten ihre Ernte an Obst und Gemüse. Die Frauen präsentierten stolz die Verarbeitung und Konservierung in Einweckgläsern. Sie bereiteten Salat zu und pressten Saft aus frischem Obst.
An diesen Veranstaltungen beteiligten sich in den Folgejahren weitere Vereine: die Kleintierzüchter, die Exoten mit ihren bunten Vögeln, die Imker und das Jagdkollektiv.
Die Zeit der Gründung war ideal, denn der Großhandel für Obst und Gemüse eröffnete eine Ankaufstelle in Plessa. Durch den Verkauf der über den Eigenbedarf hinaus produzierten Ware verdienten die Kleingärtner gutes Geld. Das schuf einen wirtschaftlichen Anreiz zur Gartenarbeit und brachte Erfolg für den Verein. Einige wirtschafteten besonders klug: Der Großhandel kaufte dem Gärtner ein Kilo Pflaumen für eine Mark ab. Im Laden kaufte er dasselbe Kilo für zehn Pfennig zurück und verkaufte es anschließend in einer anderen Ankaufstelle in Elsterwerda wieder für eine Mark.
In den ersten Jahren hielten auf den monatlichen Vereinsversammlungen Spezialisten Fachvorträge: »Was ist jetzt im Garten zu tun?«, »Wie werden Bäume richtig geschnitten?«, »Wann pflanze ich was?«, »Wie konserviere ich Obst und Gemüse?« Mit der Zeit wurden wir selbst zu Fachmännern.
Ein Mitgründer des Vereins, der Gärtner Otto Bartel, spezialisierte sich auf die Zucht von Obstsorten. Hielt er einen Vortrag, kam der ganze Kreis – bis zu zweihundert Menschen – zum praktischen Teil in seinen Garten.
Höhepunkte des Vereinslebens bildeten die beiden Blumenumzüge, die wir 1962 und 1964 durchführten. 1964 besuchten 33 000 Zuschauer die Veranstaltung. Auf LKWs, Traktoranhängern und Leiterwagen errichteten wir Modelle aus Holz, Drahtgeflecht oder Sackleinen: eine Dampflokomotive, eine E-Lok, ein Weinfass, Füllhörner, Tierfiguren und Pflanzen. Die Konstruktionen schmückten wir mit tausenden Blumen.

In großen Mengen ließen wir uns Dahlien aus Heidenau liefern. Die dortigen Züchter schnitten die Blüten ab, damit die Wachstumskraft in die Knolle ging und verkauften sie. So zierten die sächsischen Blumen unseren Umzug. Damit alle frisch blieben, wässerten einige Mitglieder die Blüten ordentlich.
Manch Kleingärtner nahm mit seinem Handwagen am Umzug teil, putzte ihn mit Blumen heraus und setzte seine Enkel als Gartenzwerge darauf. Die reich geschmückte Pferdekutsche mit der Blumenkönigin, fünfundvierzig bunte Wagen und das lustige Fußvolk zogen durch den Ort. Auch 2006 zur Sechshundertjahrfeier.
Nach der Wende änderten sich unsere Vereinsaufgaben. Da es Obst und Gemüse günstig zu kaufen gab, verloren die Gärtner den Anreiz zum Gemüseanbau. Viele dachten: »Warum soll ich im Dreck buddeln, wenn ich Tomaten und Gurken billig kaufen kann?«
Wenn wir Vorträge organisierten, baten wir die Redner: »Erzähl uns nichts von Gemüse und Einlagern. Erzähl lieber, was wir mit Koniferen machen können!«
Damit der Verein für die Mitglieder attraktiv blieb, unternahmen wir Ausflüge zur Landes- und Bundesgartenschau. Doch wir gewannen kaum neue Gartenfreunde. Unser Durchschnittsalter im Verein lag zuletzt bei 78 Jahren. Alle Versuche, die eigenen Kinder oder Schulklassen zu begeistern, scheiterten.
Als Finale übernahmen wir den Umzug und die Dekoration für die IBA 2010. Wir schmückten das Kulturhaus und gestalteten die Bühne mit Blumen, die Gartenfreunde und Plessaer Bürger beisteuerten. Draußen bauten wir ein großes »Glück auf« aus Braunkohlenbriketts. Die gesamte Grünfläche vor dem Kulturhaus verwandelten wir in ein Blumenmeer. Das bleibt unvergessen.
Nach diesem Höhepunkt liquidierten wir den Verein.
Eine ehemalige Gartenfreundin fragt mich noch heute: »Wann haben wir wieder mal Versammlung?« Leider muss ich ihr antworten: »Ist vorbei, Erna!«

Der Karnevalsverein

Christine Alkier (Jahrgang 1943)

Mit Hilfe des Kleingartenvereins brachte Katherina Materne, von allen nur »Käthe« genannt, den Karneval nach Plessa. Käthe stammt aus Düsseldorf und ist mit Leib und Seele Karnevalistin, sie wurde sogar am 11.11. geboren. Als sie Willy Materne heiratete und nach Plessa zog, vermisste sie den rheinischen Karneval.
Maskenbälle und Fastnacht, wie sie in der Lausitz gefeiert wurden, genügten ihr offenbar nicht. Kurzerhand organisierte sie in den Fünfzigerjahren mit dem Kleingartenverein den Plessaer Karneval.
Es waren bunte Veranstaltungen. Der Umzug, bei dem das Prinzenpaar vom Bahnhof abgeholt wurde, gestaltete sich am Anfang bescheiden. Es gab nur einige Wagen und ein paar Fußtruppen. Wir nannten es allerdings schon Karneval, nicht wie regional üblich Fasching oder Fastnacht.
Mit der Zeit wuchsen die Feierlichkeiten an. Die Plessaer halfen mit und gestalteten Umzugswagen, welche witzige Motive, aber auch politisch Kritisches darstellten. Feinheiten und Anspielungen versteckten wir geschickt, aber sie existierten.

Auch die Schule beteiligte sich. Jede Klasse führte etwas Witziges in Kostümen vor. Als Lehrerin meldete ich meine Klassen immer wieder an. Die Eltern halfen fleißig mit. Sie kamen in die Schule und wir nähten gemeinsam die Kostüme. Jeder Karneval stand unter einem bestimmten Motto. Einmal war es der Zirkus: Die Kinder bekamen einen Frack, ein Steckenpferd und einen Zylinder, alles selbst gebastelt. Ein anderes Jahr nähten wir Schottenröcke für die Mädchen und Jungen. Sofakissen, Quirle und Kochlöffel wurden zu Dudelsäcken umfunktioniert.
Als ich merkte, welchen Spaß die Kinder am Verkleiden hatten, beschloss ich: Wir gründen einen Kinder-Karnevalsclub! 1992 traten wir zum ersten Mal als Club auf. Wir stellten eine kleine Prinzengarde aus Jungen und Mädchen zusammen sowie eine Funkengarde. Die ganz Kleinen, die noch keine Choreografie lernten, liefen als Musketiere mit. Manchmal traten wir mit zehn Musketieren auf, die gerade so laufen konnten. Außerdem wählten wir feierlich ein Prinzenpaar.

Carola Meißner

Meine Tochter Dominique war keine drei Jahre alt, als sie 1992 erstmals beim Karneval mit einmarschierte. Im Kostüm, mit Hut und Faltenrock! Als sie gefragt wurde: »Na, was willst du mal werden?«, antwortete sie wie aus der Pistole geschossen: »Prinzessin natürlich!«
Sie schaffte es tatsächlich. Gemeinsam mit Sebastian Seltzner bildeten sie kaum zwei Jahre später unser Kinderprinzenpaar.

Christine Alkier

Es gab viel zu tun. Wir probten oft, aber alle hatten Spaß. Die Wendezeit war günstig für die Clubgründung. Es gab keine Jungen Pioniere mehr und kaum Nachmittagsbetreuung für die Schulkinder. So stürzten sich alle in den Karneval. Die Kinder und Jugendlichen trainierten hart und ausdauernd. Sie wollten das! Einige im Ort wuchsen in den Karneval hinein. Zum Beispiel Oliver: Als seine Schwester mit der Funkengarde trainierte, kam er »nur mal gucken«. Ich sagte: »Geguckt wird nicht! Komm her, hier fehlt ein Junge. Tanze gleich mit.«
Zu Hause freute sich seine Mutter, dass er teilnahm: »Der soll ruhig hingehen!« Und siehe da: Bis heute ist er aktives Mitglied.

Der Kulturverein

Carola Meißner (Jahrgang 1960)

Kultur- und Vereinsleben in Plessa sind undenkbar ohne unser Kulturhaus. Zur Rettung des Hauses gründeten wir 2008 den »Kulturverein Plessa«. Neben vielen Aktionen und Veranstaltungen, die wir mit dem Verein auf die Beine stellen, ist der Kreativmarkt ein herausragendes Beispiel unserer Arbeit.

Der Markt entwickelte sich zu einem Selbstläufer, obwohl er aus einer fixen Idee heraus entstand. Vor sieben Jahren wollten wir eine neue Veranstaltung im Kulturhaus ins Leben rufen und suchten etwas Besonderes, das es im Umfeld von mindestens dreißig Kilometern noch nicht gab. Zum Zeitpunkt der Veranstaltung sollte außerdem nichts anderes stattfinden. Es blieb nur der November, der sich als gute Wahl herausstellte: Die Saison für Außenmärkte ist abgeschlossen, die Adventszeit hat noch nicht begonnen.

Claudia Drews, die sich selbst für Kunst interessiert und kreativ ist, kam die Idee: »Ich kenne viele Leute, die in der Waschküche oder der Garage basteln und zimmern. Es interessiert mich, die Ergebnisse zu sehen.« Ein simpler und grandioser Einfall.

Seither richten wir den Kreativmarkt im Kulturhaus aus. Das Gebäude schützt alle Aussteller und ihr Kunsthandwerk vor Wind und Wetter.

Den ersten Markt veranstalteten wir aus Kostengründen im Kleinen Saal. Wir stellten Bauzäune auf, an die Hobbykünstler und professionelle Maler ihre Bilder hingen. Im zweiten Jahr funktionierte das noch. Im dritten aber stand ich mit Claudia Drews in der Tür und sagte: »Hier kann es zum Dominoeffekt kommen. Wenn einer hängen bleibt und etwas mitreißt, kippt alles um.«

Also planten wir im nächsten Jahr den Großen Saal zu nutzen – mit Bedenken. Wir fürchteten, ihn nicht zu füllen. Mittlerweile belegt der Markt alle Räume des Kulturhauses: nicht nur die beiden Säle, sondern auch das Foyer in beiden Etagen und die Gaststätte. Aus Platzmangel führen wir eine Warteliste mit Händlern, die wir auf das nächste Jahr vertrösten.

Einige Aussteller nutzten den Kreativmarkt als Sprungbrett und machten ihr Hobby zum Beruf. Eine Dame aus Elsterwerda beteiligt sich mit ihren schönen Glasperlen. Seit Neustem verkauft sie diese hauptberuflich. Eine Frau aus dem Nachbarort verkauft florale Gestecke. Beim dritten Markt etablierte sich ein Ritual: Alle stürmen nach der Eröffnung zu ihr, kaufen Grabgestecke für Totensonntag, schaffen sie nach Hause und kommen zurück, um den Markt in Ruhe zu genießen. Nach drei Stunden ist sie ausverkauft und betreibt nur noch ihren Basteltisch, an dem die Leute selbst Gestecke herstellen.

Neben diesen Vereinen existieren in Plessa noch andere. Viele kämpfen um Mitglieder und Nachwuchs. Alle versuchen, die jungen Plessaer zu begeistern. Besonders gut gelingt das dem Karnevalsverein, bei dem sich viele Kinder und Jugendliche beteiligen. Sollte der Karnevalsverein sterben, verliert Plessa eine wichtige Anlaufstelle für junge Leute.

Die Gefahr besteht heute zum Glück nicht! Unabdingbar dabei ist unser Kulturhaus, das nicht nur dem Karneval eine Heimstatt gibt.

Norbert Tschirner

»Unsere Geschichte über'n Gartenzaun«

Jahrgang 1945

Meine Familie und ich leben seit 1972 in Senftenberg, seit 1973 bin ich Pächter eines Kleingartens in Brieske.
Die Anmeldung bei unserer Kolonie »Am Margaretengraben« war einfach. Ein Bekannter hatte mir einen Tipp gegeben: »Geh mal zum Margaretengraben! Mein Freund ist dort Kassierer. Bei dem kannst du dich anmelden.«
Das machte ich. »In der dritten Reihe ist noch ein Garten frei«, sagte mir der Kassierer. »Hol dir ein Bandmaß, nimm von den vier Gärten, die schon da sind, die Fluchtlinie und miss achtzehn Meter ab. Da ist dann dein Eckpfosten.«
So kam ich zu meinem Gartengrundstück und die Arbeit ging los. Die Fläche bestand zur einen Hälfte aus verunkrautetem Acker und zur anderen aus verwildertem Garten. Während meine Frau Quecken und Giersch jätete, entfernte ich die ungewollten Sträucher und stutzte die verwachsenen Obstbäume. Nach und nach gelang es uns, den Garten urbar zu machen und alles so herzurichten, dass wir uns wohlfühlten.
Was fehlte, war eine Laube. Steine besorgte ich auf dem Gelände der geplanten Rostocker Straße. Dort wurden einige Häuser abgerissen, um die Straße zu verbreitern. Die Abbruchsteine kamen nicht auf die Deponie, sondern konnten von uns verwendet werden. Kies und Sand organisierte ein Bekannter aus dem BKK Senftenberg; die Pfosten für unseren Gartenzaun baute ich aus Trocknerrohren, die ich auf dem Schrottplatz des BKKs bekam. Gemeinsam mit einem Nachbarn besorgte ich eine Rolle Hochspannungsleitungsdraht. Dieser bestand aus Aluminium und diente mir als Ausgangsmaterial für die Zaunfelder. In den Wintermonaten zersägte ich in meinem Keller zuerst die Leitung in gleichlange Abschnitte und entflechtete die einzelnen Adern. Die Drähte bog ich mit Hilfe eines in einem Rohr drehbaren Flacheisens zum Maschendraht und fügte sie per Hand zum Zaun zusammen. Das so entstandene Zaunfeld befestigte ich an den Pfosten. Fertig! Wir ließen uns etwas einfallen – wenn es keinen Zaun zu kaufen gab, dann fertigten wir ihn selbst an.
Was wir nicht selbst herstellen konnten, war Zement. Es gab ihn selten und wenn, wurde er nur in begrenzter Menge verkauft. In der Regel erhielt jeder maximal vier Sack. Hörten wir also, dass die BHG – die Bäuerliche Handelsgenossenschaft – eine Lieferung Zement erhalten hatte, schnappte ich mir mein Fahrrad samt Anhänger, fuhr in die Bebelstraße und ließ mir dort zwei Sack aufladen. Schnell radelte ich damit heim nach Brieske, lud ab und kehrte zurück, um mir die andere Hälfte abzuholen.

Letztlich gelang es uns, den Garten zu unserem zweiten Zuhause zu machen. Wohl fühlten wir uns auch deshalb, weil im Kleingartenverein eine sehr freundschaftliche Atmosphäre herrschte. Jeder investierte viel Arbeit in seinen Garten und in die Gemeinschaft. Regelmäßig fanden Mitgliederversammlungen statt, Pflegemaßnahmen – wie zum Beispiel das Spritzen der Bäume gegen Pilzbefall oder Ungeziefer – erledigten wir zusammen.
Nicht nur die Arbeitseinsätze, auch die schöneren Seiten des Lebens gestalteten wir gemeinschaftlich. In jedem Jahr feierten wir ein Sommerfest, wir grillten und saßen abends lange beieinander. Den Jahresausklang begingen wir mit einem großen Tanzabend in der Niemtscher Mühle.Dieser tolle Zusammenhalt, der auf unserer gegenseitigen Hilfe gründete, hielt bis 1990. Mit der Wende gaben viele der alten Vereinsmitglieder ihren Garten auf und kauften oder bauten sich ein Häuschen. Die neuen Pächter waren nicht mehr an einem aktiven Kleingartenleben interessiert. Auch das Gärtnern und die Selbstversorgung standen für sie nicht mehr im Mittelpunkt. Sie feierten mit Freunden Partys oder faulenzten in der Sonne. Das verstanden sie unter »Garten«.
Um weniger Arbeit zu haben, fällten viele der Neupächter die alten Obstbäume. Das führte zu Konsequenzen, auch in meinem Garten: Mein schöner Birnbaum, von dem ich jahrelang viele Früchte geerntet hatte, trug von Jahr zu Jahr weniger. Ich fragte einen Fachmann, woran das liegen könne. Er erklärte mir, dass die Bestäuberbäume fehlten. Im Umfeld unserer Gartenanlage standen so gut wie keine Birnbäume mehr. Mein Baum benötigt aber, um Früchte zu bilden, einen zweiten Birnbaum einer anderen Sorte. Auf den Rat des Fachmanns hin pflanzte ich vor fünf Jahren die richtige Bestäubersorte und seit zwei Jahren hängen wieder Birnen an dem alten Baum.
Mittlerweile beobachte ich, dass sich das Klima in der Kolonie verbessert. Un-

ser Vorsitzender ist sehr engagiert; es gibt wieder Sommerfeste, einen Tag der offenen Tür und ein Herbstfest. Der Zusammenhalt ist sicherlich nicht so wie früher, aber das ist für mich kein Grund, den Garten aufzugeben. Auch wenn wir vor zwölf Jahren eine Doppelhaushälfte in der damals neu gebauten Siedlung »Im Alten Stadion« kauften – die dort errichtet wurde, wo einst das »Glück-Auf-Stadion« gestanden hatte – bleibe ich meinem Garten treu.
Ich weiß nicht genau, warum der Zusammenhalt in der Gartenkolonie vor der Wende so stark gewesen war. Der Erfindungsreichtum und die Tauschgeschäfte, die gemeinsame Erfahrung, als Mieter einer Neubauwohnung etwas Eigenes zu besitzen, die vielen Feste und das gemütliche Beisammensein – all das wird wohl eine Rolle gespielt haben.

Erhard Reiche

»Der Gästeführer«

Jahrgang 1936

Ich führe Gäste zu den Biotürmen in Lauchhammer. Ich mache das, weil ich es für notwendig erachte, mitzuteilen, was in der Vergangenheit passierte – in meinem Leben und in der Betriebsgeschichte. Was unsere Generation und die meiner Eltern leistete, können wir gar nicht genug würdigen. Im Zweiten Weltkrieg wurde unsere Industrie kaum zerstört, alle Brikettfabriken und Kraftwerke Lauchhammers blieben erhalten.
Dann kam die Spaltung Deutschlands und wir mussten die Reparationen an die Sowjetunion leisten. Das Chemo-Werk wurde komplett demontiert, ebenso die Brikettfabrik 64. Da blieb nichts mehr. Die modernen Anlagen wurden abgebaut und in die SU gebracht.
Hinzu kam das Embargo. Der Westen lieferte keine Steinkohle in die DDR. Doch wie sollten wir unsere Stahlwerke betreiben? Stahl wurde dringend gebraucht, um das Land aufzubauen. In dieser Not wurde die Bergakademie Freiberg beauftragt, zu erforschen, wie sie aus Braunkohle Koks herstellen könnten. In kürzester Zeit fiel der Beschluss, eine Kokerei zu bauen. Professor Pilkenroth forschte noch, während Professor Rammner schon baute. Vom Baubeginn bis zum ersten Koksabstich dauerte es nur acht Monate und vierzehn Tage. Das ist eine heroische Leistung und stellte eine Weltneuheit dar. Wenn ich westdeutsche Gäste über das Gelände der ehemaligen Kokerei führe, können sie das nur schwer glauben. Doch wenn ich es erläutere, sagen sie auf dem Weg von den Biotürmen zum Parkplatz: »Von dem, was Sie erzählen, haben wir einfach nichts gewusst.«
Darum ist es so wichtig, über die Vergangenheit zu erzählen. Wer seine Vergangenheit leugnet, hat keine Zukunft.
Ich genoss eine sehr gute Ausbildung. Mein Vater lernte Maurer und kam 1934 nach Lauchhammer zur Firma Buchholz, um im Kraftwerk Lauchhammer Ost als Kesselmaurer zu arbeiten. Ich wurde 1936 in Mückenberg geboren. Als ich fünf Jahre alt war, starb meine Mutter an Tuberkulose.
Die Schule machte mir keinen Spaß. Ich wollte Musiker werden, nur konnte mein Vater das nicht bezahlen. Also bewarb ich mich nach der achten Klasse als Betriebsschlosser im Braunkohlenkombinat »Friedenswacht«. Gegenüber der Kokerei stand ein Kühlturm, darin war die Lehrwerkstatt.
Ein Mitglied der Aufnahmekommission frage mich, was eine Schublehre sei. »Das ist eine Art Kommode mit verschiedenen Schüben«, gab ich zur Antwort. Ich hatte null Ahnung. Doch sie nahmen mich.
Als Geselle kam ich zur Brikettfabrik 66. Am 17. Juni 1953 hörte ich, kurz vor

Beginn der Nachtschicht, übers Radio von einem großen Aufstand.
Die Truppe von Bürgern, die zur 66 kam, war unzufrieden. Angetrieben durch ideologische Beeinflussung aus dem Westen, wollten sie mit spontanen, teils gewaltsamen Aktionen die politischen Machtverhältnisse in der DDR ändern. Sie hatten dem Betriebsleiter ein Stalinbild über den Kopf gedonnert – der war eingerahmt – und bedrängten ihn, die Brikettfabrik sofort anzuhalten. Er weigerte sich.
Eine Brikettfabrik kann nicht mit einem Knopfdruck angehalten werden. Dann brennt sie lichterloh. Wir Werktätigen vertrieben die Aufrührer mit Knüppeln. Wir Kumpels konnten es nicht gutheißen, dass irgendwelche Leute mit Gewalt unsere Arbeitsplätze zerstörten.
Am nächsten Tag stand ein Panzer vor der Einfahrt der Brikettfabrik 66. Daraufhin ging alles seinen geregelten Gang.
Im September 1953 begann ich mein Ingenieurstudium für Brikettieren und Koksveredelung in Senftenberg. Am Ende schrieb ich meine Ingenieurarbeit in der Brikettfabrik Plessa. Als Jungingenieur hatte ich Probleme, dort Fuß zu fassen. Die Belegschaft der Fabrik, die bis 1945 die Auszeichnung »nationalsozialistischer Musterbetrieb« trug, war diszipliniert. Aber der Betriebsleiter und die alte Meisterschaft taten alles Mögliche, um uns Jungingenieure zu vertreiben. Doch ich blieb und wurde 1957 Betriebsleiter.
1959 kam der abgesetzte Kombinatsdirektor vom Braunkohlenkombinat Lauchhammer (BKK) als Werkleiter nach Plessa und wurde mein unmittelbarer Vorgesetzter. Mit dem konnte ich nicht. Ich warf das Handtuch.
So studierte ich ein weiteres dreiviertel Jahr und wurde Fachingenieur für Arbeitsschutz. 1964 begann meine Tätigkeit als Sicherheitsinspektor im BKK Lauchhammer. Ich war zuständig für die Großkokerei und überwachte die gesamte Arbeitssicherheit.
Wir Sicherheitsinspektoren sorgten dafür, dass die gesetzlichen Bestimmungen des Gesundheits-, Sicherheits- und Arbeitsschutzes bewusst und freiwillig eingehalten wurden. Das war wichtig: Bewusst und freiwillig. Es hatte keinen Zweck, mit der Peitsche hinter den Werktätigen zu stehen. Wir mussten so auf sie einwirken, dass sie sich richtig verhielten, wenn Gefahr bestand. Das heißt, wir hatten einen Erziehungsauftrag und einen Kontrollauftrag.
1981 gab es strukturelle Veränderungen. Die Braunkohlenveredlungsbetriebe wurden zusammengefasst. Lauchhammer kam nach Schwarze Pumpe und die Tagebaue zum BKK Senftenberg. Damit wurde in Lauchhammer der Betrieb mitten in zwei geteilt. Wir bekamen viele Probleme.
Nach der Wende stellten sie uns hin, als hätten wir im Sandkasten gespielt. Wie wir behandelt wurden war diskriminierend. In der Hochschule Cottbus wurden Anpassungsveranstaltungen organisiert. Einmal in der Woche lud ich das Auto mit Sicherheitsingenieuren voll und fuhr dorthin. Als erstes erläuterte ein Diplomingenieur, der frisch von der Schule kam, die gesetzlichen Bestimmungen der Bundesrepublik. Das war interessant. Nach zwanzig Minuten begriffen wir: Wir hatten in der DDR über Bürokratismus geschimpft, aber da kannten wir die BRD-Bürokratie noch nicht! Am nächsten Mittwoch las ein anderer Diplomingenieur vor, wie der Arbeitsschutz in der Bundesrepublik betrieben wurde. Das hörten wir uns zehn Minuten lang an. Einer meldete sich schließlich: »Was Sie da vorgelesen haben, das möchte ich mal erläutern!«

Mit Bravour hielt er aus der Lameng einen Fünf-Minuten-Vortrag. Das war für den Diplomingenieur peinlich. Ich bedauerte ihn. In der Pause gingen wir zum Veranstalter: »Wir sind seit dreißig Jahren auf dem Gebiet tätig. Was Ihr hier veranstaltet, geht nicht.«
Der Lehrgang wurde abgeblasen. In den nächsten Anpassungslehrgängen saß ich meist neben dem Leiter des Lehrgangs. Ich wurde oft gefragt: »Wie habt ihr das gemacht?«
Der Leiter des Bergamtes für unser neues Bundesland sagte einmal zu mir: »Wissen Sie, ich musste Ihre Arbeitsschutzgesetze studieren. Ich habe die DDR-Gesetze als hervorragend empfunden. Sie waren eindeutig, kurz, prägnant. Doch einen Mangel hatten sie: Da waren keine Lücken, die der Rechtsanwalt nutzen konnte. Wenn ihr armen Hunde was verbockt hattet, musstet ihr das ausbaden.«
Nach einer Strukturänderung wurde ich als Sicherheitsingenieur für Kokereien nicht länger gebraucht. Als leitenden Sicherheitsingenieur für Brikettfabriken hingegen stellte mich der Produktionsleiter ein. Zu uns kamen Leute aus den alten Bundesländern, die sich erkundigten, wie wir unseren Arbeitsschutz organisierten. Sie waren angenehm überrascht.
Mit der »Abwicklung«, der Liquidierung der Braunkohlenindustrie 1991, wurde auch ich endgültig abgewickelt und in Altersübergang geschickt. Ich konnte das nicht verstehen. Mit 54 nicht mehr gebraucht zu werden, das war schlimm für mich.
Ich bekam schwere gesundheitliche Probleme, sollte einen Herzschrittmacher kriegen. Ich habe »gedickscht«, das sagt man im Sächsischen, wenn einem alles nur noch egal ist.
Fünfzehn Jahre hat es gedauert, bis ich mich wieder für etwas begeistern konnte: Auf seiner Geburtstagsfeier überredete mich mein ehemaliger Vorgesetzter und Betriebsdirektor in Lauchhammer, Dr. Konrad Wilhelm, mich in seinem Traditionsverein zu engagieren. Seither bin ich Gästeführer. Ich setzte mich sogar noch einmal auf die Schulbank und machte einen Lehrgang.

Nominierte Geschichte

Annette Kurtzke

»Eigentlich wollte ich von Kohle nichts mehr hören«

Jahrgang 1966

Die Stadt Lauchhammer war jahrzehntelang von der Braunkohle geprägt – bis der VEB Braunkohlenveredlung Lauchhammer (BVL) geschlossen und fast alle Gebäude und Anlagen abgebaut und zerstört wurden. Auch meine Familie ist eng mit der Kohle verbunden. Meine Eltern arbeiteten beide in der Kokerei des BVL. Bis zu ihrer Trennung 1974 wohnten wir zusammen in Hohenleipisch. Danach zog meine Mutter mit meinen zwei älteren Schwestern, meinem Bruder und mir nach Lauchhammer um. Wir bekamen eine schöne Altbauwohnung, in der es allerdings kein fließendes warmes Wasser gab, sondern nur einen Badeofen, der mit Kohle angefeuert wurde. Wir erhielten einhundert Zentner Deputatkohle im Jahr und ab und zu eine kleine Brötchentüte Koks.

Anders als meine Schwestern, die alle zum BVL gingen und fortan gemeinsam mit meiner Mutter in der Kokerei arbeiteten, entschied ich mich nach der zehnten Klasse gegen die Kohle. Ich schloss eine Ausbildung zum Facharbeiter für Fleischerzeugnisse ab – beim VEB Geflügelwirtschaft Schwarzheide, einem reinen Schlachtbetrieb.

Die Kokerei ließ mich trotzdem nicht los. Nach Schichtschluss war ich immer live dabei, wenn die zurückliegende Schicht am Küchentisch ausgewertet wurde. Hören wollte ich das alles nicht. Schließlich sagten mir Begriffe wie Bekohlung, Gasverdichtung oder Ofenabzug nichts. Heute ärgere ich mich darüber, dass ich nicht besser aufgepasst habe. Denn leider gibt es in Lauchhammer kaum noch Zeugnisse der Braunkohleveredlung. Von alledem blieb nichts außer den Biotürmen erhalten. Wäre wenigstens noch eine Ofeneinheit da, könnten wir uns heute ein viel besseres Bild davon machen, was in der Kokerei passierte. Was ich heute darüber weiß, habe ich mir angelesen oder mir anhand von Bildern erklären lassen.

Nach der Wende 1989/90 erging es mir im Schlachtbetrieb ähnlich wie den Kollegen des Braunkohlekombinats. Kurz zuvor hatten wir den Betrieb modernisiert und auf den neuesten technischen Stand gebracht. Nun kam einer aus dem Westen, lief an unserem Band auf und ab, Hände auf dem Rücken. Die Leute sagten: »Passt auf! Den haben sie geschickt. Überall, wo er auftaucht, werden die Betriebe stillgelegt!«

Ganz so schlimm kam es bei uns zunächst nicht. Wir wurden an einen Holländer verkauft. Der modernisierte Betrieb verlor jedoch seine Zulassung für die Hühnerschlachtung. Gänse durften wir noch schlachten, aber es war Sommer und wer kauft im Sommer eine Gans? So brach der Absatz ein und wir gingen

in Kurzarbeit. Die neue Geschäftsführung zwang uns, Ware, die nicht verkauft worden war, umzuetikettieren. Als wir uns weigerten, bekamen wir zur Antwort: »Ihr müsst das nicht machen. Da draußen warten hundert andere, die gern euren Job übernehmen.«
Es war das Jahr 1993, schon viele Lausitzer hatten ihre Arbeit verloren. So wirkte die Drohung. Schließlich waren wir die letzten, die noch gutes Geld verdienten. Am Ende des Jahres wurde schließlich auch der Schlachtbetrieb stillgelegt und ich ging in die Arbeitslosigkeit. Schnell fand ich einen Nebenjob in der Gaststätte, kellnerte dort im Biergarten und half in der Küche aus. Ich kann mich überall einarbeiten und bin zur Stelle, wenn man mich braucht. Irgendwann schlug mein Chef vor: »Mensch, Annette, jetzt hast du so viele Jahre im Nebenjob bei mir gearbeitet. Wollen wir nicht eine Festanstellung über Fördermittel draus machen? Da bist du auf der sicheren Seite.«
Ich sagte: »Na klar, machen wir.«

Als die Fördermittel endlich kamen, holte sich zunächst das Finanzamt seinen Teil, weil mein Chef die Steuern nicht mehr bezahlt hatte. Er sanierte sich selbst mit meinem Geld. Ich sah nie etwas davon. Im Gegenteil: Noch vier Monate schuftete ich für ihn – ohne Gehalt – und musste schließlich aufhören. So ging es nicht.
Im Hallenfreizeitbad der Stadt fand ich eine neue Arbeit. Für drei Jahre pflegte ich die Grünanlagen und führte generelle Hausmeistertätigkeiten durch. Ich arbeitete auf eine Festanstellung hin, die mir der Betreiber in Aussicht stellte. Bald sollte die Position eines Mitarbeiters frei werden, der altersbedingt in Rente ging. Drei Wochen vor dem Termin jedoch geriet der Betreiber in Zahlungsschwierigkeiten. Die Stelle wurde daraufhin intern neu besetzt. Ich war also wieder zu Hause – drei Jahre lang.
Um der Tretmühle des Amtes zu entkommen, ließ ich nicht locker und landete schließlich bei den Biotürmen, als sogenannter 1-Euro-Jobber. Hier gefällt es mir sehr. Ich mache meine Arbeit gern und habe die Vereinsmitglieder liebgewonnen.
Am Anfang war ich für die Pflege der Grünanlagen zuständig und half, die Bergbaurelikte für den Reliktepark aufzuarbeiten – die Baggerschaufeln, die E-Lok oder das Förderband. Viele Besucher kommen auch außerhalb der offiziellen Führungen zu den Biotürmen. Sie sprechen uns Mitarbeiter an und erkundigen sich, was es mit dem Bauwerk auf sich hat. Nun könnte ich ihnen einfach erwidern, dass ich nur für die Grünanlagen zuständig bin und nichts mit den Führungen zu tun habe. Dafür bin ich allerdings zu ehrgeizig. Ich ließ mir vom Traditionsverein einige Hefte zur Geschichte der Kokerei und der Lauchhammeraner Industriegeschichte geben und lernte viel auswendig. Inzwischen kann ich den Besuchern erzählen, wozu die Biotürme dienten und was eigentlich eine Kokerei ist. Allerdings liegt mir das Technische immer noch nicht. Das überlasse ich gern den Vereinsmitgliedern.
Mein Leben lang riss ich mir den Hintern für meine Arbeitsstellen auf und bekam als Dank nur Tritte. Beim Traditionsverein wird meine Arbeit geachtet und geschätzt. Hier möchte ich gern bleiben. Aber meine 1-Euro-Stelle ist ausgelaufen. Das Amt wird sie nicht verlängern. Trotz meiner Bitte! Zwar würde ich gern ehrenamtlich weiterarbeiten, kann es mir aber nicht leisten. Ich brauche eine bezahlte Arbeit und Geld zum Leben.

Nominierte Geschichte

Walter Karge

»Die Lausitz ist längst kein Dreckloch mehr«

Jahrgang 1940

Als Kind verbrachte ich viel Zeit bei meinen Großeltern in Marga. Sie kamen 1908 wegen der Braunkohle. Mit dem Beginn des Tagebaus und der Errichtung der ersten beiden Brikettfabriken zogen Arbeitskräfte von überall in den kleinen Ort. Die guten Bedingungen im Betrieb sowie die hervorragenden Wohnverhältnisse hatten sich schnell herumgesprochen.

In der Brikettfabrik I arbeitete sich mein Großvater zum ersten Presser hoch. Mein Vater ging in Marga zur Schule. Später schwärmte er mir von seiner Schulzeit vor: Die Lehrer seien hervorragend gewesen, denn sie wandten keine Prügelstrafe an. Bezahlt wurden sie von der ILSE AG. Das Unternehmen legte offensichtlich großen Wert auf eine gute Ausbildung der Kinder, die später meist selbst im Betrieb anfingen.

Nach der Schule lernte mein Vater den Beruf des Friseurs und Baders. Er konnte einwandfrei Milchzähne entfernen und Wunden versorgen. Nach seiner Lehrzeit arbeitete er in mehreren Städten und traf auf diesem Wege meine Mutter in Meißen. 1930 nahm mein Vater sie mit nach Senftenberg und eröffnete in der Bahnhofstraße seinen eigenen Salon.

An dem Tag, an dem ich 1940 das Licht der Welt erblickte, wurde mein Vater zur Wehrmacht eingezogen. Er kam erst nach Kriegsende wieder nach Hause.

Als der Geschützdonner Senftenberg erreichte und es im April 1945 zu einem Tieffliegerangriff kam, floh unsere Mutter mit uns Kindern zu ihren Eltern nach Meißen. Mein kleiner Bruder starb dort an einer Infektion im Krankenhaus. Schon im Sommer 1945 kehrten wir nach Hause zurück.

Unser Wohnhaus war vollkommen leergeräumt. Selbst mein Spielzeug, welches ich gut versteckt hatte, blieb verschwunden. Wer sich an unserem Eigentum bedient hatte, fanden wir nie heraus. Hinzu kam die schockierende Nachricht, dass sich der Marga-Opa, gemeinsam mit anderen Hausbewohnern, auf dem Dachboden erhängt hatte. Kein Einzelfall in dieser Zeit. Eine Familie in der Vogelsiedlung, mit deren Kindern ich in besseren Tagen gespielt hatte, wählte das gleiche Schicksal.

1955 schloss ich die Schule in Senftenberg ab und landete – wie die meisten Jungs aus unserer Gegend – im Bergbau. Ich lernte in Brieske im Braunkohlenwerk »Franz Mehring« Maschinenschlosser für Anlagen und Geräte. Nach der Gesellenprüfung fing ich als Schlosser im Tagebau Niemtsch an.

Seit meiner Jugend boxte ich für den Sportclub Aktivist. Brieske galt schon vor 1945 als Sporthochburg. Aus den Erzählungen meines Vaters weiß ich, dass auf

dem Sportplatz und in der Badeanstalt viel los war. »Da herrschte immer Remmidemmi!«, sagte er oft. In unserer Gegend gab es kaum ein Kind, das sich nicht für den Sport begeisterte. Schwimmen, Fußball, Boxen, Handball: Sämtliche Sportarten fanden ihre Anhänger. Nach der Gründung des SC Aktivist Brieske-Senftenberg im Jahr 1954 stieg unser kleiner Ort zum Leistungsstützpunkt auf. Dazu trug bei, dass das Braunkohlenkombinat (BKK) Senftenberg viel Geld für den Sport ausgab. So spielte Brieske in der DDR-Fußball-Oberliga, was für einen so kleinen Ort beachtlich war; Sportler kamen von außerhalb, um hier zu trainieren; im Klubhaus-Saal wurden Oberliga-Boxkämpfe ausgetragen. Auch ich stand so manches Mal im Ring.

Als Schlosser im Tagebau lernte ich eine Menge von meinen Vorgesetzten. Dieses Wissen wollte ich im Hochschulstudium erweitern. Da mein Vater jedoch selbständiger Frisörmeister war, durfte ich, trotz guter Noten, kein Gymansium besuchen. Arbeiter- und Bauernkinder bekamen den Vortritt für die begehrten Plätze. Unser Kaderleiter riet mir deshalb: »Junge, lass erst mal. Lerne den Beruf richtig, dann kannst du immer noch studieren!«

So kam es. Von 1959 bis 1963 studierte ich an der Hochschule in Zwickau und schloss als Bergmaschinentechniker ab. Ich kehrte in die Lausitz zurück, wo ich bis zur Wende 1990 verschiedene leitende Funktionen im Braunkohlenkombinat übernahm.

Danach wurde ich Betriebsdirektor der Tagebaustätten Meuro und Klettwitz-Nord. Ab 1994 führte ich den Länderbereich Brandenburg bei der LMBV – der Lausitzer und Mitteldeutschen Bergbau-Verwaltungsgesellschaft, die für Rekultivierung und Renaturierung der Tagebauflächen zuständig ist.

Es war eine sehr intensive Zeit, die von der Stilllegung von Betrieben, den damit verbundenen Entlassungen tausender Mitarbeiter und der Vorbereitung von umfangreichen Sanierungs- und Wiedernutzbarmachungsmaßnahmen geprägt war. Wir verfolgten verschiedene Ideen für die Nachnutzung der Tagebauflächen. Mit anderen Akteuren der Region arbeitete ich daran, unserer Landschaft ein zukunftsweisendes Image zu geben. Wir wollten keine sterbende Region sein.

Bis heute bleibt es schwer, in der Lausitz Industrie anzusiedeln, die ähnlich viele Arbeitsplätze schafft wie die Braunkohle. Durch die Rekultivierungsmaßnahmen konnten wir jedoch das Schmuddel-Image der Region als »Dreckloch« wandeln. Wenn meine Kollegen und ich früher verkündeten, die Tagebaulöcher würden zur Seenlandschaft werden, ernteten wir nur Lacher. Der bereits in den Siebzigerjahren geflutete Senftenberger See galt als Vorzeigeobjekt, bei dem die Renaturierung eines Tagebaurestlochs geglückt und ein touristischer Anziehungspunkt entstanden war. Dass aus den anderen Gruben, die zu dieser Zeit nur als Wunde in der Landschaft klafften, eine einladende Ferienregion werden würde, konnten sich nur wenige Lausitzer vorstellen. Dabei gibt es zur Flutung keine finanzierbare Alternative. Um die Restlöcher mit Erde zu verfüllen, steht nicht genügend Abraum zur Verfügung. Nur als Seen können die großen Flächen sinnvoll und für die Region attraktiv gestaltet werden.

Nominierte Geschichte

Dietmar Methner

»In Sedlitz möchte ich nicht begraben sein«

Jahrgang 1938

Im Februar 1992 fuhr ich – als neu angestellter Bereichsdirektor der hiesigen Sparkasse, der aus dem Westen in den Osten gekommen war – mit einer ostdeutschen Kollegin durch das Geschäftsgebiet. Es war ein nebeliger Tag. Als wir nach Sedlitz kamen, sah ich drei Frauen in Kittelschürzen, die sich auf dem Bürgersteig unterhielten. Argwöhnisch blickten sie uns hinterher – so zumindest schien es mir.

Vor der Sparkassengeschäftsstelle angekommen, betrachtete ich die etwas »schlichte« Fassade. Die Geschäftsstelle war nicht das Gelbe vom Ei und hinterließ einen gewöhnungsbedürftigen Eindruck. Beim abendlichen Telefonat mit meiner Frau Erika konstatierte ich: »In Sedlitz möchte ich nicht begraben sein.« Wie kam es also, dass ich heute Sedlitzer aus Überzeugung bin und mich inzwischen als Ex-Wessi bezeichne? Vielleicht liegt es an meiner Herkunft: Ich bin gebürtiger Schlesier und daher dem Osten nicht abgeneigt. Hier fühle ich mich sauwohl. Hätte mich jedoch mein Beruf nicht in die Lausitz geführt, wäre ich heute nicht hier.

Der Deutsche Sparkassen- und Giroverband entwickelte 1990 ein regional gegliedertes Betreuungskonzept, das auf Partnerschaften zwischen ost- und westdeutschen Sparkassen aufbaute. Als Abteilungsleiter der Stadt-Sparkasse im rheinländischen Wülfrath ging ich nach Zossen, um den ostdeutschen Kollegen unserer Partnersparkasse bei der Umstellung auf die neuen Gegebenheiten zu helfen.

Fortan pendelte ich zwischen Wülfrath und Zossen, schulte die Mitarbeiter und gab Ratschläge. Das ging so weit, dass ich im Monat eine Woche in Zossen und drei Wochen an meinem Arbeitsplatz in Wülfrath verbrachte.

Nach anderthalb Jahren fragte ich meine Frau: »Was hältst du davon, wenn wir in den Osten ziehen?«

Für mich stand fest: Wenn wir rüber gehen, dann ohne Rückfahrkarte – ohne wenn und aber. Wir verkauften unser Haus und zogen 1992 mit Sack und Pack in die Lausitz. In der Kreissparkasse Senftenberg fing ich als Direktor unterhalb der Vorstandsebene an.

Nachdem meine Frau und ich in den ersten Jahren in Meuro zur Miete gewohnt hatten – zu einem Preis, für den ich in Wülfrath eine Komfortwohnung hätte mieten können – beschlossen wir: »Mit dem Geld können wir unser eigenes Haus bauen!«

Also machte sich meine Frau auf die Suche nach einem Grundstück. Eines Tages sagte sie: »Ich habe etwas in Sedlitz gefunden.«

Ich erinnerte mich an meine erste Fahrt in den Ort: »Vergiss es! Das kommt nicht in Frage«, erklärte ich.
Mangels Alternativen studierte ich den Lageplan von Sedlitz, sah die Tagebaurestlöcher, die den Ort umgaben und sagte mir: »Da kommen nie Fabriken hin, da kommt gar nichts hin. Nur Wasser!« Die Bahnanbindung, der kurze Weg zur Autobahn, das naheliegende Krankenhaus. Ich kam zur Einschätzung, dass Sedlitz ein idealer Platz für unsere Zukunft sei. Kurzentschlossen kauften wir das Grundstück im Frühjahr 1995.
Noch bevor wir den ersten Spatenstich taten, stellte ich mich bei den Nachbarn vor. Denen zur Linken – Familie Bagyi – sagte ich: »Ich hoffe es stört Sie nicht, dass ich ein Wessi bin.«
Da antwortete der Familienvater: »Wenn Sie nicht stört, dass ich ein Ungar bin.«
Rechts wohnte Frau Goldammer, eine betagte Sedlitzerin, die uns kritisch zur Kenntnis nahm.
Es folgte der obligatorische Antrittsbesuch beim Ortsbürgermeister Wolfgang Kaiser. Ihm stellte ich mich als neuer Grundstückseigentümer und künftiger Bürger vor. Herr Kaiser fragte mich skeptisch: »Wieso haben Sie sich ausgerechnet für Sedlitz entschieden?«

Er wusste wohl nicht recht, was er von dem Wessi vor sich halten sollte. »Ich habe mir so meine Gedanken gemacht«, erklärte ich. »Man darf Sedlitz nicht so sehen, wie es heute ist, sondern muss sich vorstellen, wie es in zwanzig Jahren aussehen wird. Wenn die Seen da sind! Hier kann man alt werden.«
Die zwanzig Jahre sind inzwischen um und ich kann mit Stolz sagen: Ich hatte recht.
Von den Sedlitzern wurden wir gut aufgenommen und durch meine Mitarbeit in der Freiwilligen Feuerwehr schnell in die Gemeinschaft integriert.
Vor einigen Jahren stand das Nachbargrundstück von Frau Goldammer zum Verkauf. Da sagte ich zu Wolfgang: »Was hältst du davon, wenn wir uns neue Nachbarn suchen?«
»Gut, abgemacht.«
Wenig später kam er zu mir: »Ich habe neue Nachbarn besorgt. Wünsche dir viel Spaß mit der Familie und mit den vielen Kindern!«
Es handelte sich um Wolfgang Kaisers Tochter und ihre zwei erwachsenen Söhne. Wolfgang half ihr, Haus und Grundstück flott zu machen und ich packte mit an. »Du bist dir für keine Drecksarbeit zu schade«, meinte er, »das hatte ich dir nicht zugetraut, als du das erste Mal vor meiner Tür standst.«
Aus dem Westen schlugen mir all die Jahre Vorbehalte der Kollegen, Nachbarn und Bekannten entgegen. Sie kannten den Osten nur vom Fernsehen und kommentierten unseren Weggang: »Gut, und wann wollt ihr zurückkommen?«
Dass jemand freiwillig in den Osten zog, verstanden sie nicht.
Ich bereue unsere Entscheidung nicht und bin inzwischen überzeugter Sedlitzer. Das bekräftige ich dadurch, dass ich nicht sage: »Ich wohne in Senftenberg, Ortsteil Sedlitz«, sondern: »Ich wohne in Sedlitz!«
Für mich steht seit Langem fest: Hier werde ich begraben! Aber hoffentlich möglichst spät.

Kapitel 3

Einbruch

Keine Familie blieb vom Arbeitsplatzverlust verschont. Eltern und Großeltern verloren nicht nur ihre Arbeit, sie verloren auch ihren Lebenssinn. Sie fanden ihren Platz im neuen System nicht. Selbst voller Unsicherheit und Probleme – viele Partnerschaften zerbrachen – konnten die Eltern ihren Kindern wenig beistehen. Die Jugendlichen, die zuvor durch Schule, Hort, Ferienlager, Ausbildung und Freizeiteinrichtungen gehalten wurden, standen orientierungslos auf der Straße. Viele junge Leute zogen in die Welt, um anderswo eine Lehre oder Arbeit zu finden. Die Daheimbleibenden langweilten sich. Sie lieferten sich Schlachten, um die überschüssigen Energien auszuleben: Sie rebellierten.

Doch sie organisierten sich, suchten Räume, gründeten Jugendclubs und fanden neuen Sinn im Musizieren und in politischem Engagement. Ihr Mut und ihr Tatendrang wirken bis heute.

»Krasse Jugend in Lauchhammer«
Ein Erzählsalon mit »Buntrock«

Stefan Cepa
Ich bin der Vorsitzende von »Buntrock e.V.« und wurde gefragt, ob wir unsere Räume dem Erzählsalon zur Verfügung stellen. Wieso nicht? Es ist eine schöne Runde, schön gechillt.

»Krasse Jugend«

Marian Freigang (Jahrgang 1979)

GEWINNER-GESCHICHTE

Als ich zwölf war, ließen sich meine Eltern scheiden. Das war krass für mich. Ich hatte Angst, dass sich die Familie spaltet. Vati und Mutti, so wie ich es kannte, das existierte nicht mehr.
Gleichzeitig kam die Wende. Ich befand mich mitten in der Pubertät und baute nur Bockmist. Mein Bruder, der vier Jahre älter ist, verkraftete das besser.
Ich wurde in der Neustadt 1 groß. Die Kumpels gaben ihr Geld für Coca Cola aus. Zwei Mark kostete eine Dose. Ich fragte mich: »Wieso soll ich das Taschengeld für eine dämliche Cola ausgeben?« Ich trank Wasser und legte mein Geld zurück.
Mein Vater schenkte mir zum Geburtstag ein BMX-Bike. So besaß ich nach der Wende als einer der ersten so ein Rad – und ich hatte Geld für Ersatzteile.
Unsere Gruppe bestand aus circa fünfzehn Jungs. Wir fanden Gefallen daran, in Lagerhallen einzubrechen. Wir freuten uns, wenn es in der Zeitung stand und prahlten auf dem Schulhof damit. Da kam die Polizei.
Ich wusste mit meinem Frust nicht wohin. Meine Mutter war kraftlos und oft ratlos. Jeden Tag kam ich zerschrammt und mit kaputten Klamotten nach

Hause. Ich kloppte mich auf dem Schulhof – mit der Faust ins Gesicht. Weil mir irgendetwas nicht passte, weil einer doof war… Meine Mutter fragte mich: »Woher hast du das?«
Sie ist ein ängstlicher Typ, mein Vater ein ruhiger. Mein Bruder ist defensiv. Nur ich gehe mit dem Kopf durch die Wand.
Kennen Sie die Schienen an der Bunkerbrücke, wo die erneuerte Umgehungsstraße nach Lauchhammer-Nord entlangläuft? Da fuhren die Kohlezüge. Dort trafen wir uns. Zwanzig, dreißig Stifte.
Die Züge fuhren mit den Kohlewaggons um eine Kurve. Kaum war das Führerhäuschen an uns vorbei – sodass uns der Lokführer nicht mehr sehen konnte – warfen wir Steine auf den Zug. Das scherbelte. Das machte Spaß. Einer stand Wache wegen des Streckendienstes. Wenn der kam, flüchteten wir in die Wälder. Wir waren rebellisch – ich vorneweg.
Im Alter von sechzehn Jahren begann die Moped-Zeit. Keiner aus unserer Gang hatte eine Fahrerlaubnis. Wir fuhren schwarz. Mich nannten sie »Tanker-Ali«. Mit dem Fahrrad holte ich Sprit von der alten Minol-Tankstelle an den Biotürmen.

Ich war braun gebrannt mit wildem Haar, das Gesicht verschmiert vom Öl, Benzin an den Händen. Die Gang wartete an den Weinbergs-Garagen auf mich. Wenn ich kam, schrien sie: »Tanker-Ali kommt!« Wir tankten die Mopeds auf und los ging's: auf kleinen Wegen, auf die Schnauze gelegt, wieder aufgerappelt. Wir freuten uns, wenn der Förster mit seiner MZ anbrauste. Der hetzte uns durch die Wälder.
Wir Freigangs sind eine richtige Kohle-Familie. Gerhard Freigang, mein Großvater, war Direktor beim VEB Braunkohlenveredlung Lauchhammer. Er hatte zu Ost-Zeiten sogar einen Chauffeur. Mein Vater ist Ingenieur. Er und meine Mutter kamen nach der Wende bei der LMBV unter.
Durch meine Eltern rutschte auch ich in die Kohle und lernte Schlosser im Ausbildungsbetrieb Brieske. Nach drei Monaten hatte ich keinen Bock mehr. Doch Vater und Mutter wollte ich nicht enttäuschen. Wie hätten sie dagestanden in der LMBV? Das konnte ich ihnen nicht antun. Denn sie hatten mir beigebracht, immer durchzuhalten, wenn ich etwas begann.
Ich lernte drei Jahre, ohne Lust. Nur um einen Abschluss in der Tasche zu haben. Ich hätte lieber einen sozialen Beruf ergriffen.
Mitte der Neunzigerjahre ging es auf Lauchhammers Straßen zur Sache. Einmal standen sich auf dem Marktplatz zweihundert Mann gegenüber. Auf der einen Seite die Rechten, auf der anderen die Linken. Ich stand bei den Linken. Ein andermal schlugen die Rechten einen Punker, einen Freund von mir, feige zusammen. Fünf Mann gegen einen. Die Polizei war machtlos. Durch diese Erfahrungen schwor ich mir, für Gerechtigkeit zu kämpfen.
2001 wurde es ganz schlimm. Da begann diese DVU-Scheiße und der Stress mit den Rechten verschärfte sich. Wir machten Aktionen gegen diese Partei, prügelten uns auch mit denen.
Ich kämpfte für die Alternativen, die mit langem Haar, Irokesen und Ohrringen. Sie konnten nicht über den Markt gehen, ohne eins auf die Schnauze zu bekommen. Ich kämpfte dafür, dass niemand Angst haben musste, von einer Party heimzulaufen.

Zu dieser Zeit kam ich zum »Buntrock«. Der Club war zur Gymnasialzeit aus dem »Chillout« entstanden. Mir half der Zusammenhalt untereinander.
Wir jungen Leute brauchten einen Raum, um uns zu treffen. Wir waren musikbegeistert und benötigten Proberäume. Ansonsten gab es hier nichts.
Anfang der Neunziger standen in Lauchhammer viele Häuser leer. Wir besetzten den ehemaligen Kindergarten. In diesem Kindergarten hatte ich als Kind gespielt.
Die Leute von der Stadt drängten uns: »Ihr müsst raus. Das Haus will einer kaufen.« Eine Lüge! Niemand kaufte das alte Haus. Irgendwann wurde es abgerissen.
Meine Freunde gingen mit zehn, fünfzehn Mann zum Bürgermeister und forderten einen Raum. Sie bekamen die ehemalige Nähstube hinterm alten Rathaus angeboten. Die Stube wurde der Anlaufpunkt für die Punkrocker und Metal-Freaks. In der großen Musikgemeinschaft – hier spielten mehr als zehn Bands – half man einander. Es war ein winziger Raum für die vielen Leute und die vielen Partys, die wir feierten. Doch wir waren froh, dass wir überhaupt eine Bude hatten.
Das sage ich heute den Jüngeren: Es ist wertvoll, einen Raum zu haben. Wir mussten um unseren Rückzugsort, die kleine Nähstube, kämpfen.
Im Sommer 2012 wurde »Buntrock« zwanzig Jahre alt und wir Jüngeren übernahmen den Club. Ich wurde Schatzmeister. Im Januar 2013 schickte uns Bürgermeister Polenz die Kündigung für die Clubräume. Für die Älteren brach eine Welt zusammen. Sie hatten den alten Hort zu Proberäumen umgebaut. Nun sollte der Club dichtgemacht werden.
Wir wollten für den Erhalt des Clubs kämpfen. Ich ging zum Anwalt. Als Verein kann man die Gelder für einen Anwalt beim Land beantragen. Der Anwalt sagte, es wäre nicht rechtens, einem Verein mit siebzig Mitgliedern den Mietvertrag zu kündigen. Wir trafen uns mehrfach mit Roland Polenz. Schließlich ruderte er zurück. Wir schlossen einen Kompromiss und gingen in das Haus des »Südclubs«.
Inzwischen gibt es nicht mehr so viele Bands. Die Mitglieder sind weggezogen oder alt geworden, das Interesse schwindet.
In die Clubwerkstatt kamen eine Zeit lang geistig behinderte Menschen. Die fanden das toll. Ich ließ sie ans Schlagzeug, damit sie die Klänge spürten. Woanders wurden sie abgewiesen: »Was wollt ihr hier?« Wir geben den Leuten eine Chance.
Mein Gerechtigkeitssinn für Schwächere hat sich erhalten. Mit der Flüchtlingsinitiative, die wir gründeten, setze ich mich für Leute in Not ein. Freunde sagen: »Irgendwann wirst du mal draufgehen, nervlich.«
Manchmal bremse ich mich. Doch meistens kommen die Hörner durch.

»Ich boxe für die Jugend«

Stefan Cepa (Jahrgang 1989)

Ich bin ein Wendekind. 1989 geboren, wuchs ich als Kind der Kohle auf. Meine Mutter arbeitete als Maschinistin, meine Großeltern in der Brikettfabrik. Meinen leiblichen Vater kenne ich nicht. Er verließ meine Mutter 1992. Als Knirps rannte ich in den Neubauten herum. Ich war ein kleiner Wilder. In Lauchhammer-Mitte besuchte ich den Kindergarten und warf den Kindern die Spielsachen um die Ohren.
Nach der Wende musste meine Mutter umschulen, so wie viele, die aus der Kohle kamen. Sie ging zur Wohnungsgenossenschaft. Dann lernte sie meinen Vater kennen, der bei TAKRAF arbeitete. Wir zogen nach Lauchhammer-Ost, wo ich bis heute in einer Wohnung im Haus meines Vaters lebe.
Im Unterricht hörte ich oft nicht zu, sondern veranstaltete Action. Irgendwie gelang es mir trotzdem, anständige Zensuren nach Hause zu bringen. Ich war nicht doof, nur hyperaktiv. Wenn es zu schlimm wurde, musste ich Tabletten nehmen.
Meine überschäumende Energie nutzte ich im Sport. Zwei Jahre spielte ich Fußball, dann erlosch mein Interesse. Mein Onkel Thomas Kopperts war Boxtrainer. In der fünften Klasse fragte ich ihn: »Kann ich bei dir boxen?«
Er willigte ein. Zweimal die Woche ging ich zum Training. Das war cool. Ich prügelte mich nicht auf der Straße, ich ließ meine Energie im Sport raus.
In der sechsten Klasse kam die Anfrage, ob ich zur Sportschule nach Cottbus gehen wollte. Ich bestand den Test. Durch das Sportinternat änderte sich mein Leben grundlegend. Morgens zwei Stunden Schule, danach Training, dann wieder Schule und nachmittags nochmal Training. Ab der achten Klasse fuhren wir an den Wochenenden zu Wettkämpfen. Ab der neunten ging es jeweils drei Wochen ins Trainingslager. Ich lernte selbständig zu werden.
Unsere Trainer, allesamt harte Hunde, triezten uns. Es gab oft Stunk. Sie mussten Medaillen vorweisen und reichten den Leistungsdruck aus der Chefetage an uns weiter.
Die Turner und wir Boxer bildeten eine eingeschworene Truppe. Die Fußballer waren arrogante Jungs, die mit pinken Schickimicki-Shorts rumliefen und nach Parfüm rochen. Sie waren die Lieblinge des Direktors.
Irgendwann hatte ich die Schnauze voll. Ich wollte heim zu meinen Eltern. Ich wollte wie ein normaler Jugendlicher Skateboard fahren und Musik machen. Nach der elften Klasse verließ ich Cottbus.
Ich ließ mich zum Mechatroniker beim Lausitzer Wasserversorger WAL ausbilden. Nun holte ich alles nach. Ich hing im »Buntrock« ab, trank Bier, traf Mädels, kaufte eine E-Gitarre, jammte bei Probeaufnahmen und gründete die Band »Facepunch«. Ich begann, mich im »Buntrock e.V.« zu engagieren und wurde Vereinsmitglied.
Im Vorstand des Vereins gab es Clinch. Es wurde neu gewählt. Ich sollte mich zur Wahl zu stellen. Wahrscheinlich hatte ich ein gewisses Ansehen. Sie sagten: »Mensch, der Cepa ist so ein Typ, der macht das Ding.«
Ich meldete mich und wurde als Vorsitzender in den Vorstand gewählt. 2012 übernahmen wir, wie Marian erzählte, »Buntrock«. Seitdem mache ich Jugend- und Veranstaltungsarbeit. Dafür organisiere ich jede Menge.

Nebenbei steckte ich meine Energie in den Boxsport und kam zum Kickboxen. Das trieb ich bis zum Leistungssport. Mittlerweile kämpfe ich deutschlandweit und darüber hinaus bei Wettkämpfen.
Mit meiner politischen Einstellung lag es nahe, dass ich irgendwann bei der Partei DIE LINKE lande. Sie fragten: »Stefan, willst du für die Stadtverordnetenversammlung kandidieren?«
Dort sind zwei, drei jungsche Typen, der Rest ist älter. Doch jede Generation hat ihre Sichtweise. Deswegen ließ ich mich 2014 aufstellen. Ich möchte etwas für die Jugend bewirken. Für mich kam nur der »Ausschuss für Gesundheit, Soziales, Bildung, Kultur, Jugend und Sport« in Frage.
Mir geht es wie Marian. Freunde sagen mir: »Mensch, Stefan, schalt mal einen Gang zurück, du machst zu viel.«
Doch wenn ich es nicht mache, fehlt mir etwas. Ich fahre gern zum »Buntrock« und packe an, baue etwas um oder erledige Papierkram. Das befriedigt mich.

»Schule und Krieg«

Käthe Beier (Jahrgang 1934)

Ich wuchs in Lauchhammer-Süd auf. Meine Familie besaß eine Bäckerei. Ich wurde 1941 eingeschult. Unterricht fand kaum statt, denn es gab keine Lehrer. Die waren entweder Invaliden oder im Krieg. Ein Lehrer hatte eine starke Gehbehinderung. Er ging am Stock. Er war böse und unbeliebt, weil er uns Kinder prügelte.
In der vierten Klasse stand das Deutschlandlied auf dem Lehrplan. Wir sangen: »Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt«. Wenn ich heute unsere Nationalhymne höre, erinnere ich mich an eine Begebenheit aus dem Musikunterricht.
Der Lehrer fragte: »Wer kann gut schreiben?«
»Die Käthe«, riefen meine Mitschüler. Ich stieg auf die Trittleiter und begann, den Wortlaut der Hymne mit Kreide an die große Tafel zu schreiben. Der Lehrer fuchtelte mit dem Rohrstock und befahl: »Schneller, schneller!«
Ich war aufgeregt, verschrieb mich, musste weglöschen, verschrieb mich erneut, löschte weg. »Runter!«, kommandierte der Lehrer und drosch mit dem Rohrstock auf mich ein. Weinend schlich ich an meinen Platz.

Im Unterricht wurden Führerinnen aus dem Bund Deutscher Mädel (BDM) eingesetzt. Sie waren nur wenig älter als wir. Um sich Respekt zu verschaffen, gingen sie durch die Reihen und gaben jedem einen Schlag auf den Kopf. Anschließend versuchten sie, uns etwas beizubringen. Was wir lernten? Nichts.
Ich ergriff den Beruf des Lehrers, weil ich es besser machen wollte. Mit der Jugend zu arbeiten, Kinder zu erziehen, das ist schön.
Ich absolvierte 1959 mein Staatsexamen und begann an der Schule in Lauchhammer. Auf der Kreislehrerkonferenz hatte ich eine unliebsame Begegnung. Mir saß der Lehrer gegenüber, der mich verdroschen hatte, weil ich das Deutschlandlied nicht schnell genug an die Tafel schrieb. Ich kann euch nicht beschreiben, welche Wut mich überkam! Was hatte diesem Menschen das Recht gegeben, so mit Kindern umzugehen?
Ich studierte Lehramt für die Fächer Sport und Germanistik in Halle und Leipzig. Überall fehlten Sportlehrer. Am Wochenende unterrichteten wir Studenten deshalb Sport. Ich kam in ein Dorf mit einem Heim für sogenannte Schwererziehbare. Die Jungs hatten es in sich. Vier Wochen brauchte ich, um durchzusetzen, dass sie während des Unterrichts die Gummistiefel auszogen.

Wir machten im Tanzsaal der Kneipe Sport. Dort stand ein alter Kasten, daneben lagen dreckige Matten. In der fünften Klasse gab es ein Kerlchen mit blitzwachen Augen. Der hatte es faustdick hinter den Ohren. Die Jungs machten eine Rolle vorwärts. Hinter meinem Rücken warf der Pfiffikus einen »Reifentöter« – eine Eisenkralle mit scharfen Spitzen – auf die Matte, die dem Nächsten im Rücken stecken geblieben wäre. Rechtzeitig bemerkt, packte ich den Übeltäter am Kragen und streckte ihn in die Höhe. Ängstlich schwebte er über mir. Ich überlegte: »Was machst du? Haust du ihn mit Wucht auf den Boden oder setzt du ihn vorsichtig ab?«
Ich setzte ihn ab und sagte ruhig: »Mach das nie wieder!«
Das war das erste und einzige Mal, dass ich Kraft anwendete, um erzieherisch zu wirken. Der kleine Kerl und ich verstanden uns fortan sehr gut.
Lasst mich noch etwas vom Kriegsende erzählen: Wir flüchteten vor den Russen. Leichen hingen an den Brücken, Flüchtlinge, Gefechte, Schießereien, Brände. Diese Erlebnisse traumatisieren. Doch ich spürte das nicht. Wahrscheinlich war ich zu klein. Mein Vater war eingezogen. Aber ich hatte meine Mutter. Sie nahm mich in die Arme. Bei ihr fühlte ich mich sicher.
Die Menschen, die heute flüchten und zu uns kommen, gehen mir nah. Es wühlt meine Erinnerungen auf. Ich möchte gern helfen, glaube aber, für mich ist es zu spät.
Als junge Lehrerin brachte ich Mosambikanern die deutsche Sprache bei. Sie wurden in der DDR ausgebildet, um danach als Facharbeiter in ihr Land zurückzugehen. Die erste Stunde war ein Erlebnis: Ich kam in die Klasse mit dreißig Jungs, die ihre dunklen Gesichter auf mich richteten. Ihre Augen waren voller Erwartung und Neugier.
Ich sah die Aufgabe als Herausforderung, etwas Neues zu bewältigen. Wir brauchen die Sprache, um uns miteinander zu verständigen. Sie ist das Wichtigste, um in einem fremden Land zurechtzukommen.

»Zirkus machen«

Konrad Wilhelm (Jahrgang 1951)

Ihr fragt nach meinem krassesten Jugenderlebnis? Gut, hört zu, aber ich verrate nicht alles.

Ich ging in eine reine Jungenklasse an der Penne. 1968, in der elften Klasse, verteidigte unser Klassenlehrer seine Doktorarbeit der Physik in Potsdam. Es war außergewöhnlich, dass ein Gymnasiallehrer aus der Provinz eine Doktorarbeit schrieb.

Wir wussten, dass pünktlich um dreiviertel zehn abends der Berliner Bus in Lauchhammer-Mitte auf dem Marktplatz ankam. Wir wollten unserem Klassenlehrer Ehrerbietung erweisen. Seine Frau hatte sich den Fuß gebrochen und konnte ihn nicht abholen. Außerdem war sie mit drei kleinen Mädels gebunden. Also besorgten wir vom Schuldirektor, der gegenüber der Bushaltestelle wohnte, einen großen Tafelwagen, stellten seinen alten Ohrensessel darauf und schmückten ihn mit Girlanden.

Der ganze Jahrgang kam, Lampions und Fackeln in den Händen. Zwei spielten Akkordeon. Mein Schulkumpel und ich trugen Frack und weiße Gamaschen, weiße Handschuhe, einen Zylinder und spielten die Eskorte auf dem Wagen. Der Bus kam, der Lehrer stieg aus – und war verdattert. Wir schmetterten lateinische Sprüche und hievten ihn mit Freude auf den Sessel. Gegenüber der Bushaltestelle war die Polizeistation. Die Polizisten äugten herüber.

Unsere Demonstration ging durch Lauchhammer-Mitte in die Neustadt, wo der Lehrer wohnte. Wir wollten ihn zu Hause abliefern.

Plötzlich kamen fünf Autos. Unsere Polizei verfügte nur über ein Auto. Woher die anderen kamen, wussten wir nicht. Wir wurden umstellt und ausgefragt. Die Ordnungshüter konnten sich nicht vorstellen, dass wir die Doktorarbeit unseres Lehrers feierten. Die letzten dreihundert Meter des Weges absolvierten wir unter Polizeieskorte mit Blaulicht.

Wir lieferten den Lehrer wie geplant zu Hause ab. Doch mein Kumpel und ich wurden als Rädelsführer mit Zylindern und Gamaschen in der grünen Minna abgeführt. Wir verbrachten einige Stunden auf dem Revier und amüsierten uns köstlich. Wir machten den Polizisten klar, wie unschuldig unser Anliegen war.

Am nächsten Morgen standen wir im Frack pünktlich vor der Schule – und hievten unseren Lehrer mit dem Sessel in die Aula. Da erschien die stellvertretende Direktorin und packte mich am Schlafittchen: »Zieh diesen Plunder aus! Du weißt, was ich meine.«

Wir dachten: »Menschenskinder, eigentlich müssten eine Stadt und eine Schule stolz auf ihren promovierten Lehrer sein.« Das war krass, wie sie mit uns umgingen. Wir begriffen, dass wir häufiger Zirkus machen müssten.

»Schule schwänzen«

Nominierte Geschichte

Dana Rahn (Jahrgang 1980)

Mein Vater stammt aus Lauchhammer. Meine Mutter wohnte im Haushalt meiner Oma in einem kleinen Dorf nahe Berlin. Die beiden lernten sich kennen, als mein Vater Verwandte besuchte.
Mein Vater begab sich in Lauchhammer auf Wohnungssuche. Zu dem Zeitpunkt wurde gerade die Neustadt 3 fertiggestellt. So hatte er das Glück, eine Wohnung für uns zu bekommen. Als ich ein halbes Jahr alt war, zog meine Mutter mit mir zu ihm nach Lauchhammer.
Mein Vater arbeitete in der Kohle. Meine Mutter hatte zwar in der Geflügelproduktion (KIM) gelernt, fand aber eine Arbeitsstelle als Köchin im neuen Kindergarten in unserem Wohngebiet.
Dann kam die Wende. Meine Eltern wurden arbeitslos, wie viele in der Region. Die Enttäuschung war groß. Sie wurden von heute auf morgen fallengelassen. Sie mussten sich umorientieren. Doch wohin?
Meine Mutter hatte Glück und bekam nach vielen Bewerbungen in der Kita in Lauchhammer-Ost Arbeit als Allzweckkraft. Auch mein Vater war froh, als er in einem anderen beruflichen Zweig Fuß fassen konnte. Er ging auf Montage. Ich und mein Bruder blieben dadurch oft mit meiner Mutter allein.
Heute sage ich: Der Vater hat uns Kindern gefehlt. Nach fünf Jahren, in denen wir ihn kaum sahen, entschied er sich, etwas anderes zu machen. Er bekam Arbeit bei einer Security-Firma.
1987 wurde ich eingeschult. Ich habe keine guten Erinnerungen an meine Grundschulzeit. Von klein auf war ich übergewichtig und hatte deshalb in der Schule nicht viel zu lachen. Einige Mitschüler hänselten mich, weil ich nicht so sportlich und beweglich war. Kinder und Jugendliche können grausam sein.
Ich zog mich zurück, igelte mich ein.
Zum Glück hatte ich eine gute Schulfreundin, die mir beistand. Auch meine Familie gab mir Halt. Die Sommerferien waren eine willkommene Auszeit für mich. Acht herrliche Wochen verbrachten wir bei unserer Oma auf dem Land. Den lieben langen Tag hielten wir uns in der Natur auf, das gesamte Dorf diente uns als Spielwiese.
Nach der Wende wurde meine Schule zum Gymnasium umstrukturiert. Deshalb wechselte ich 1991 an die »Waldschule« in Lauchhammer-Ost. Diese Grundschule ging nur bis zur sechsten Klasse. So wechselte ich nach nur zwei Jahren erneut an die Oberschule »Am Wehlenteich«.
Wieder eine neue Klasse, neue Lehrer, eine neue Umgebung. Die Schulwechsel waren für mich nicht einfach.
In der neunten Klasse wuchs mir alles über den Kopf. Noch immer beleidigten mich die Mitschüler wegen meines Gewichts. Sie grenzten mich aus. Als sich meine beste Freundin nach einem Streit von mir abwandte, hielt ich es nicht mehr aus. Ich begann, die Schule zu schwänzen. Anfangs nur tageweise, bald über mehrere Wochen hinweg.
Meine Zeit vertrieb ich mir an abgelegenen Orten in Lauchhammer. Ich achtete darauf, von keinem aus der Familie oder dem Bekanntenkreis gesehen zu werden. Das ging nicht lange gut: Eine Arbeitskollegin meiner Mutter entdeckte

mich zufällig und erzählte es meinen Eltern. Sie waren sauer. Zurecht! Mich plagte das schlechte Gewissen.
So ging es nicht weiter. Ich erzählte meinen Eltern, was mich belastete. Sie hielten zu mir und suchten das Gespräch mit meiner Klassenlehrerin. Sie reagierte verständnisvoll und bot mir an, bei Problemen zu ihr zu kommen.
Nach sechs Wochen Schulschwänzen ging ich wieder in den Unterricht. Zum Glück hatte die Schwänzerei keine Folgen: Ich konnte den Schulstoff aufholen und meine Klassenkameraden ließen mich halbwegs in Ruhe.

»Ein Pferd, ein Chemielabor und Feuchtpräparate«

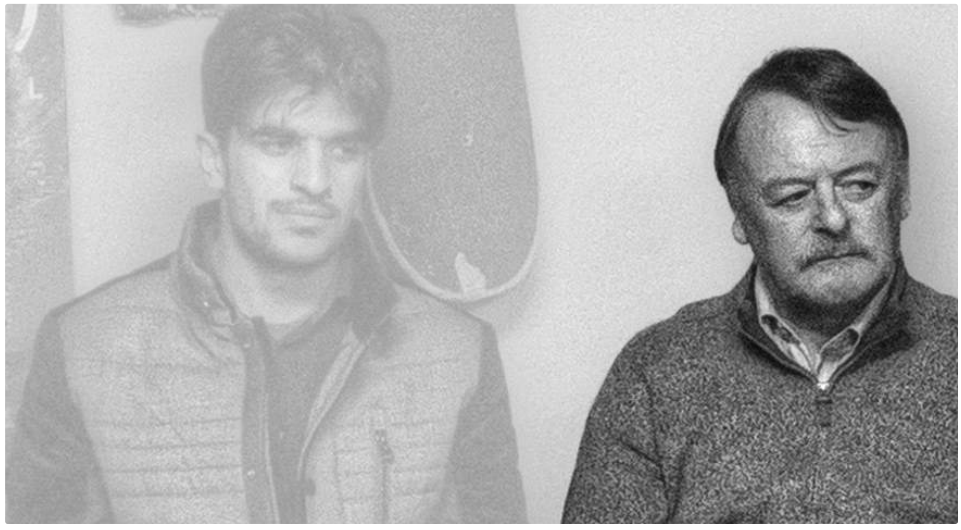
Toni Weinhold (Jahrgang 1995)

Ich beende in einem halben Jahr meine Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger im Klinikum Niederlausitz und gehöre zum Club. Durch Matte, einen guten Freund, kam ich hier rein.
Schon in jungen Jahren ging ich zum Verein »Lausitzer Zeitreisen«. Als ich sieben Jahre alt war, fuhren wir auf Mittelaltermärkte. Ich kam raus aus meinem alltäglichen Umfeld und entdeckte die Welt! Wir machten spektakuläre Sachen, wie Feuerspucken, und lernten altes Handwerk. So eignete ich mir viele handwerkliche Fertigkeiten an. Drei Jahre verdiente ich mein Taschengeld, indem ich nach Originalschnitten mittelalterliche Schuhe herstellte und verkaufte. Leider fehlt mir heute die Zeit, um zu den Mittelaltermärkten zu fahren.
Nach der Schule wollte ich arbeiten und Erfahrungen sammeln. Ich absolvierte ein freiwilliges soziales Jahr im Pflegeheim in Lauchhammer.
Vor drei Jahren kaufte ich mir ein Pferd. Dazu kam ich wie die Jungfrau zum Kinde. Eine Arbeitskollegin, die aus der alternativen Szene stammt und eine bewusste Lebensweise pflegt, kaufte vor ein paar Jahren den alten Hof ihrer Großmutter zurück.
Wir blödelten herum und beschlossen: Wir kaufen uns ein Pferd. Es heißt Atilla, ein Ostfriese. Nun reite ich hobbymäßig, mache Zaumzeug und Sattel selbst. Ansonsten ist es ein Arbeitstier, mit dem man Holz holen und Kremserfahrten mit den alten Arbeitskollegen veranstalten kann. Das ist ein guter Ausgleich zum krassen Arbeitsalltag.
Außerdem habe ich ein kleines Chemielabor zu Hause. Ich stelle alternative Arzneimittel aus Naturprodukten her, Kosmetika und Seifen. Außerdem stelle ich Organpräparate von Tieren her und Vollpräparate. Wenn zum Beispiel ein Fuchs angefahren wird, bringen die Leute ihn zu mir und ich konserviere ihn. Für den Anatomieunterricht unserer Krankenpflegeschüler besorge ich Organe

zum Auseinanderschneiden. Die Charité hilft uns mit Frischpräparaten von menschlichen Leichen weiter. Das ist sehr interessant.
Ich beschäftige mich mit Geschichte. Ich glaube, es ist besser, einfach zu leben. Heute lacht kaum noch jemand drüber, wenn ich als junger Mensch sage: »Ich wecke ein und mache meine Lebensmittel selbst.« Was viele ältere Leute noch als Belastung empfanden, ist heute cool: zum Beispiel Brot selber zu backen.

Dana Rahn
Ich kenne das von meiner Uroma. Die sammelte im Wald Pilze und Hagebutten und trocknete sie zu Hause. Brombeeren weckte sie ein. Wir hatten, wie viele andere zu DDR-Zeiten, einen Obst- und Gemüsegarten. Das führe ich weiter.

»Häuser verheizen« – Dialog



Junger Mann
Diese letzte Schule, auf der du warst, Dana, hieß bei uns die Fascho-Schule. Alle unsere Dorfnazis gingen dorthin. Von anderen Schulen kamen die Schüler mit einem blauen Auge heim, von der Gesamtschule mit einem gebrochenen Arm. Da wurden die Kinder im Nachmittagsprogramm ins Krankenhaus gebracht. Ich erinnere mich an zwei Fälle, die zogen gerichtliche Folgen nach sich wegen schwerer Körperverletzung.
Nach der Wende öffnete das erste Asylbewerberheim Lauchhammers in unserer Gegend. Da lebten überwiegend Russen, Wolgadeutsche, sogenannte Spätaussiedler. Die gingen auf diese Schule. Es war herrlich, wie sich unsere stolzen Deutschen ständig profilieren mussten. Aber von den Russen bekamen sie trotzdem eins drauf. Auch ein guter Kumpel von mir war unter ihnen, so kriegte ich das aus erster Hand mit.
In der Wendezeit gab es viel Brachland. Ganze Fabrikgelände lagen verlassen da und warteten darauf, erobert zu werden. Die Polizei war ahnungslos. Als Jugendliche konnten wir uns richtig austoben. 1993 schufen sich die Jugendlichen ihre ersten Clubs. Bis dahin gab es nur die Arche, die von der Kirche getragen wird – eine Institution, die Respekt verdient.
Zwanzig Mann, den Arsch zugekifft, rückten in eins der verlassenen Häuser ein, hingen ein paar olle Fahnen raus, schlugen ein paar Fenster ein. Nachmittags gingen sie heim. Das war die Besetzung.
Mit dieser Horde wirtschafteten wir jedes zweite Jahr einen Jugendclub herunter. Als die Arbeitslosigkeit und die allgemeine Unzufriedenheit am höchsten waren, sagte die Stadt: Bevor sie uns noch mehr Scheiben einschlagen, geben wir ihnen Räume. Dann können sie sich austoben.

Konrad Wilhelm
Ihr habt im ehemaligen Kindergarten die Treppen verheizt, weil es kalt war.

Junger Mann
Wir verheizten wirklich Häuser.

Konrad Wilhelm
Und ich stand unten und übte mich in Diplomatie.

Junger Mann
Wo waren Sie, in der Feuerwehr?

Konrad Wilhelm
Nein, ich war als Betriebsleiter für das Objekt verantwortlich. Ich kenne die andere Seite der Story.
Im Grunde mussten wir als Verantwortliche lachen, weil die Jungs wirklich die Zugangstreppe zum ersten Stock verheizt hatten und nun in der Falle saßen. Sie kamen einfach nicht runter, bis die Feuerwehr Leitern zur Verfügung stellte. Großes Aufsehen wurde nicht gemacht. Es gab einen Platzverweis, der hatte nicht lange Bestand.

Junger Mann
Das tut mir heute leid. Ich bin als Kind in diesen Kindergarten gegangen, genau wie Marian. Das Dach war gerade neu gedeckt worden.

Konrad Wilhelm
Wir wollten das Objekt retten. Die schönen großen Schiebetüren … Ich weiß nicht, wer entschied, es abzureißen. Das gehörte noch nicht der Stadt, das gehörte der Treuhandanstalt.

Junger Mann
Heute passiert viel mehr in der Jugendarbeit. »Buntrock« leistet mit drei Mann mehr politische Arbeit als fünfzig Mann in den letzten zehn Jahren. Auf die Leute, die jetzt »Buntrock« sind, ist Verlass.

»Mein schönstes Kindheitserlebnis in Lauchhammer«

»Ausflug zum Fussball nach Köln«

Jasmin Werner (Jahrgang 2000)

Mein schönstes Kindheitserlebnis? So viel gibt es nicht zu erzählen. Einmal fuhr ich mit meiner Familie ins Fußballstadion nach Köln. Die Fahrt bekam ich als Geburtstagsgeschenk von meinem Vater. Das war mal etwas anderes.

Bayern spielte. Aber gegen wen? Es ist lange her. Mein Vater ist ein Bayern-Fan. Das Stadion ist sehr groß und es kamen viele Leute. Bayern gewann vier zu null. Anschließend aßen wir bei McDonalds. Dann fuhren wir nach Hause. Sechshundert Kilometer. Wir übernachteten im Auto. Es war eng und richtig schlafen konnten wir nicht, doch es ging.

»Eine Reise nach Garmisch-Partenkirchen«

Dominik Zehler (Jahrgang 2003)

Vor drei Jahren fuhr ich mit meiner Familie nach Garmisch-Partenkirchen für eine Woche in den Urlaub. Wir standen um vier auf und frühstückten im Zug nach Leipzig. Über Sachsen und Thüringen ging es nach Bayern. Zehneinhalb Stunden. Wir stiegen mehrmals um. Als wir ankamen, freuten wir uns. Wir hatten eine Ferienwohnung mit wunderbarer Aussicht auf die Alpen.

Am ersten Tag wanderten wir zur Olympiaschanze. Das ist für Wanderer ein schöner Fußmarsch von vier Kilometern. Zurück fuhren wir mit dem Bus. Am nächsten Tag ging es nach München. Wir sahen in der Allianz-Arena ein Fußballspiel, aber es war nur Training. Am Mittwoch fuhren wir auf die Zugspitze mit einer Zahnradbahn. 2600 Meter hoch. Wir aßen dort sogar zu Mittag. Anschließend setzten wir uns auf eine Bank mit vielen Touristen, die Chinesisch, Japanisch und Englisch sprachen. Ich schnappte mir von Mama den Fotoapparat und fotografierte die Alpen – in guter Qualität, kein wackliges Bild.

In den nächsten Tagen gingen wir shoppen, fuhren nach Innsbruck und auf die Olympiaschanze. Die Skispringer sind verrückt, dort runterzuspringen!

»Winterfreuden in Lauchhammer«

Beate Gruhn (Jahrgang 1957)

Die Winter waren kalt und intensiv. Wir gingen Eislaufen mit Kufen, die an Straßenschuhe angeschraubt wurden. Der Druck war so groß, dass sich die Sohlen ablösten und die Schuhe kaputtgingen. Vor dem Strandbad in Lauchhammer-West ließ die Feuerwehr Wasser auf eine Wiese. In der Kälte gefror es schnell zu Eis. Dort probten wir Kürlauf bis es dunkel war und spielten Eishockey. Gott sei Dank gab es eine Laterne.
Wir hatten auch einen Rodelberg. Neben der ehemaligen Bogjama-Schule gab es einen Hügel mit vielen Bäumen. Wenn der Berg vereiste, war es gefährlich. Wir konnten die Schlitten nicht steuern. Ich rammte mit voller Geschwindigkeit gegen einen Baum und biss mir derart auf die Zunge, dass ich die Nase voll hatte vom Schlittenfahren.

»Der Bahnwärter«

Elfriede Schuldt (Jahrgang 1943)

Ich wohne in Lauchhammer-West an den Bahnschienen.
An der Bahnstation befand sich ein Häuschen für den Bahnwärter. Die Schranken wurden per Hand runter und hoch gekurbelt. Wir Kinder neckten die Bahnwärter. Wir klopften an die Fenster und rissen aus, wenn einer guckte.
Im Winter gingen wir mit dem Schlitten in Richtung Friedhof zu den kleinen Bergen zum Rodeln. Dahinter schlängelten sich zugefrorene Gräben. Sie dienten uns zum »Eisschollenspringen«. Wir sprangen über den Graben. Manchmal machte es: »Platsch!« und wir waren patschnass.
Wir hatten Angst vor den Eltern, manche von uns hätten Schläge bekommen. Also gingen wir zum Bahnwärter. Der hatte hinter seinem Häuschen einen Riesenberg Kohle, von dem er ordentlich einheizte. Er ließ uns ein, er hatte Verständnis. Wir konnten Jacken, Hosen und Socken trocknen. Die Eltern erfuhren nichts.

»Wie das Mehl in die Tüte kommt – Meine Lehre im Konsum«

Mein Vater war Schmied hier in der Industrie. Wenn er von der Schicht nach Hause kam, arbeitete er weiter auf dem Feld. Wir hatten eine Kuh, manchmal auch zwei, ein Schwein, Hühner und Gänse. Wir Kinder mussten da mit ran. Das mochten wir nicht.

Doch in meiner Lehre konnte ich anwenden, was ich in der Landwirtschaft von den Eltern gelernt hatte: Wie Getreide geerntet wird und wie das Mehl in die Tüte kommt. Ich lernte Lebensmittelverkäuferin im Konsum.
Wir waren fünf Lehrlinge. Die Ausbilder besichtigten mit uns eine Getreidemühle, eine Molkerei und eine Zuckerfabrik. Dort sahen wir, wie Zucker entsteht. In einer Fleischerei schlugen wir vier Wochen Schweine auf. Das war brutal. Fleischer sind ja keine feinen Leute. In der Fischhandlung töteten wir Karpfen. In der Bäckerei, hier in Lauchhammer-Ost, lernten wir, wie Brot und Kuchen gebacken werden – vom Mehl bis zum Endprodukt.
Wir schnupperten vier Wochen in die Werbeabteilung, schauten den Fachleuten auf die Finger, wie man ein Schaufenster dekoriert. Und beim »Kassentraining« an den historischen Maschinen tippten wir die Beträge ein und drehen die Kurbel, um die Kassenfächer zu öffnen.

»Das war die schlimmste Zeit«

Andreas Mäder (Jahrgang 1979)

Ich bin der Älteste von sechs Geschwistern. Der Bruder nach mir stammt vom gleichen Vater. Die nächsten drei Geschwister stammen von einem anderen Mann, und Michael, der Kleinste, stammt wieder von einem anderen.
Als ich sechs Jahre alt war, gab mich Mutti ab. Ich wusste nicht wohin. Ich fand mich im Heim. Eine schlimme Zeit. Ich ging so oft wie möglich zu meiner Oma und half ihr im Haushalt.
Opa war aggressiv und gewalttätig, wenn er trank. Früher fuhr er Milch aus. Durch einen Autounfall verlor er ein Bein. Er bekam eine neue Arbeit im Büro. Um dorthin zu kommen, wurde er morgens mit dem Auto abgeholt.
Mutti erzählte mir, sie würde gern Oma besuchen, aber es ginge nicht, weil ihr Bruder, mein Onkel Heino, so jähzornig sei wie sein Vater. Er schlägt seine Mutter, meine Oma. Er warf sie aus der Wohnung. Die eigene Mutter! Sie musste in einer Abrissbude schlafen. Meine Oma hat Angst vor ihrem Sohn.
Ich erkrankte an einer Hirnhautentzündung. Meine Mutti sagte mir kein Wort. Eine Heimmitarbeiterin wohnte in der Nähe. Sie bot mir an: »Wenn etwas ist, komm zu mir.«
Als ich wieder zu ihr kam, sagte sie: »Ich kann nicht mehr. Tut mir leid.«
Am nächsten Tag war ich weg. Zack. Nach Hause. Geheult, keinen Bock mehr. Der Strom war abgestellt, weil wir nicht zahlen konnten. Es gab nichts zu Essen. Wir gingen auf Wanderschaft, um etwas zu organisieren. Ich kam wieder ins Heim. Das war schrecklich.Mit Mutti wollte ich nichts zu tun haben. Ihr Kerl hetzte gegen Ausländer. Ich hielt mich fern von ihm.
Mit meiner Schwester Jana und meinem Papa hatte ich Spaß. Papa war früher Eisenbahner, Rangierer. Heute fährt er Baufahrzeuge. Mein Papa ist gut. Aber meine Mutter… Einmal, als ich Oma besuchte, sagte ich: »Ich geh mal rüber zu Mutti.«
Als ich in die Wohnung kam, meinte der Vater meines jüngsten Bruders: »Die ist nicht ansprechbar. Michael hat ihr ein blaues Auge geschlagen.«
»Was?«, rief ich, »das gibt's doch nicht!«
Ich war einen Kopf größer als Michael. Ich holte ein paar Freunde, wir gingen runter zu ihm und klingelten. Er öffnete nicht, ich trat gegen die Tür, sie sprang

auf, wir rein: »Was soll das«, schrie ich ihn an, »meiner Mutter ein blaues Auge zu schlagen!«
Er antwortete nicht. Ich ging in die Küche, nahm die Tasse mit kaltem Kaffee, ging zurück und kippte ihm den braunen Schwall ins Gesicht. Der sprang auf. Wir rannten weg.
Ich kam 1996 nach Lauchhammer in die Integrations-Werkstatt. Dort arbeiten wir für IKEA. Ich habe den Führerschein für Gabelstapler gemacht und bin jetzt der einzige in der Gruppe, der fahren kann. Ich helfe gern. Auch älteren Leuten. Die fragen mich, wenn sie etwas brauchen.

Beate Gruhn
Andreas ist hilfsbereit. Er kommt schon viele Jahre in die Arche und hilft uns, wenn wir schwere Möbel zu tragen haben. Und er hilft bei der Gartenarbeit. Andreas unterstützt uns sehr.

»Sommerferien in der Schweiz«

Thoralf Heerwagen (Jahrgang 2000)

Ich fahre jedes Jahr in den Sommerferien in die Schweiz zu einer Gastfamilie. Das ist ein Austausch für Ferienfamilien, den ein Verein aus Annahütte organisiert.
Also kurz gesagt: Ich hau aus Deutschland ab und mache drei Wochen den Schweizer. Das ist sehr schön. Der Vater ist ein Lehrer und die Mutter eine Krankenschwester. Der Bruder ist jünger und die Schwester älter als ich.
Ich sagte zu ihnen: »Wenn ich schon in der Schweiz bin, lasst uns wandern.«
Wir liehen vom Nachbarskind Wanderstiefel. Mit einer Gondel fuhren wir auf einen Berg und liefen stundenlang umher. Mitten im Juni gab es noch Schnee! Und was machen Kinder, wenn Schnee liegt? Schneeballschlacht.
Wir wanderten weiter und entdeckten Ziegen. Ich zeigte sie den Mädchen, die gern zickten: »Guckt mal, dort sind eure Verwandten.« Spaß muss sein.
Leider konnte ich im letzten Jahr nicht in die Schweiz. Die Gastmutter ist an Krebs erkrankt. Im Januar begann die Therapie. Ich weiß nicht, ob es ihr besser geht, ich habe nicht geschrieben. Meine Mutter war wichtiger, weil sie ein Kind bekam. Das kommt in den nächsten Brief: Jetzt sind wir vier Kinder.

»Kinderstreiche in Lauchhammer«
Der Erzählsalon in der Arche

Kirschen klauen und andere Dummheiten«

Mandy Reinhardt-Förster (Jahrgang 1973)

Meine Schulfreunde und ich spielten draußen und machten Dummheiten. Wir kletterten über Zäune, klauten Kirschen, wurden erwischt. Da bekam ich Ärger mit meinem Vater.
Ich wuchs – ohne meine vier Geschwister – bei ihm auf, nachdem sich meine Eltern getrennt hatten. Er verdonnerte mich dazu, eine Woche abzuwaschen oder gab mir Stubenarrest. Das hielt er nur zwei Tage durch, dann schickte er mich an die frische Luft.
Ich war unanständig. Schwänzte die Schule. Wir hingen draußen rum und quatschten. Wenn wir drei Tage nicht in die Schule kamen, rief der Lehrer an und fragte, was los sei. Er kannte meinen Vater aus Kindertagen und besuchte uns zu Hause. Ich versteckte mich. Mein Vater ärgerte sich, aber nicht lange.
Ich hoffe, meine Kinder erfahren diese Geschichten nicht. Ihnen bringe ich bei: »Schule schwänzen ist nicht!«

»Senge vergeht, Arsch besteht!«

Käthe Beier (Jahrgang 1934)

Ich wuchs als einziges Kind in einer Großfamilie mit neun Erwachsenen auf. Als ich zehn war, endete der Krieg. Es gab weder Kino, noch Fernsehen. Wir machten draußen Dummheiten. Ich hatte immer ein schlechtes Gewissen! Deshalb betete ich zu dem da oben. Er solle mir helfen, dass das nicht herauskommt. Doch er enttäuschte mich. Deshalb machte ich mit ihm Schluss.
Uns gefiel es in der Schule nicht. Daran waren die Lehrer schuld. Sie wurden von uns dafür bestraft. Wir versteckten uns zu dritt hinter dem Sandkasten, der in einer Ecke im Schulgebäude stand. Als der Rektor vorbeikam, bewarfen wir ihn mit Sand und verschwan-

den auf der Toilette, die sich in der Nähe befand. Niemand verriet uns. Doch die Geschichte verbreitete sich im Dorf.
Einer von uns hatte die Idee: »Bring mal eine Tüte Mehl raus!« Wir stopften uns den Mund voll Mehl und pusteten die Leute an.
Das wurde bestraft. Es gab zwei Formen von Strafen: Entweder man wurde verachtet oder geprügelt. Verachtung war das Schlimmste! Die ganze Familie ignorierte dich. Das andere war: Senge. Wir sagten: »Senge vergeht, Arsch besteht!« Wenn man eine Tracht Prügel bezogen hatte, war man frei.
Einmal ließ ich es darauf ankommen. Ich wollte, dass mich die anderen bemitleiden, sich mir zuwenden. Wir hatten in der Backstube einen großen Tisch, auf dem die Kuchenbleche gesäubert wurden. In den Schubkästen befanden sich die Strippen der Mehlsäcke aus Bast. Die hoben meine Eltern auf. Ich nahm mir eine Bindesackstrippe, wartete, bis Großvater kam, legte sie mir um den Hals und tat, als wolle ich zuziehen.
Großvater war mein bester Verbündeter. Doch er schaute böse und schrie: »Die Kleene tut so, als wenn sie sich umbringen will!« Alle kamen herbeigelaufen, und der Versuch ging völlig daneben. Es rauchte richtig. Meine Mutter war durchtrainiert von der Arbeit in der Landwirtschaft. Sie holte den Ausklopfer aus dem Keller und schlug zu. Ich heulte: »Ich mach's nie wieder! Ich mach's nie wieder!«
Eines Tages saß ich in der Stube und hörte Schreie. Siedend heiß fiel es mir ein: Die Handschuhe! Ich hatte meine einzigen Wollhandschuhe zum Trocknen in den Kachelofen gelegt. Als Feuer gemacht wurde, schmorten sie und es stank im Haus.
»Warum hast du das gemacht?« Meine Mutter kam mit dem Ausklopfer. Doch als sie zuschlagen wollte, sprang ich mit beiden Händen an den Griff und hielt mich fest. »Lass los!« Meine Kräfte schwollen: »Lass du los!« Wir rangelten miteinander. Ich versuchte, in die Nähe der Tür zu kommen, ließ los, rannte raus. Meine Mutter hinterher.
Ich leistete zum ersten Mal Widerstand. Auf dem Hof stand ein Handwagen: ein sechs Zentner schwerer Handwagen, den man mit einem Band zog und mit einer Deichsel lenkte. Die war hochgeklappt. Ich rannte um den Wagen und haute hinter mir die Deichsel runter. Rumms, fiel meine Mutter drüber.
Ich dachte: Jetzt erschlägt sie dich! Jetzt ist es vorbei! Ich weiß nicht, was ich für einen Puls hatte. Ich blieb stehen. Das wollte ich nicht, es war in Rage passiert. Sie kam auf mich zu. »Ja, was jetzt?«, fragte sie. »Das machst du nie wieder!« Seitdem gab es keine Prügel mehr.

»Die Zuckertüte«

Jasmin Werner (Jahrgang 2000)

Zu meiner Schuleinführung im Kulturhaus trug ich ein rotes Kleid. Ich saß mit meiner Familie aufgeregt in der Veranstaltung. Die dritte Klasse der Gartenschule führte ein Programm auf. Das dauerte. Als kleines Kind mag man nicht so lange sitzen.
Als das Programm beendet war, wurden wir mit der Feuerwehr zur Gartenschule gebracht. Dort gingen wir in den Klassenraum, erhielten Stifte und sollten malen. Das war mir zu blöd. Mein Geduldsfaden riss. Wir hatten noch immer keine Zuckertüte! Wutentbrannt rannte ich aus dem Klassenraum nach Hause. Den ganzen Tag hatte ich schlechte Laune. Meine Zuckertüte holte der Opa vom Feuerwehrauto ab. Noch heute sprechen wir darüber, wie ich abhaute.

»Ein heisser Sommer im Schlosspark«

Renata Schwuchow (Jahrgang 1999)

Unsere Sommerferien verbrachten wir 2013 im Schlosspark. Wir trafen uns, hatten Spaß, hörten Musik und lernten neue Leute kennen.
Es sprach sich schnell herum, dass der Park ein cooler Ort sei, an dem wir uns treffen konnten. Abends um neun waren alle Jugendclubs geschlossen. Was sollten wir machen?
Ein Freund besorgte große Lautsprecher. Er nahm einen Bollerwagen, stellte die riesigen Boxen darauf und zog sie hinter sich her. Es kamen immer mehr Jugendliche, dreißig, vierzig. Weil es kostenlos war und wir laut Musik hören konnten. Einer der Jungs besaß ein Handy und spielte damit seine Musik ab. Kabel rein und jeder konnte seine Lieder abspielen… Cool.
Wenn es ein bisschen zu laut wurde, beschwerten sich Anwohner. Das kann ich verstehen. Wir drehten die Musik leiser und gut war's. Manchmal erschien ein Polizeiauto, weil der Park um acht Uhr abgeschlossen wurde. Es kann als Einbruch ausgelegt werden, sich dort zu treffen.
Wenn jemand Scheinwerfer sichtete, schrie er: »Polizei!« Alle sprangen auf und rannten in den Wald. Wenn unser »Freund und Helfer« verschwunden war, riefen wir: »Alles gut! Ihr könnt raus kommen!«
Die Polizisten waren nicht böse. Die sagten, sie können verstehen, dass wir nicht wissen, wohin. Solange alles in Ordnung ist, solange Minderjährige nichts trinken…
Natürlich wurde Alkohol getrunken, ganz schön viel. Bevor die Leute in den Park kamen, kauften sie bei Netto billig Getränke ein. Es passierte nichts. Die Älteren achteten auf die Jüngeren.
Der Müll machte mehr Probleme. Manchmal sah es schlimm aus. Die ganzen Flaschen, das hätte man anders lösen müssen.

Beate Gruhn (Jahrgang 1957)

Es eskalierte. Unterschiedliche Gruppen trafen sich, auch Ältere. Die machten an der Freilichtbühne einiges kaputt…

Renata Schwuchow
Es gab Einzelfälle, da wurde mutwillig etwas zerstört. Das war schade für die anderen, weil es danach verallgemeinernd hieß: »Na, dann geht's nicht.«

»Das tapfere Schneiderlein«

Lisa Korla (Jahrgang 2005)

Im Winter bewerfen uns die Jungs in der Hofpause mit Schneebällen. Wir Mädchen wehren uns. Nach der Schule verabreden wir, welchen Jungen wir uns am nächsten Morgen greifen. Dann halten wir ihn fest und seifen ihn ein. In unserer Klasse sind wir Mädchen in der Mehrzahl: dreizehn gegen sieben.
In der Arche spiele ich beim Theater mit. Bei unserer Aufführung in der Nikolaikirche spielte ich die Hauptrolle: Das tapfere Schneiderlein.
Doch eines Tages bekam ich so viele Hausaufgaben, dass ich die Probe schwänzte. Ich hatte keinen Bock.

Beate Gruhn
Zum ersten Advent führen wir jedes Jahr ein Stück in der Nikolaikirche auf. Da ist jede Probe wichtig, sonst funktioniert es nicht.

Mandy Reinhardt-Förster
Ich fragte Lisas Mutter: »Wieso war Lisa denn heute nicht bei der Probe?«
Da sagte sie: »Ich dachte, die ist ausgefallen?«
»Nee, die haben auf Lisa gewartet, weil doch bald Generalprobe ist!«

Beate Gruhn
Ihre Rolle hat Lisa dennoch gut gespielt. Das hat sie wirklich toll gemacht!

»Von Hunden und Mäusen«

Annette Kurtzke (Jg. 1966)

Ich stamme vom Dorf Hohenleipisch. Wir wohnten direkt neben der Tonfabrik. Einmal in der Woche badeten wir in der Waschküche – ein Badezimmer gab es nicht. Deshalb huschten wir heimlich, wenn die Eltern auf Schicht waren, rüber in die Tonfabrik. Dort gab es herrliche Duschen und wir nahmen ein schönes Dampfbad.
Eines Abends war der Rückweg verschlossen. Wir mussten uns durch die Tonmühle zum Tor schleichen. Da standen zwei Schäferhunde.
Vor Schreck pullerte ich mir in die Hose – heute kann ich das erzählen. Als wir es endlich bis vor unsere Hoftür geschafft hatten, erwarteten uns die Nachbarn mit unheimlichem Gelächter. Hinterher gab es von den Eltern Zunder.
Doch es kam noch schlimmer: Kurze Zeit später saß ich mit meiner mittleren Schwester vor der Hoftür, wir malten im Sand. Als ich zur Seite guckte, sah ich wieder die beiden Schäferhunde. Ich schob mich heimlich rückwärts ins Hoftor. Tor zu, sodass die Hunde nicht reinkamen. Ich lief zu unserer Mutter: »Mutti, die Hunde sind draußen und Kordana auch!«
Meine Mutter stürzte in ihrer Kittelschürze auf die Straße. Ein Krach. Ich traute mich nicht, rauszugucken. Als sie zurückkam, war die Kittelschürze zerfetzt, meine Schwester zerbissen. Die Hunde hatten sie angegriffen.
In Hohenleipisch gab es Erdbeerplantagen, Kirschen und Birnen. Mit Kordana zog ich nach einem herrlichen Sommerregen los. Barfuß. Als wir an den Birnbäumen vorbeikamen, surrten tausende Wespen um das Fallobst. Ich bekam Angst. Meine Schwester war so lieb und nahm mich huckepack. Sie lief los, rutschte aus und brach sich beide Arme!
Wir versteckten sie im Kinderzimmer unter der Bettdecke, damit Mutti nichts merkte. Doch am nächsten Tag hatte sie so schlimme Schmerzen, dass wir es nicht mehr verheimlichen konnten. Da gab's Zunder!
Wenn sich Vati vor dem Spiegel rasierte, kniff ich ihn kurz. Kleine Neckereien. Einmal reparierte er die Kaffeemühle und fummelte in dem Gehäuse herum. Ich drückte unten auf den Knopf. »Mal gucken, ob es geht?«
Ich konnte mich gerade noch in Sicherheit bringen – Vati musste sich erst einmal um die blutenden Finger kümmern.

Meine Mutter wirft mir heute vor: »Annette, du bist schuld, dass ich Horror vor Mäusen habe.«
»Warum das?«
»Du kamst mit einem Brettchen hinterm Rücken zu mir: ›Mama, hast du mal ne Bemme?‹ ›Warum?‹ ›Hier!‹, hieltest du mir eine tote Maus unter die Nase.«

»Wie man Lehrer veräppelt«

Konrad Wilhelm (Jahrgang 1951)

Als wir im Biologieunterricht die Regenwürmer behandelten, wollten wir sie sezieren. Doch woher Regenwürmer nehmen?
Wir hielten zu Hause Hühner, in deren Außenstall befanden sich viele Regenwürmer. Also fuhren wir zu mir nach Mückenberg in Lauchhammer-West. Wir leiteten Wasser in den Hühnerstall, da wurde es schön feucht. Die Hühner scheuchten wir in den Innenstall. Weil wir wussten, wie Strom funktioniert, rammten wir eine Elektrode in die Erde und riefen: »Kommando gilt, alle auf ein Bein!«
So bekamen wir keinen Schlag. Nur den Hahn hatten wir vergessen. Der bekam eine gewischt, dass die Schwanzfedern abfielen. Die Regenwürmer standen senkrecht. So konnten wir sie gut einsammeln.
Die prächtigsten nahmen wir mit in die Schule. Wir maßen aus, welcher der größte ist. Alle Mitschüler wetteten darauf, dass Pipo einen Wurm essen würde. Zu Beginn der Biologiestunde stellte er sich vor die nichts ahnende Lehrerin und fragte, ob man Regenwürmer essen könne. Beide überlegten gemeinsam: Wissenschaftlich gesehen, bestehen sie aus Eiweiß, das kann man essen. Plötzlich stopfte er sich den Regenwurm in den Mund und zerkaute ihn. Die Lehrerin erbleichte und stürzte aus dem Raum. Wir bekamen zwei Freistunden – so schnell gab es keinen Ersatzlehrer.
Pipo hatte die Wette gewonnen. Die Lehrerin ward den Tag nicht mehr gesehen.

Nominierte Geschichte

»Der Abgehängte – Ein ungewöhnlicher Mensch«

Wolfgang Kaiser (Jahrgang 1936)
Wir haben in Sedlitz einen Bürger, der mir Sorgen bereitet. Er ist ungefähr 57 Jahre alt und arbeitete früher als Hausmeister und Heizer in der Schule.
Seit Jahren nimmt er keinerlei soziale Leistungen in Anspruch. Er lehnt alles ab.

Monika Blum (Jahrgang 1958)
Du meinst sicher H. Wir gingen zusammen in eine Klasse. Er saß in der letzten Reihe. Immer wenn Herr Kriebel, unser Mathelehrer, etwas erklärte und es vermeintlich alle verstanden hatten, meldete sich H.: »Wie war das mit der Aufgabe?« Der Rest der Klasse stöhnte genervt, aber Herr Kriebel fing noch einmal von vorn an und am Ende wusste auch H., wie die Rechnung funktionierte.

Wolfgang Kaiser
H. wohnt heute in einem Haus, das ihm zusammen mit seiner Schwester gehört. Strom und Wasser wurden vor Jahren gekappt, aber er weiß sich zu helfen. Wasser holt er sich vom Friedhof und wenn es kalt wird, baut er sein Haus zurück und verbrennt alles, was aus Holz ist.
Die Nachbarn haben Angst, dass in seinem Haus ein Feuer ausbricht. Deshalb kommt regelmäßig der Schornsteinfeger vorbei. Er ist der Einzige, der Zugang zum Haus hat, um den Schlot zu kehren.
Hin und wieder reden H. und ich miteinander. Er ist keiner, der trinkt und sich daneben benimmt.

Monika Blum
Mich grüßt er heute noch. Wenn er mich in Senftenberg sieht, ruft er so laut »Blümchen!« über die Straße, dass sich alle nach mir umdrehen. Darum gehe ich mittlerweile schnell weg, wenn er mit seinem Radel auf mich zukommt.

Wolfgang Kaiser
Wovon H. lebt, wurde noch nicht erkundet. Er sammelt Schrott, Dinge, die andere wegwerfen. Manchmal nimmt er eine kleine Arbeit an und entleert zum Beispiel die Papierkörbe in Welzow.

Steffen Philipp (Jahrgang 1966)
Als es den Plus-Markt in Senftenberg noch gab, durchsuchte er die Container nach weggeworfenen Lebensmitteln.

Wolfgang Kaiser
Vor einigen Jahren schenkte ein Nachbar H. zwei lebendige Hängebauchschweine. H. bekam Mitleid mit den Tieren und wollte sie nicht schlachten. Futter besaß er aber auch keines. Das hatten die Tier bald »satt« und brachen aus. Sie wanderten tagelang durch den Ort, bis sie wieder vor dem Hoftor des edlen Spenders standen.

Mario Wollscheid (Jahrgang 1975)
Am Stammtisch rechneten wir einmal aus, wie viel Hartz IV H. bis heute bekommen hätte. Wir kamen auf einen sechsstelligen Betrag.

Steffen Philipp
Meine Frau und ich boten an, ihn zu den Ämtern zu begleiten, um ihm eine ordentliche Wohnung zu beschaffen. Aber es ist so, wie Wolfgang sagt: Er möchte keine Hilfe.
Als wir ihm eine Lederjacke anboten, mussten wir darum betteln, dass er sie trägt. Ich sagte zu ihm: »Zieh die jetzt an. Draußen sind es Minus zehn Grad!«
Bei einer unserer Begegnungen sagte er zu mir: »Steffen, nächsten Winter bin ich in der Dominikanischen. Im Reisebüro habe ich gesehen, dass das gar nicht so viel kostet. Ich flieg da rüber und schlafe am Strand.«

Wolfgang Kaiser
Das kann ich mir gut vorstellen. Einmal fuhren meine Frau und ich mit den Rädern raus zum See – an einem Tag im Sommer, früh um sechs. Als wir in die Nähe des Nordufers kamen, sahen wir ihn auf der Straße liegen. Er schlief in der Morgensonne. Ich sprach ihn an und sagte: »Mensch, was ist denn los, willst du nicht mal langsam aufstehen?«
»Ach, lass mich doch, ich bin noch gar nicht ausgeschlafen!«, antwortete er knapp und drehte sich auf die Seite.
Es war nichts zu machen. Weil auf dem Weg keine Fahrzeuge verkehrten und er sich offensichtlich wohlfühlte, ließen wir ihm seinen Frieden und radelten weiter.

Steffen Philipp
Letzten Winter kamen Leute zu mir: »Du müsstest mal gucken gehen, wir haben H. schon lange nicht gesehen.«
Ich machte mir Gedanken und hoffte, ihn nicht erfroren auf dem Hof liegend zu finden. In diesem Moment betrat meine Schwester den Laden und sagte: »Ich bin an ihm vorbeigefahren. Der kommt gerade von Senftenberg.«
Ich atmete tief durch vor Erleichterung.

Wolfgang Kaiser
Die Lebensweise dieses Mannes verdient Respekt. Das schafft nicht jeder. Aber es macht mich traurig, dass er sich nicht in der Gemeinschaft zurechtfindet.

Kapitel 4

Aufbruch

Mutige Menschen entdecken, wie sie sich am eigenen Schopf aus der Misere ziehen und nehmen die Geschicke ihres Ortes in die Hand. Sie verstehen, dass ihnen niemanden hilft, wenn sie sich selbst nicht helfen. Sie sind erfolgreich, wenn sie sich bei den Entscheidern in den Verwaltungen Gehör verschaffen und wenn es ihnen gelingt, alle Bewohner des Ortes einzubeziehen: Die Alt-Eingesessenen und die Neuzugezogenen.

Es gilt, die De-Industrialisierung und mit ihr die Schrumpfung zu gestalten. Aufbruch ins Seenland. Aufbruch zum Tourismus. Er ist ein Segen für die Wirtschaft, für neue Arbeitsplätze – doch wenn der Aufbruch ungeplant und ungezügelt daherkommt, wird er zum Fluch. Wer schafft eine Balance? Wie die letzten identitätsstiftenden Traditionen retten?
Die IBA kommt mit neuen kreativen Ideen. Sie versucht, eine Brücke zu bauen zwischen Vergangenheit und Zukunft. Doch wie lassen sich dabei die Menschen erreichen und mitnehmen?

Nominierte Geschichte

Karl-Heinz Radochla

»Kampf um den Geierswalder See«

Ich wurde 1944 geboren und verbrachte meine Kindheit auf dem Grundstück meines Großvaters in Dörrwalde. Mein Vater fand als Tischler nach dem Krieg keine Arbeit. Also ging er in den Tagebau »Impuls« und arbeitete dort als Kipper – bis zu seinem Tod 1953. Da war ich neun Jahre alt und das älteste von fünf Kindern. Meine Mutter versorgte uns gemeinsam mit meinem Großvater. Er hatte eine kleine Landwirtschaft, die zum Überleben beitrug. Als Großvater 1957 starb, war meine Mutter allein. Ich musste, soweit es ging, die Vaterrolle übernehmen.

Wenn unsere Mutter nicht zu Hause war, hatte ich auf meine Geschwister aufzupassen. Dabei kommandierte ich sie herum, denn für ihr Fehlverhalten zog die Mutter mich zur Rechenschaft. Ich versuchte, den Laden in Schwung zu halten. Wenn ich in die Schule ging, gab mir meine Mutter einen Zettel mit, auf dem stand, was am Nachmittag zu erledigen war: die Kühe anspannen, das Feld beackern, das Heu einfahren. Den riesigen Heuwagen von der Wiese zum Hof zu fahren, forderte meine Brüder und mich besonders heraus. Als einmal ein Gewitter aufkam und die Kuh samt Heuwagen mit meinen Geschwistern durchging, kippte das schwere Gefährt um. Zum Glück ohne Nachwirkungen.

Meine Mutter besprach ihre Probleme mit mir und erwartete Unterstützung. Sie hatte sonst niemanden. Bat sie meinen Onkel, der eine größere Landwirtschaft in Sauo betrieb, um Hilfe, empfahl er ihr: »Gib die vier Jungs ins Heim.« Das wollte sie nicht und weinte, wenn sie es mir erzählte.

Die Drohung setzte mich unter einen Wahnsinnsdruck. Der stählte mich fürs Leben!

Nach der achten Klasse musste ich die Schule beenden, um schnell Geld nach Hause zu bringen. Ich erlernte meinen Wunschberuf und arbeitete ab dem 1. September 1961 als Elektromonteur im Kraftwerk »Sonne«.

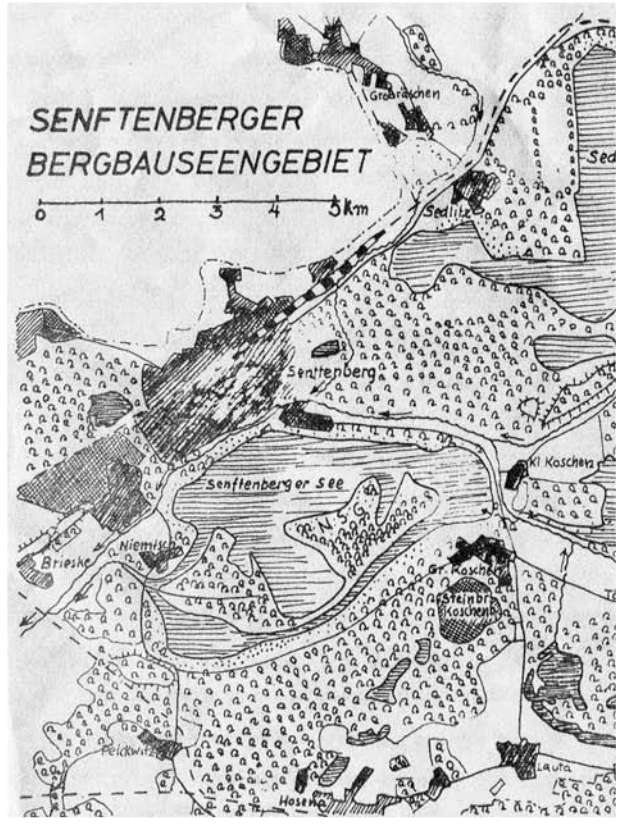
Da begann meine wildere Jugendzeit. Mit Freunden aus der Schule fuhr ich zum Tanz auf die Dörfer. Dort spielte mein Schulfreund Karl-Heinz Meyer mit seiner Tanzkapelle »Weiße Bären«. Wenn wir mit dem Fahrrad nach Geierswalde zum Schwoof fuhren, führte der kürzeste Weg auf der alten Straße über den Bahnhof Bahnsdorf an Scado, Rosendorf und Sorno vorbei. Der Bahnhof wurde Anfang der sechziger Jahre verlegt, die Dörfer vom Tagebau abgebaggert.

Mit dem Tagebau Koschen kamen Ende der Sechzigerjahre die Bagger und der Staub zu uns nach Geierswalde – direkt vor die Haustür. Der Tagebau war von 1955 bis 1972 aktiv. Meine Frau, die ich 1965 heiratete, schimpfte, wenn die

Jahrgang 1944

Windeln auf der Wäscheleine vollstaubten. Im Sommer legten die großen Bagger die Kohle frei. Im Winter, wenn größerer Bedarf bestand, wurde die Kohle herausgeholt und ins Kraftwerk gebracht. Dadurch dauerte die Ausbaggerung relativ lange.

Im nahegelegenen Tagebau Niemtsch war sie bereits abgeschlossen. Das Restloch wurde ab 1967 planmäßig geflutet. Am 1. Juli 1973 fuhren meine Frau, meine Kinder und ich zur Eröffnung des ersten Strandabschnitts Großkoschen des hier entstandenen Senftenberger Sees. Das Naherholungsgebiet am gefluteten Tagebau wurde eingeweiht. Was für eine Veränderung der Landschaft! Doch der pH-Wert des Wassers betrug 2,7. Das ist sehr sauer und schlecht für die Haut. Wenn man im See badete, knirschten einem die Zähne. Hinzu kam der hohe Eisengehalt des Wassers. Er färbte die Badesachen braun. Trotzdem fuhren wir regelmäßig mit unseren drei Kindern an den Senftenberger See und hatten gemeinsam viel Spaß.



Auch unsere Tagebaugrube wurde für die Flutung vorbereitet. Die Kohleförderanlagen wurden demontiert, das Tagebaurestloch teilsaniert. Die Verantwortlichen hatten aus den Erfahrungen mit dem Senftenberger See gelernt. Sie verlegten Rohrleitungen von den Tiefbrunnen der Nachbartagebaue Sedlitz und Scado zum Tagebau Koschen und bauten hier eine Bekalkungsstation, die das saure Wasser mit Kalk anreicherte, um den pH-Wert zu verbessern. Ab 1973 wurde das Tagebaurestloch mit diesem Wasser und mit Wasser aus der Schwarzen Elster geflutet. 1979 erreichte der See seinen heutigen Wasserstand. Die erste Planungsphase für eine touristische Zukunft begann.

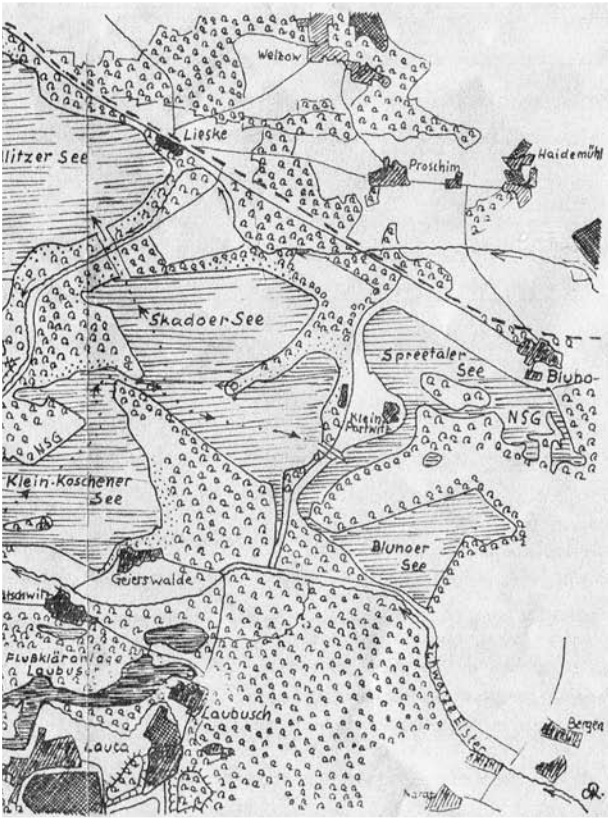
Die Grube vor unserer Tür war zu etwas Neuem geworden: zu einem See. Die Pläne zur touristischen Gestaltung von Geierswalde wurden zu DDR-Zeiten nicht umgesetzt. Es fehlte das Geld. Nach der Wende dauerte es noch einmal über zehn Jahre, bis die LMBV, die Lausitzer und Mitteldeutsche Bergbau-Verwaltungsgesellschaft mbH, mit den Renaturierungs- und Sanierungsmaßnahmen begann.

Als ich 1990 in den Gemeinderat kam, stellten wir bei der BVVG, der Bodenverwertungs- und -verwaltungs GmbH, einen Antrag zur Übertragung eines Drittels der Seefläche und der angrenzenden Bodenflächen an die Gemeinde. Wir bekamen keine Antwort.

Der Gemeinderat Geierswalde beschloss 1993, den Tagebau Koschen in »Geierswalder See« umzubenennen. Es vergingen Jahre, bis wir den Namen durch alle Instanzen geboxt hatten. Diesen Prozess konnten wir erst 2004 abschließen. Eigentümer des Sees ist weiterhin die LMBV.

Geierswalde liegt zwar in Sachsen, die Landesgrenze zu Brandenburg geht jedoch durch den See. 1991 begann das zuständige Bergbauunternehmen mit den Anliegergemeinden einen Sanierungsplan für den brandenburgischen Teil zu erstellen. Dort liefen die Planungsprozesse schneller als bei uns.

Als stellvertretender Bürgermeister wurde ich vom Gemeinderat in den Brandenburgischen Braunkohlenausschuss delegiert. Ich hoffte, den Sachsen die Pistole auf die Brust setzen zu können, wenn sie begriffen, dass die Entwicklung unter brandenburgischer Aufsicht schneller voranging. Auch 1992, als ich bereits Bürgermeister war, tat die sächsische Seite nichts, um mit der Erstellung des erforderlichen Sanierungsrahmenplanes zu beginnen. Doch ich gab nicht auf.



Um Druck auszuüben, organisierte ich eine Einwohnerversammlung und lud den Landrat, die zuständigen Bundestags- und Landtagsabgeordneten sowie Planungsbehörden ein. Wir Geierswalder drohten, gemeinsam vor der Sächsischen Staatskanzlei für den Planaufstellungsbeschluss zu demonstrieren. So zwangen wir die Zuständigen 1994 mit der Sanierungsplanung zu beginnen.

Über zehn Jahre lag der See vor unserer Haustür und wir wurden ungeduldig, ihn offiziell nutzen zu können. 1995 stellte die hohe sächsische Politik den Sanierungsrahmenplan endlich fertig. Doch bevor dieser beschlossen werden konnte, überzeugte eine westdeutsche Investorengemeinschaft den Zweckverband Elstertal von der Idee des »Karl-May-Lands«: Zwischen dem Geierswalder und den östlichen Nachbarseen sollte ein Karl-May-Disneyland geschaffen werden. Das Gebiet sollte umzäunt werden und die Besucher, wie im wilden Westen, mit dem Planwagen durch die Landschaft fahren. Dafür wurde der gesamte Sanierungsplan überarbeitet. Für das Unterfangen fanden sich jedoch jahrelang keine zahlungskräftigen Investoren.

1999 begrub der Zweckverband Elstertal endlich das Vorhaben. Ich konnte Kontakte knüpfen und Ideengeber für unseren See suchen. Mit Professor Fischer landete ich einen Glücksgriff, denn er überzeugte den Geierswalder Ortschaftsrat Ende 1999 von den schwimmenden Häusern und half uns, mit seinen Studenten Projekte für den Übergang zum Tourismus zu planen.

Viele Dorfbewohner standen der Idee, Tourismus nach Geierswalde zu bringen, kritisch gegenüber. Die Fremden allerdings erkannten die Potenziale unserer Lage am See. Sie kauften Land und bauten Häuser. Bereits 1999 zogen einige mit ihrem Boot im Schlepptau hierher, obwohl der See noch nicht freigegeben war.

Mit der Sechshundertjahrfeier 2001 bot sich ein Datum, auf das wir hinarbeiten konnten, um endlich die Genehmigung für den See zu erwirken. Die Abschlussfeier sollte an und auf dem See stattfinden. Zwei Jahre lang planten wir das Fest. Wir gründeten die Interessengemeinschaft »Dörfliches Leben«, in der sich alle lokalen Akteure zusammenfanden. Die Feuerwehr, die Jagdgenossenschaft, der Seniorenclub, die Kirchengemeinde und der Kultur- und Sportverein (KSV) waren mit von der Partie.

Im Dorf entstand anlässlich des Jubiläums der Wunsch, unserem abgebaggerten Ortsteil Scado ein Denkmal zu setzten. Wir riefen ehemalige Scadoer auf,

sich an den Vorbereitungen zu beteiligen. Horst Kaschner und Gerhard Nickus engagierten sich besonders dafür. Sie kümmerten sich um den Gedenkstein, den die LMBV sponserte, sammelten Geld und gestalteten die Gedenktafel.
Parallel organisierten die Wassersportfreunde des KSV eine Segelregatta. Schon zwei Monate vor dem geplanten Termin fragten Segler aus Senftenberg nach einer Einlassstelle. Darauf hatte ich spekuliert, denn jetzt konnte ich Druck auf die LMBV ausüben. So ließ sich das Sanierungsunternehmen überzeugen, die Zuwegung zum See sowie die Einlassstelle zu bauen und den See zumindest auf der Geierswalder Seite freizugeben. Dieser Zustand besteht bis heute. Ost- und Westufer dürfen nach wie vor nicht betreten werden.
Wir freuten uns, einen Präzedenzfall geschaffen zu haben, um den See zu nutzen – als ersten von neun Tagebauseen, die nach der Wende in der Region entstehen sollten. Die LMBV, mit dem uns immer motivierenden Ideen- und Ratgeber Manfred Kolba, brachte uns großes Vertrauen entgegen. Dafür bin ich heute sehr dankbar. Was, wenn auf dem Wasser etwas schief gegangen wäre? Mir zur Seite standen als Mitverantwortliche Dr. Frank Petrich und Axel Holz. Besondere Unterstützung erhielten wir von der damaligen Landrätin und heutigen sächsischen Wirtschaftsstaatssekretärin Andrea Fischer.

Zur Sechshundertjahrfeier kam das Fernsehen in unser Dorf. Unter den wohlmeinenden Blicken der Bürgermeister der Umlandgemeinden, der Vertreter des Zweckverbandes, des Landrates und anderer Behörden gaben wir Geierswalder unseren See selbst frei – zur erstmaligen, auf drei Tage begrenzten, Teilnutzung – mit einem kleinen Festakt und Böllerschüssen am Seeufer.
Als wir das Denkmal für Scado enthüllten, stieß mich Walter Karge, der zuständige Chef der LMBV, scherzhaft an: »Wollt Ihr die Nutzung des Sees dieses Jahr nicht noch einmal beantragen?!« Drei Monate später nahmen wir unser erstes Geierswalder Seefest zum Anlass, genau das zu tun.
Beim Abschluss der Sechshundertjahrfeier mit Musik und Gaudi-Regatta wurden die Gäste mit einem Fackelzug vom Festplatz zum See geführt. Als wir am See ankamen, wartete dort das halbe Dorf. Ich war überrascht, auch etwas stolz und dachte: »Jetzt hat das Dorf den See angenommen!«
Kinder und Erwachsene tanzten ausgelassen um das Lagerfeuer, als die Sonne am Horizont hinter dem See unterging. Mein Freund Diethelm Tinko rief mir begeistert zu: »Hey, Karl-Heinz! Ich glaube, du hast es geschafft.«

Nominierte Geschichte

Steffen Philipp

»Es lag an uns, etwas aufzubauen«

Jahrgang 1966

In den Siebzigerjahren herrschte in der Bergarbeitersiedlung in Sedlitz noch Ordnung. Die Leute achteten aufeinander und hielten zusammen. Wir erlebten eine sorgenfreie Kindheit. Im Ort gab es alles, was wir brauchten: nicht nur den Kindergarten und die Schule, sondern auch Friseur, Arztpraxen, Sparkasse und Geschäfte. Wenn ich neue Schuhe benötigte, gab mir meine Oma Geld und ich suchte mir beim Schuster ein schönes Paar aus.
Ich wuchs bei meinen Großeltern auf, nachdem sich meine Eltern hatten scheiden lassen. Eine schwere Zeit, in der ich es meiner Oma und meinem Opa nicht immer leicht machte. Auch mein Vater lebte in Sedlitz, doch es gab keinen Kontakt zu ihm. Erst nach meinem Schulabschluss fanden wir einen Weg zueinander und bauten eine richtige Vater-Sohn-Beziehung auf. Er unterstützte mich, so gut es ging.
Nachdem ich selbst Vater geworden war, wollte ich ein eigenes Heim für meine Familie bauen. Allein die Finanzierung fehlte. Obwohl meine Frau als Erzieherin arbeitete und ich im Bergbau tätig war, lehnte die Sparkasse unseren Kreditantrag ab. Daraufhin mischte sich mein Vater ein. Er ging geradewegs zur Bank und sagte: »Ich möchte das gesamte Guthaben von meinem Sparbuch abheben«.
Als sie fragten, wofür er das Geld brauche, antwortete er: »Na, mein Sohn bekommt bei Ihnen keinen Kredit! Also finanzieren wir das Haus über meine Mittel«.
Vier Wochen später hielten wir die Kreditbewilligung in den Händen.
Kurz nach der Wende in Sedlitz ein Haus zu bauen, war mutig. Der Ort stand auf der Kippe. Viele der jungen Sedlitzer gingen in den Westen, weil sie dort Chancen sahen, gutes Geld zu verdienen. Hier gab es die Voraussetzungen dafür nicht. Es lag an uns, etwas aufzubauen.
Die Hartnäckigkeit der damaligen Ortsbeiräte veränderte den Ort. Beispielhaft dafür war die Erneuerung der Straßen. Wir spürten: Es geht aufwärts! Hier kann man eine Zukunft aufbauen. So ging es auch mir. Zu sehen, dass sich die Dinge positiv entwickelten, ermutigte mich, in meinem Heimatort zu bleiben und nicht meinen Freunden in den Westen zu folgen.
Ich entschied mich – nachdem der aktive Bergbau in Sedlitz abgewickelt und die anschließenden Sanierungsarbeiten abgeschlossen waren – für einen beruflichen Neuanfang. Von Klaus Nasdal übernahm ich den Getränkehandel und brachte mich ehrenamtlich in den Ort ein: zunächst als Mitglied im Unter-

nehmer- sowie im Wassersportverein und bei der Freiwilligen Feuerwehr, inzwischen als Vorstandsmitglied der erstgenannten Vereine.
Anfang 2015 übernahm ich den Pleite gegangenen Supermarkt neben der Kirche. Für mich eine Selbstverständlichkeit. Ein Ort wie Sedlitz braucht ein Geschäft, in dem vor allem die älteren Mitbürger, die nicht so leicht in die Stadt kommen, Lebensmittel kaufen können. Dennoch ist mein Markt nicht allein zum Einkaufen da. Er bildet einen wichtigen Treffpunkt für die Dorfbewohner.

Meine zwei Läden aufrechtzuerhalten, ist ein schweres Brot. Die unternehmerischen Aufgaben bringen gesundheitliche Risiken mit sich. So sagt mein Arzt: »Sie müssen auch an sich denken!«
Dennoch will ich nicht kürzer treten. Ich habe mich für diesen Weg entschieden und werde alles tun, damit die Läden weiterbestehen und zum Zusammenhalt des Dorfes beitragen.
Einige Monate bevor ich den Lebensmittelladen eröffnete, bot sich mir eine besondere Möglichkeit. Frank Ciesielski kam zu mir und fragte: »Mensch, hast du schon gehört? Wolfgang Kaiser wird nicht mehr für den Ortsbeirat antreten. Kannst du dir vorstellen zu kandidieren?«
Noch am selben Tag sagte ich zu und wurde kurz darauf zum ehrenamtlichen Ortsvorsteher gewählt. Seither versuche ich, in die riesengroßen Fußstapfen Wolfgang Kaisers zu treten. Er selbst sagt: »Als Vorsteher eines kleinen Ortsteils wird es einem nicht leicht gemacht. Wir müssen uns gegen die große Stadt durchsetzen.«
Nicht nur Sedlitz, sondern auch andere Ortsteile von Senftenberg werden allzu oft nicht gehört. Um etwas zu erreichen, und nicht nur ein Anhängsel der Stadt zu sein, müssen wir kämpfen. Allein würde ich das nicht schaffen. Zum Glück gibt es an meiner Seite tatkräftige Sedlitzer, die mich unterstützen.
Die Entwicklung von Sedlitz ist auf einem guten Weg. Das sehe ich an den vielen jungen Familien, die heute wieder im Ort leben. Früher mussten wir die Menschen bitten: »Es wäre schön, wenn du hier bleibst.«
Heute sagen die Sedlitzer von allein: »Hier lohnt es sich zu leben!«

Nominierte Geschichte

Peter Gallasch

»Das schwarze Kreuz – Eine Sanierungsgeschichte«

Jahrgang 1950

Als ich 1975 zum ersten Mal mit meiner 350er Jawa aus Vetschau kommend nach Brieske-Ost rein donnerte, hätte ich am liebsten auf der Stelle kehrt gemacht. Die über dem Ort liegende Staubwolke der Feuergasanlage nahm mir die Sicht. Graue, morbide Tristesse, wohin ich schaute. Hätte mir einer gesagt, dass ich hier alt werde, ich hätte ihn für verrückt erklärt.

Rückzug kam nicht in Frage – ich war auf Antrittsbesuch bei der Mutter meiner zukünftigen Ehefrau Monika. Ein Jahr später starb meine Schwiegermutter bei einem Arbeitsunfall. Monika und ich waren jung verheiratet und wohnten in einer Lübbenauer Neubauwohnung. Über Nacht bekamen wir eine vierzehnjährige »Tochter« – Monikas kleine Schwester. Für uns stand fest: Wir kümmern uns um sie. Um sie nicht zu entwurzeln, zogen wir zu ihr nach Brieske.

Ich quittierte meinen Arbeitsplatz im Kraftwerk Lübbenau und begann als Schichtelektriker im Kraftwerk Brieske. Jeden Tag ging ich zu meiner Werkstatt und dachte: »Mensch, soll das alles gewesen sein?« Ich fühlte mich in meiner Tätigkeit unterfordert und beschloss: Ich will studieren.

Durch meine Weigerung, mich mit der Partei gut zu stellen, bekam ich jedoch keine Delegierung zum Fernstudium. Ich musste mich neu orientieren. Als wir 1984 unsere Tochter Eileen in Brieske einschulten, begann ich, mich im Elternaktiv zu engagieren. Ich kümmerte mich um die »Problemfälle« der neunten und zehnten Klassen. Diese Arbeit bereitete mir großen Spaß.

Im Zuge der deutschen Einheit standen auch in Brieske die Bürgermeisterwahlen an. Herr Tassler, Schulhausmeister und Ortsvorsitzender der CDU, wandte sich an mich: »Würdest du für die CDU kandidieren? Wir haben keinen, der es machen will.«

Anfangs hatte ich keine Ambitionen. Als allerdings bekannt wurde, dass sich nur der alte SED-Bürgermeister zur Wahl stellte, dachte ich: »An uns geht die Wende vorbei, wenn der wieder an die Macht kommt!«

Ich ließ mich von der CDU als parteiloser Bürgermeisterkandidat aufstellen. Bei der Wahl zog ich so viele Stimmen auf mich, dass die CDU allein hätte regieren können. Allerdings standen auf ihrer Liste zu wenige Kandidaten. Vier ihrer zehn Mandate gingen an die SED.

Am Tag nach der Wahl legte mir mein Vorgänger das Amtssiegel und den Panzerschrankschlüssel auf den Tisch: »Mach mal! Ich fahre zur Kur.«

Nun stand ich da. Von nichts eine Ahnung, aber mit großem Willen, alles richtig zu machen. Viele Entscheidungen trafen wir aus dem Bauch heraus. Ich

ziehe noch heute den Hut vor den Mitarbeiterinnen in der Verwaltung: Sie erledigten ihren Job. Das war meine Rettung!
Ungeahnte Möglichkeiten taten sich auf. Es galt jedoch auch Schranken zu überwinden. Nach und nach fand ich mich zurecht und lernte das Vokabular der Bürokratie kennen.
Ein guter Bürgermeister soll Initiative zeigen. So wollte ich den jahrelang gehegten Wunsch der Briesker nach einem Radweg – beidseitig an der B169 entlang – erfüllen. Ich wusste die Kilometerzahl, erfragte bei einer Baufirma den Quadratmeterpreis für Straßenpflaster und stellte beim Ministerium einen Fördermittelantrag. Der wurde bewilligt. So standen für den Bau unseres Radweges rund 1,5 Millionen D-Mark zur Verfügung.

Allerdings durften wir nicht bauen. Das Brandenburgische Straßenbauamt in Cottbus monierte: »Wir sind Straßenbaulastträger und somit für den Bau von Radwegen an Bundesstraßen zuständig! Gehwege hingegen kann die Gemeinde anlegen.«
Nach reiflicher Überlegung folgte die Gemeindevertretung meinem Vorschlag, einen zweifarbigen Gehweg mit abgesenkten Bordsteinkanten für Rollstuhlfahrer zu bauen. Vom Straßenbauamt kamen keine Einwände: »Macht ihn so bunt, wie ihr wollt.«
Brieske bekam also einen zweifarbigen Gehweg – dessen eine Hälfte heute vor allem von Radfahrern genutzt wird. Doch der Weg dahin war im wahrsten Sinne des Wortes steinig.
Anfang September 1991 herrschte bei unserem Bauvorhaben Stillstand. Der Druck von oben nahm zu. Ein Großteil der Fördermittel sollte bis Jahresende verbaut sein. Wir schrieben die Leistung aus und erteilten dem günstigsten von fünf Bewerbern den Auftrag über 700 000 D-Mark.
Fortlaufend mussten Entscheidungen getroffen werden. Ad hoc. Der Bauleiter des Straßenbaubetriebes wandte sich an mich: »Herr Gallasch, welche Hochborten sollen wir nehmen? Die aus Granit halten ewig, sind aber teuer. Die aus Beton sind günstiger, müssen aber eines Tages ersetzt werden.«
Für mich stand fest: Wir nehmen Granit! Geld hatten wir schließlich genug.
Auch die alte Straßenbeleuchtung musste erneuert werden. Unser Glück zu dem Zeitpunkt: Der Leuchtenhersteller »Philips« suchte für die neuen Bundesländer ein Referenzobjekt an einer Bundesstraße. Das passte. »Philips« übernahm die Projektierung und ich sorgte für die Ausführung. Obendrein bekamen wir noch zwanzig Prozent Rabatt.
Dann flatterte uns die Rechnung ins Haus: 400 000 D-Mark!
Ich befürchtete Ärger.
Kurzerhand fuhr ich ins Städtebauministerium nach Potsdam – von dort kam schließlich das Fördergeld. Die gesamte Angelegenheit dauerte zwei Minuten. »Herr Gallasch, eine Rechnung von 400 000 D-Mark? Bitte, hier haben Sie einen Verrechnungsscheck.«
Sie freuten sich ganz offenbar, dass zum Jahresende einer kam, der überschüssige Fördermittel sinnvoll einzusetzen wusste.
Alle waren glücklich und zufrieden. Bis die Telekom einen Teil unseres schönen, zweifarbigen Gehweges nur ein halbes Jahr später wieder aufriss. Aufgrund von Materialengpässen hatte sie unserem Baufortschritt nicht folgen können. So wurde das Teilstück erneut gepflastert, auf Kosten der Telekom.

Nach mehr als zwei Jahren als Bürgermeister wurde ich im September 1992 zum Amtsdirektor des neu gebildeten Amtes »Am Senftenberger See« gewählt. Meine Verwaltung und ich setzten fortan die Beschlüsse der Gemeindevertretungen aus den Orten Brieske, Hosena, Großkoschen, Peickwitz und Niemtsch um. Jede der Gemeinden hatte berechtigte Wünsche, die erfüllt werden wollten.
Die Gartenstadt Marga war das größte Sorgenkind. Sie verfiel zusehends, der Wohnungsleerstand betrug über siebzig Prozent. Als Betriebseigentum ging sie mit der deutschen Einheit in die Verwaltung der Treuhandanstalt, später der Treuhand Liegenschaftsgesellschaft mbH (TLG), über.
Die TLG veräußerte Immobilien. Sie sanierte nicht, sondern suchte Käufer. Der Preis für ganz Marga lag bei 28 Millionen D-Mark. Sie fanden niemanden. Ein Investor hätte mehr als einhundert Millionen für die Sanierung in die Hand nehmen müssen.

1997 kamen die Spekulanten. Der Gemeindevertretung und mir war klar: Wenn Marga an die verkauft wird, ändert sich nichts. »Es muss etwas passieren!«, beschlossen wir.
Unser Ziel bestand darin, dass die TLG die Sanierung selbst in die Hand nahm. Wolfgang Wache machte den Vorschlag, ein sechs Meter hohes schwarzes Kreuz mitten auf dem Marktplatz aufzustellen. Mahnend sollte darauf in weißer Farbe das Wort »Marga« stehen. Die Gemeindevertretung stimmte zu. Mit diesem Schockelement wollten wir für unsere historisch einmalige Gartenstadt kämpfen.
Unsere Zivildienstleistenden errichteten das Mahnmal am 26. April 1997 – auf den Tag genau neunzig Jahre nach Baubeginn der Gartenstadt.
Zur gleichen Zeit stellte die TLG die neuen Käufer vor: die Spekulaten. In der Kirche fand die feierliche Bekanntmachung statt. Der Landeskonservator Dr. Karg, Thilo Sarrazin als neuer Chef der TLG sowie die Käufer waren anwesend. Letztere verkündeten großspurig: »Heute ist der Beginn der Auferstehung von Alt-Marga.«
Alle dachten, nun geht es los. Aber das Geschäft platzte. Ich vermute, die Käufer unterschätzten die Sanierungskosten. Daraufhin verklagten sich die Parteien gegenseitig. Marga stand wieder zum Verkauf.
Nach einem dreiviertel Jahr änderte sich die Geschäftspolitik der TLG. Zu unser aller Freude stand die Gartenstadt ganz oben auf der Sanierungsliste.
Mit Beginn der Sanierung am 3. Juni 1998 hatte das Kreuz seinen Zweck erfüllt. Nun sollte gebührend gefeiert werden – mit einem großen Volksfest auf dem Marktplatz, ohne Kreuz! Ein Spaßvogel hatte zwischenzeitlich ein Storchennest auf das Kreuz montiert und einen Plastikstorch hineingestellt. Beim Abbau fiel der Storch aus dem Nest und brach sich das Genick.
Marga entwickelte sich zur größten Handwerkerbaustelle Brandenburgs, in die zwei Jahre lang wöchentlich fast eine Million D-Mark investiert wurde. Das Ergebnis der denkmalgerechten Sanierung bewundern heute nicht nur die Bewohner, sondern auch die Besucher unserer Gartenstadt.

GEWINNER
KOLLEKTIVGESCHICHTE

Die Zwillinge Christina und Ilona Nicklisch

»Vom Polstern und der Politik«

Ilona Nicklisch

Meine Schwester Tina und ich stammen nicht von hier, sondern aus Wormlage. Unser Vati dagegen ist ein waschechter Briesker.
Als gelernter Polsterer ging er auf Wanderschaft und traf dabei in Wormlage unsere Mutti. Die Heirat fand statt, bald darauf kam unsere Schwester Bärbel zur Welt, Christina und ich folgten sechs Jahre später.

Jahrgang 1958

Christina Nicklisch

Unsere Kindheit verbrachten wir gemeinsam mit unserer fünfzehn Jahre älteren Schwester Renate, die Mutti mit in die Ehe gebracht hatte, in einer kleinen Wohnung in Wormlage. Unsere Großeltern besaßen in Brieske ein kleines Siedlungshäuschen mit großem Garten, Feld und Wiese. Als sie starben – Ilona und ich waren gerade zwölf Jahre alt – beschlossen unsere Eltern dorthin umzuziehen.
Kurz darauf erfolgte unser erster Auftritt in der neuen Heimat: Es galt, den ersten Schultag der sechsten Klasse zu überstehen. Früh am Morgen trat die gesamte Schülerschaft zum Fahnenappell an. Wir beiden Neuen fielen auf: »Ach, die Brillenschlangen sind da!«
Mit mir hatten sie genau die Richtige erwischt. Die Hänselei konnte ich nicht stehen lassen. Ich war schon damals um keine Antwort verlegen. Ilona hielt mir den Rücken frei. Es gab einen Schlagabtausch – nicht nur mit Worten. Danach waren die Fronten geklärt.
Wir behaupteten uns. Bald traute sich keiner mehr, uns einen Spruch aufzudrücken. So, wie wir uns in der Schule gemeinsam durchsetzten, arbeiten wir auch heute noch zusammen: Wir sind ein Team.
Mit dem Schulabschluss in der Tasche wollten wir studieren. Allerdings engagierten wir uns stark in der Kirche. Das war ein Hindernis.
So machten wir den Facharbeiter in Kraftwerkstechnik und begannen, im Kraftwerk Brieske zu arbeiten. Unsere Qualifikation zum Meister in der Wasseraufbereitung im berufsbegleitenden Fernstudium bezahlte der Betrieb. Als Frauen wurden wir in der DDR gefördert.
Mitten in unser Meisterstudium fiel die Wende. Zu unserem großen Glück finanzierte der Betrieb dennoch die Ausbildung bis zum Abschluss im Jahr 1991. Die Klassen nach uns mussten bereits fünfzehntausend Mark in ihre Meisterausbildung investieren. Unsere Dankbarkeit zeigten wir, indem wir diszipliniert unsere Arbeit erledigten.

Ilona Nicklisch

Der Mauerfall kam für mich überraschend. Nach meiner Schicht in der Turbinenabteilung ging ich pünktlich nach Hause, um meine Lieblingsserie »Dallas« zu schauen. Doch als ich den Fernseher anmachte, liefen die Nachrichten. Ich fragte mich: »Was quatschen die da? Die Grenzen sind auf?«
Das interessierte mich nicht und ich schaltete das Gerät ab. Erst am nächsten Morgen realisierte ich, was die Nachricht bedeuten könnte.
Sorgen machte ich mir um die Arbeit im Kraftwerk. Kollegen wurden entlassen. Wer blieb, erhielt weniger Lohn als zuvor. Wir beschlossen: Trotz allem wollen wir bis zum Schluss unsere Arbeit ordentlich machen.

Christina Nicklisch

Bis das Kraftwerk im Jahr 2000 abgefahren wurde, blieben Ilona und ich als die jüngsten Angestellten im Dienst. Anschließend setzten wir uns wieder auf die Schulbank. Wir lernten im Direktstudium alles über Finanzen, Management, Buchhaltung und Steuerrecht. Dieser Lehrgang brachte uns in die Zukunft.
Schon zwei Jahre zuvor, 1998, wurde ich zur Bürgermeisterin von Brieske gewählt – nachdem ich bereits sieben Jahre in der Gemeindevertretung tätig gewesen war.
Während unserer Fortbildung kamen wir jeden Tag am Kraftwerk vorbei und sahen, wie unsere ehemaligen Kollegen ihre eigene Arbeitsstelle abreißen mussten. Das war schlimm. Viele Tränen flossen. Ich bewundere die Kollegen bis heute für ihr Durchhaltevermögen und ihre Courage.

Ilona Nicklisch

Bei uns macht keine was allein. Ich folgte Tina und brachte mich in der Gemeindevertretung ein. Bis heute engagieren wir uns, um unser geliebtes Brieske voranzubringen. Christina ist die Managerin, die am Schreibtisch sitzt, und ich ihre ausführende Hand.

Christina Nicklisch

Auch wenn ich mittlerweile sagen kann, dass ich sehr gern Ortsvorsteherin von Brieske bin, haderte ich in den ersten Jahren mit meinem Entschluss. Immer wieder fragte ich mich: »Du hast einen super Job. Warum tust du dir das nebenbei ehrenamtlich an?«
Ich musste mich als Neuling unter den Bürgermeistern der fünf Gemeinden behaupten, aus denen die Amtsgemeinde »Am Senftenberger See« bestand. Zum Glück stand Peter Gallasch, der Amtsvorsteher der Gemeinde, an meiner Seite. Wir ergänzten uns gut, er wurde mein Vorbild. Peter konnte mit seiner nüchternen, ehrlichen Art wunderbar mit Menschen umgehen. Die schwierigsten Themen erklärte er gut verständlich ohne Bürokratendeutsch.
Er brachte mir das Projekt »Wohnen am Werk« nahe. Dessen Kern bildete zunächst ein Runder Tisch, welcher die Frage zur Sanierung der Gartenstadt Marga klären sollte. Die ehemalige Werkssiedlung befand sich in einem sehr schlechten Zustand und sollte denkmalgerecht wiederhergestellt werden. Das Projekt machte mir bewusst, wie es wirklich um Brieske stand. Die Gartenstadt verfiel.

Als die Treuhand-Liegenschaftsgesellschaft (TLG) die Sanierung übernahm, verordneten wir als Gemeinde einen kompletten Leerzug. Mir war dabei mulmig zumute. Aber die Gebäude mussten von Grund auf entkernt werden. Die Bewohner konnten nicht bleiben.
Während der Umbauarbeiten kam es hin und wieder zu Pfusch. Teilweise trafen wir falsche Entscheidungen, ein Gebäude zu erhalten oder abzureißen. Im Großen und Ganzen wurde »Wohnen am Werk« jedoch zu einem Erfolg für Brieske. Ich bin sicher, das Projekt brachte die Weiterentwicklung unseres Ortes entscheidend voran.
So erzähle ich es heute auch den Besuchern, die sich die Gartenstadt-Ausstellung neben der »Kaiserkrone« ansehen: »Wir hatten eine Ruine und machten daraus ein Kleinod. Das kann uns keiner mehr nehmen.«

Ilona Nicklisch

Ich erzähle den Touristen, dass es dafür nur die richtige Einstellung braucht. Christina und ich reden mit den Menschen, wir hören ihnen zu und kümmern uns um den Ort. Zum Glück sind wir nicht die Einzigen. Viele hier engagieren sich sehr für Brieske.
Bei einigen Entscheidungen handelten wir zu gutgläubig. Wir dachten, wir tun etwas für die Einwohner und stellten hinterher fest: Sie sehen das ganz anders. Da hilft nur, die Dinge auszuprobieren.

Christina Nicklisch

Oft halfen mir die Gespräche mit Peter Gallasch. Zu Beginn meiner Amtszeit gab es keine Handys, wir trafen uns und unterhielten uns persönlich. Wenn Peter etwas durchsetzen wollte, stieg er ins Auto und fuhr los in Richtung Potsdam. Über seinen Fahrstil sagten wir Kollegen: »Ein Rennfahrer ist nichts dagegen. Wenn du schnell irgendwo sein willst, fahr mit Peter.«

Die Verhandlungen in der Landeshauptstadt verliefen meist erfolgreich. In einigen Fällen jedoch fielen uns die Entscheidungen nicht leicht. Der Beschluss, Brieske an Senftenberg anzugliedern, bereitete uns Kopfzerbrechen. Dennoch gab es meiner Meinung nach keine Alternative. Wir wollten unsere Straßen erneuern und Marga sanieren. Dafür brauchten wir den finanziellen Rückhalt der Stadt.
Anders verhielt es sich bei der Neupflasterung des Marktplatzes. Wir gewannen einen Wettbewerb der Bayer AG. Damit standen uns 300 000 D-Mark für die Umbauarbeiten zur Verfügung. Der Entwurf mit Jugendstiladaptionen stand, alles schien geklärt. Doch dann mischte sich der Landeskonservator Brandenburgs ein. Er forderte eine denkmalgerechte Sanierung: »Wenn ihr das nicht macht, werdet ihr als Gemeindevertreter finanziell zur Verantwortung gezogen. Außerdem bekommt ihr von mir keine Unterstützung für die Sanierung der Gartenstadt.«
Der Platz war bereits aufgerissen, die Gemeinde in Befürworter und -Gegner gespalten, die Medien berichteten. Kurz: Eine Entscheidung musste her. Wir ruderten zurück und ließen den Markt mit Granitsteinen pflastern. Diese Geschichte zeigte mir erstmals, wie wenig Einfluss wir Lokalpolitiker am Ende doch besitzen.

Ilona Nicklisch
Gerade in den ersten Jahren nach der Wende ließ sich noch einiges bewegen. Die Jahre des Sturm und Drang, sage ich dazu. Wir handelten mit viel Eigeninitiative. Oft stellte sich erst im Nachhinein heraus, ob die Entscheidung, die im Gemeinderat gefällt wurde, richtig war.
Wir machten auch Fehler. Vor allem wegen des Abrisses des alten Stadions kommen mir immer wieder Zweifel. Die Menschen aus dem Ort verbanden mit der Sportstätte viele Erinnerungen. Viele der »Alten« hatten sie in freiwilligen Aufbaustunden mitgestaltet. Unser Vater organisierte dort Events und half, wo er konnte. Würde er noch leben, wäre er sicher traurig über den Verlust.

Christina Nicklisch
Unser Vater hatte sich immer Jungs gewünscht. Als Polsterer wollte er sein Wissen an einen männlichen Nachfolger weitergeben, doch dann bekam er uns. Wir waren zwar zwei Büchsen, aber verhielten uns wie die wildesten Kerle. Ilona und ich fuhren Moped, Motorrad, Auto. Wir liebten Rennmaschinen und besaßen ein Händchen für alles Praktische. Besonders Ilona ist handwerklich begabt.

Ilona Nicklisch
Vati zeigte meiner Schwester Bärbel und mir in seiner Werkstatt, wie die Polsterei funktionierte. Er betonte zwar: »Das ist ein schwerer Job, ihr solltet das nicht lernen«, brachte uns aber alles von der Pieke auf bei. Dadurch weiß ich, wie viel Arbeit es macht, ein Möbelstück herzustellen. Wenn ich im Einrichtungsladen jemanden sagen höre: »Ist das teuer!«, erwidere ich: »Eigentlich ist es gar nicht bezahlbar, wenn es von Hand hergestellt werden soll.«
Heute betreibe ich die Polsterei als Hobby. Wenn Freunde und Bekannte zu mir kommen, helfe ich gern. Hauptberuflich könnte ich mir das nicht vorstellen. Stattdessen fanden wir eine andere Verwendung für die Werkstatt.
Ich beschloss sie als kleine Gaststätte umzubauen. Unsere Nichte Roxana übernahm die Bewirtschaftung. Sie ist eine wunderbare Kuchen- und Tortenbäckerin und verwöhnt ihre Gäste liebevoll mit allerlei Speisen. Heute ist unser Café »Roxy« nicht nur ein Anlaufpunkt für Touristen, sondern kommt auch bei den Brieskern selbst gut an. Einmal mehr haben wir gemeinsam aus alt neu gemacht und zum Wohle der Bürger und Gäste einen Ort des gemütlichen Zusammenseins geschaffen.

Nominierte Geschichte

Roland Sängerlaub

»Entweder ihr wohnt auf eurer Scholle, oder ihr lebt im Dorf«

Jahrgang 1961

In den Achtzigerjahren wohnten und arbeiteten meine Frau Belinda und ich in Hoyerswerda. Noch heute sind wir hauptberuflich in der Kinder- und Jugend- sowie Familienhilfe tätig. Eine Dienstreise nach Senftenberg führte mich erstmals durch Geierswalde. Ich fuhr durch den Ort und fühlte mich irgendwie wohl. Wie ich später herausfand, wurde Geierswalde 1401 – genau im selben Jahr wie der Ort, in dem ich meine Kindheit verbrachte – zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Vielleicht spürte ich daher eine gewisse Verbundenheit. Das kleine Dorf mit seinen Vierseithöfen und der alten Kirche blieb mir jedenfalls in Erinnerung.

Mit dem Bauboom in den Neunzigern kam in mir der Wunsch auf, wieder aufs Land zu ziehen. Als ich meiner Frau davon erzählte, zeigte sie mir ganz geradeheraus einen Vogel. Im Grunde genommen hatte sie recht. Wir waren jung, hatten zwei Kinder, fingen beruflich gerade erst an, uns zu profilieren und verdienten nicht viel Geld. Es war die Zeit der Wende – die DDR existierte nicht mehr. Eine Umschulung zum BRD-Bürger gab es nicht. Mit den Umbrüchen und den daraus resultierenden Problemen blieben wir auf uns allein gestellt. Aber wir hatten Ideen und wollten die neue Freiheit als Chance nutzen.

Da ich Geierswalde nie ganz aus den Augen verloren hatte, wusste ich, dass es dort Baugrundstücke gab. Ich zögerte nicht, direkt bei der Gemeindeverwaltung anzurufen, und fragte: »Wie sieht's denn aus? Ich habe von den Baugrundstücken gehört. Wie komme ich da ran?«

»Schicken Sie uns einfach ein formloses Schreiben«, lautete die Antwort.

Das Interesse an den Grundstücken war groß. Vierzehn Flächen standen zur Verfügung. Mit unserer Bewerbernummer 61/95 standen wir sehr weit unten auf der Liste. Dennoch wollten wir es probieren, und zwar hier und nirgendwo anders.

Anfang 1996 wurden wir von der Ortsteilverwaltung schriftlich benachrichtigt und fuhren nach Geierswalde. Wir ließen uns von Karl-Heinz Radochla die freien Flächen zeigen. Radochla war zu diesem Zeitpunkt Ortsvorsteher. Später, als ich mich selbst im Ort engagierte, sollte ich seine Hartnäckigkeit kennenlernen. Vor allem wenn es darum ging, seine Ideen in der Gemeinderatssitzung durchzusetzen, war er nicht zu bremsen. Er ist der Typ, den man vorn rausschmeißt und der zur Hintertür wieder reinkommt. Nach dem Motto »Ich hab meine Mütze vergessen…«, legt er wieder los.

Bei unserer gemeinsamen Grundstücksbesichtigung erklärte er, viele der Bewerber, die vor uns auf der Liste gestanden hatten, wären abgesprungen. Auch

in den umliegenden Dörfern standen Grundstücke zum Verkauf – das Angebot war riesig. So hatten wir die freie Wahl und konnten uns den schönsten Platz aussuchen. Nebenbei erzählte Radochla von seiner Vision für das Dorf: Geierswalde sollte touristisch erschlossen werden. Am Koschendamm war eine Hotelanlage geplant; das nach dem Bergbau entstehende Seenland sollte wassersportlich genutzt werden.

Im April 1998 begannen wir mit dem Bau unseres Hauses. Sechs Monate später zogen wir ein. Nach und nach lernten wir das Dorf kennen und lieben. Ein guter Rat von Karl-Heinz Radochla blieb mir dabei im Hinterkopf: »In Geierswalde habt ihr zwei Möglichkeiten: Entweder ihr wohnt auf eurer Scholle, oder ihr lebt im Dorf.«

Wir wollten im Dorf leben und Teil dieser lebendigen Gemeinschaft sein. Über die Vereinsarbeit bekamen wir die Möglichkeit dazu. Als es darum ging, einen Förderverein für die Entwicklung des Tourismus aufzubauen, wurde ich gebeten, beim Erstellen der Satzung zu helfen. Ich überlegte nicht lange.

Zur Gründung des Fördervereins Wasserwelt Geierswalde e.V. versammelten sich einhundertvierzig Mitglieder. Wir bezogen Bürgermeister, Landkreis, einen Bundestagsabgeordneten, die Lausitzer und Mitteldeutsche Bergbau-Verwaltungsgesellschaft mbH (LMBV) und viele weitere Institutionen in die Arbeit ein. Sie erwiesen sich als stabile Ansprechpartner und großartige Unterstützer unserer Ideen. Vordenker unserer Arbeit blieb Karl-Heinz Radochla, der sich von Anfang an mit seiner Erfahrung einbrachte.

Zwei Jahre nach der Gründung unseres Vereins bot die LMBV – die für die Sanierung der Tagebaurestlöcher zuständig ist – den Geierswalder See zur touristischen Nutzung für einen befristeten Zeitraum zur Pacht an. Als zweiter Vorsitzender des Fördervereins führte ich die Verhandlungen. Wir schlossen einen Vertrag und luden Anbieter von Wassersport bis hin zur Gastronomie ein, mit uns den Tourismus rund um Geierswalde voranzubringen. Schnell entwickelte sich die Vereinsarbeit für mich zu einem Vollzeitjob, welchen ich neben meinem Beruf als Sozialarbeiter zu bewältigen hatte.

Der Aufwand machte sich bezahlt. Wir schufen die Rahmenbedingungen für eine dauerhafte Nutzung. Nun ging es darum, das Ganze mit Leben zu füllen. Wir stellten den Anbietern frei, was sie auf ihrem Stück Land machten. Die einzige Bedingung bestand darin, dass sich die Unternehmen an den insgesamt anfallenden Kosten beteiligten. Der eigene Gewinn blieb beim Anbieter. Das Konzept ging auf. Neben wassertouristischen Angeboten bietet der See heute eine Vielzahl an Unterkünften und gastronomischen Einrichtungen. Er zieht sowohl Touristen als auch Einheimische an.

Ich selbst musste 2006 die Notbremse ziehen. Nach einem Hörsturz begann ich mich neu zu sortieren. Die Organisation der touristischen Nutzung wurde an die Gemeindeverwaltung übergeben, welche nun Vertragspartner ist und die Arbeit auf Basis der alten Verträge fortsetzt.

Drei Jahre später begann ich, mich wieder aktiver in Geierswalde zu engagieren. Einige Dorfbewohner traten an mich heran und meinten: »Es wird ein neuer Ortschaftsrat gebildet. Es wäre gut, wenn du da mitmachst.«

Das Anliegen musste ich mit meiner Familie besprechen. Wir wurden uns einig und ich beschloss, es zu versuchen. Ich warf meinen Namen in die Lostrommel. Aus der Mitte des neu gewählten Ortschaftsrates wurde ich zum Ortsvorsteher gewählt.

Heute sage ich mit Nachdruck: »Damals wohnte ich da oder dort. Hier in Geierswalde lebe ich.« Ich habe es nie bereut, hergekommen zu sein. Ganz im Gegenteil. Mein Sohn sagte einmal zu mir: »Vati, das war die beste Entscheidung, die wir je getroffen haben.« Dem stimme ich voll und ganz zu.

»Was macht Lauchhammer besonders«

Christian Häntzka (Jahrgang 1955; erster Bürgermeister nach der Wende)

Lauchhammer wurde aus sieben Dörfern zusammengestrickt. Seit 1950 verwuchsen sie zu einer Industriestadt, in der es nicht nur die Kohleindustrie gab, den Kohleabbau und die Veredlung. In Lauchhammer wurde Strom gewonnen und mit der ersten Hochspannungsleitung Europas – der berühmten 110 kV-Anlage von 1912 – ins Umland geleitet. Hier wurden Fördergeräte für den Braunkohleabbau entwickelt und gebaut, darunter Schaufelradbagger und – besonders beeindruckend – die größte Förderbrücke der Welt, die F 60. In der Lauchhammeraner Kokerei gelang 1952 der weltweit erste Versuch, aus Braunkohle hüttenfähigen Koks herzustellen.

Lauchhammer brachte große Persönlichkeiten hervor: Benno Pludra, der Kinderbuchautor, dessen Geschichten nicht nur Kinder und Jugendliche aus der DDR begeisterten, und Heinz-Dieter Kallbach, der Pilot, der die Iljuschin IL 62 auf der nur 850 Meter langen Landepiste des kleinen Flugplatzes von Stölln landete. Die Maschine wurde als Attraktion in die Bundesgartenschau 2015 integriert. Damit soll die Aufzählung aber nicht beendet sein: Ich hoffe, dass der nächste deutsche Nobelpreisträger für Chemie aus einer Lauchhammeraner Schule stammt: Professor Joachim Sauer, der Mann der Bundeskanzlerin, lernte von 1963 bis 1967 in der Berufsschule und im Labor der Kokerei Chemikant.

Viele Menschen mit enormem Wissenspotenzial kamen aus allen Teilen der Republik, um hier zu arbeiten. So wuchs die Stadt in den Fünfzigerjahren auf über dreißigtausend Einwohner – von achttausend, die um 1900 hier lebten. Eine enorme Entwicklung.

Unter diesen Einwohnern befanden sich viele Ausländer – Vertragsarbeiter aus Ungarn, Polen, Mozambique, die nicht nur in der Kohle arbeiteten, sondern auch in den Betrieben der Möbel- und Schuhindustrie. Ihre Produkte wurden von Lauchhammer aus in die ganze Welt exportiert. Die ausländischen Vertragsarbeiter trugen gemeinsam mit den Arbeitern aus der Region zur industriellen Entwicklung der Stadt bei.

Die Lauchhammeraner waren offen für Neues. Sie brachten ihre Ideen ein. Auch nach der Wende 1989/90. So versuchten wir 1992 das Vorbereitungsseminar für die Weltumweltkonferenz in Rio zu veranstalten. Und es gelang: Die europäischen Umwelt- und Justizminister tagten hier zum Strafrecht für Umweltschutz. Ich erinnere mich, dass die Betriebsleiter aus den europäischen Nachbarländern beeindruckt waren von unserer Entwicklung, davon, wie wir

den Weg aus der Kohle in die Renaturierung meisterten. Da hatten wir in der Deutschen Demokratischen Republik einiges geschafft. Der »Grünewalder Lauch« entwickelte sich von unten zu einem Naherholungsgebiet. Den See eroberten sich die Menschen »wild«. Sie bahnten sich Trampelpfade und suchten sich schöne Plätzchen zum Baden. Das war nicht verboten. Erst als man wusste, wo und wie der See genutzt wird, sicherte man die Zuwege und baute die Infrastruktur aus. Nach einem alten Naturgesetz: Beobachten, wie sich die Tiere Wege bahnen…

Anfang der Neunzigerjahre brach die wilde anarchische Zeit aus. In Lauchhammer gab es viele Musikgruppen, die sich in einem Klub zusammenschlossen und den »Buntrock e.V.« gründeten. Dass sie dies schafften, hat mich fasziniert. Michael Beier, der Sohn des Fotografen und selbst Musiker, spielte irische Musik im Fotogeschäft seines Vaters, lud Leute ein, schenkte Bier aus. Mit Herzblut. Daraus entwickelte sich ein Pub, der einer der besten Deutschlands wurde. Ecki Lipske musizierte nicht nur, sondern organisierte gemeinsam mit seiner Frau ganze Straßenfeste. Vieles entstand in Eigeninitiative.

In Lauchhammer hatte es die größte Betriebssportgemeinschaft (BSG) der DDR gegeben. Daraus ging 1990 der Athletikklub Lauchhammer hervor. Mit zwei Weltmeistern im Kraftdreikampf 1991 und weiteren Titeln war er überaus erfolgreich.

Die DDR-Betriebe hatten den Sport gefördert, denn er bildete für die Werktätigen einen wichtigen Ausgleich zur Arbeit. Heute würde man sagen, die Betriebe traten als »Sponsoren« auf. Sie waren finanzkräftig und konnten es sich leisten. Betriebe stellten Sportler und teilweise sogar Trainer fest an. So sorgten sie für ihren Lebensunterhalt und gewährleisteten, dass sie in Ruhe trainieren konnten. Sportzentren entstanden, aus denen Spitzenleistungen hervorgingen: Rudern mit dem SC Einheit Dresden; Turnen mit Hannelore Zinke als Weltmeisterin; Magdalena Schmidt, Olympia-Dritte im Turn-Mannschaftswettbewerb; Lutz Häßlich als Radsportsprinter. Der Nationalmannschaftstorwart im Hockey kam von hier – siebzig Länderspiele im Ausland. In Lauchhammer gab es eine elitäre Sportgesellschaft. Das wirkt nach: Basketball, Judo, Handball, Fußball, Motocross existieren noch heute.

Käthe Beier (Jahrgang 1934)

Nach dem Krieg begannen wir in Lauchhammer mit dem Sport. Und ich möchte klarstellen: Lauchhammer wurde durch den Handball als Sporthochburg bekannt, erst später kamen die Turner dazu. Zum Training mussten wir rauf auf den Schlackeplatz – mit Gummisandalen. Turnschuhe oder ähnliches gab es nicht. Doch ein Schuster hatte uns aus weggeworfenen Transportbändern Sandalen gefertigt, weil wir auf der Schlacke nicht barfuß laufen konnten.

Ich begann schon 1948, mit dreizehn Jahren, Handball zu spielen. Ich spielte in der Frauenmannschaft ganz außen. In einer Dreiviertelstunde bekam ich höchstens einmal den Ball zugespielt. Doch das kümmerte mich nicht. Hauptsache ich war dabei. Später nahm ich an mehreren Trainingslagern teil und stieg in die Kernmannschaft der Jugend der DDR auf. In Lauchhammer bauten wir unsere Sportstätten selbst. Das bereitete uns Freude, wir taten es für uns. Geld spielte dabei keine Rolle, die Betriebe standen in voller Blüte und unter-

stützen uns, wenn wir etwas brauchten. Sport war das Einzige, was geboten wurde.

Elfriede Schuldt (Jahrgang 1943)

Nach der Wende zogen wir aus Berlin in das Haus meiner Eltern, zurück nach Lauchhammer. Ich sagte: »Wir können nicht nur zu Hause die Arbeitslosen mimen und uns mit unserem Grundstück beschäftigen. Irgendetwas müssen wir tun.« Deshalb freute ich mich, als mich Frau Michaelis vom Kultur- und Heimatverein ansprach: »Komm, mach mit im Verein. Bist ja hier geboren. Die Mitglieder sind ältere Menschen. Wir brauchen auch Jüngere.«

Seit 1995 bin ich dabei. Der Verein ist für die gesamte Geschichte von Lauchhammer zuständig. Wir einigten uns mit dem Traditionsverein darauf, dass er seine Arbeit auf das Spezialgebiet »Braunkohle« konzentriert.

1995 bekam ich eine Stelle bei der WEQUA, der Wirtschaftsentwicklungs- und Qualifizierungsgesellschaft – mit interessanten Aufgaben. Doch für die Menschen, die in der Kohle gearbeitet hatten und mit der Abwicklung der Fabriken arbeitslos wurden, war es schrecklich. Sie kamen in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und mussten ihre eigenen Arbeitsstätten abreißen. Das war hart.

Bei der WEQUA organisierten wir das erste Gießereifest. Es fand auf dem Gelände der Gießerei in Lauchhammer-Ost statt – wunderschön, mitten im Winter bei Eis und Schnee. An die dreihundert Besucher kamen, darunter einige Gießereifachleute. Zu DDR-Zeiten wusste ich nicht, welche Raritäten in der Kunstgießerei entstanden. So wurde der Berliner Neptunbrunnen hier restauriert und das riesige Lenin-Denkmal gegossen. Auch eine gusseiserne Säulenhalle wurde hier gefertigt und nach Ägypten geliefert. Nach der Wende führte ich viele Gäste durch das Museum und die staunten, was von hier aus nach Amerika und an den Nil ging.

Wir besitzen eine lange Industriegeschichte. Senftenberg reicht da nicht ran. Früher blickte die Stadt immer neidvoll zu uns auf. Doch durch die Seenlandschaft ist Senftenberg heute im Vorteil.

Für Lauchhammer ist das eine schwierige Situation. Was können wir bieten? Ich sage den Menschen: »Schaut euch das Kunstgussmuseum und die Biotürme an!«

»Hör auf mit den Biotürmen«, antworten sie entrüstet. »Das waren die größten Stinkdinger!«

Stimmt leider. Das ist ein Dilemma. Die Lauchhammeraner können die Biotürme nicht als Denkmal annehmen, weil sie so stanken. Nur die älteren Menschen, die in der Kohleindustrie arbeiteten, schauen gelegentlich vorbei, denn das ist der einzige Ort, der an die Kohle erinnert. Wenn man älter wird, denkt man gern an die schönen alten Zeiten. Doch die jungen Leutchen kommen nicht.

Konrad Wilhelm (Jahrgang 1951)

Viele junge Menschen gibt es in Lauchhammer ohnehin nicht mehr. Unser Ort hat ein Überalterungsproblem. Der Anteil derjenigen, die 64 Jahre oder älter sind, wird beständig größer. Leider ist das in dieser Gegend nichts Besonderes.

Es gibt Städte im Land Brandenburg, die sind noch schlimmer dran.
Ich verstehe nicht, warum die politischen Parteien und Gruppierungen dort, wo offensichtlich ein Problem herrscht, nicht aktiv werden. Sie veranstalten alle möglichen Mätzchen, aber das eigentliche Problem der Wählerschaft, auf die Veränderungen durch die Überalterung zu reagieren, gehen sie nicht an.
Lauchhammer, aus mehreren Dörfern zusammengewachsen, ist sehr weitläufig. Mobilität wird damit zur Herausforderung. Selber fahren im hohen Alter geht oft nicht mehr. Doch wie kommen die Alten von A nach B? Der öffentliche Nahverkehr könnte das Problem lösen – aber er muss nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten arbeiten und fährt deswegen ausgedünnt.
Laut Erhebungen der Krankenkassen ist unsere Region mit Fachärzten gut bestückt. Aber die Praxen konzentrieren sich in Orten wie Senftenberg. Weitere Ärzte werden von der Kassenärztlichen Vereinigung nicht finanziert, sie bekommen keine Zulassung. So bleiben wir beim Versorgungsstatus hinter Senftenberg zurück.
Damit sind wir wieder bei der Mobilität. Wie weit ist es bis zum nächsten Arzt? Diese und andere Fragen machen die Menschen wütend. Gleichzeitig haben sie Angst. Auch diese Probleme machen Lauchhammer aus.

Wilken Straatmann

Ich verbrachte die meiste Zeit meines Lebens in Hamburg und Berlin. Kurz nach der Wende kam ich nach Lauchhammer, um bei der Treuhandanstalt zu arbeiten. Das darf ich kaum erwähnen, aber es wurde auch gute Arbeit gemacht. So privatisierte ich zum Beispiel die Kunstgießerei.
Was mich in Lauchhammer hielt, nachdem das Business erledigt war? Der Kunstguss und die Biotürme. Beides hängt mit bahnbrechenden Innovationen zusammen und bildet ein weltweites Alleinstellungsmerkmal. Deshalb übernahm ich die ehrenamtliche Leitung der Stiftung Kunstgussmuseum. Wir versuchten, dieses Kleinod der Kunstgeschichte an Mann, Frau, Kind und Oma heranzutragen. Dabei erlebte ich, dass die Lauchhammeraner das alles zwar gut und schön finden, die echten Begeisterungsstürme jedoch von Fremden kommen.
Die Biotürme sind ein weltweit einmaliges Monument. Denn nur in der DDR gab es die speziellen Bedingungen, die zur industriellen Entwicklung der Braunkohlenverkokung und in der Folge zum Bau der Türme führten: Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die DDR durch die Teilung Deutschlands von den Steinkohlegebieten an der Ruhr abgeschnitten. Doch um Stahl zu schmelzen, brauchte es Hochtemperaturkoks. Dabei fielen phenolbelastete Prozessabwässer an, für deren Klärung ein biochemisches Verfahren nötig war. Dieses lief in den Biotürmen ab. Ein junger Mann, Herbert Richter, hatte das Verfahren gleich nach Abschluss seines Studiums an der Bergakademie Freiberg entwickelt.
Die Biotürme sind das Einzige, was von der gewaltigen Kokerei erhalten blieb. Dabei stellten sie innerhalb des Industriekomplexes nur eine Marginalie dar. Nun stehen sie etwas verloren in der Landschaft und verteidigen trotzig das Gedenken an eine große industrielle Entwicklung.

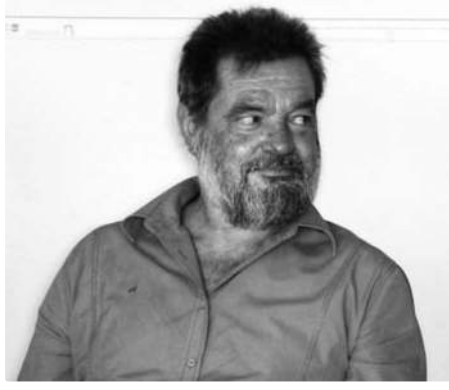
GEWINNER
KOLLEKTIVGESCHICHTE

»Sedlitzer Sausen«

Wolfgang Kaiser (Jahrgang 1936)

Wir in Sedlitz wissen, wie Feste gefeiert werden. Karneval, Polterabende, Sommerfeste – wir lassen nichts aus!
Zum Karneval im Februar fanden sich manchmal zweihundert Leute im Saal des Gasthauses »Lindengarten« ein. Das ist für so ein kleines Dorf beachtlich. Unsere Karnevalsgesellschaft stellt eine Menge auf die Beine.

Klaus Nasdal (Jahrgang 1966)



Mit dem Programm geben sie sich besondere Mühe. Die Mitglieder bereiten Auftritte vor, zeigen Klassiker und denken sich Eigenes aus. Egal ob Geigenmusiker oder Sänger, ob Holzfäller oder Holzmichel auf der Bühne stehen, die Stimmung ist spitze. Besonders wenn etwas schief läuft, tobt der Saal. Irgendwer tanzt immer neben der Reihe. Dass sich hier alle kennen, macht die Sache noch lustiger.

Steffen Philipp
Aber nicht immer erkennen sich alle! Einmal warst du mit deiner Frau inkognito unterwegs. Ihr hattet euch so gut verkleidet, dass keiner wusste, wer ihr wart.

Klaus Nasdal
Stimmt. An dem Abend kamen wir zur Hintertür in den vollen Saal des »Lindengartens«. Meine Frau Angelika sah aus wie die Mutter der Flodders, die bekannte Familie aus dem Fernsehen. Sie trug eine Kittelschürze und rauchte

Zigarre. Ich stand als alter Mann verkleidet neben ihr. Keiner grüßte uns! Erst später kam Schiebelchen vorbei, weil er uns endlich erkannt hatte.

Dietmar Methner (Jahrgang 1938)

Meine Frau Erika und ich sind Karnevalsflüchtlinge aus dem Rheinland. Wir können mit dieser fünften Jahreszeit nichts anfangen.
Andere Veranstaltungen im Dorf sagen uns dagegen zu. Besonders gern erinnere ich mich an eines der ersten Sommerfeste der Feuerwehr, in die ich 1997 eintrat. Es fand in der Gartensparte statt. Zunächst schien die Sonne, plötzlich fing es an zu schütten. Ein Sauwetter. Wir rannten ins Gartenhäuschen, standen dicht gedrängt im Vorraum und teilten großzügig Kurze aus.
Ein lustiger Abend, der mit einer Einladung zu Wolfgang Kaisers Geburtstag endete. Der Beginn einer guten Freundschaft.

Mario Wollscheid (Jahrgang 1975)

Feiern können wir Sedlitzer! So wollten wir ein Strandfest im Ort veranstalten. Am Stammtisch sprachen wir darüber und machten Pläne. Viele Jahre blieb es bei der bloßen Idee. Als mein Kumpel Matthias 2008 erneut damit anfing, sagte ich zu ihm: »Weißt du was, du traust dich doch sowieso nicht.«
Da schlug er mit der Hand auf den Tisch und antwortete: »So, dieses Jahr machen wir das Strandfest!«
Unser erster Anlaufpunkt war Steffen Philipp. Wir fragten ihn, ob er uns als Getränkehändler bei diesem Quatsch unterstützen würde. »Jawoll«, sagte er, »mache ich gerne!«
Eine geeignete Fläche am See fanden wir schnell: Der Strand gegenüber der Löschwasserentnahmestelle kam als einziger in Frage, da nur dort eine Genehmigung existierte, um Festzelte aufzubauen. Bloß gab es da draußen weder Trinkwasser noch Strom.

Wolfgang Kaiser

Ein Notstromaggregat wurde aufgestellt, um den Festplatz zu beleuchten und eine Musikanlage zu betreiben. Die Anlage hätte das ganze Dorf mit Strom versorgen können, so leistungsfähig war sie.

Mario Wollscheid

Am Tag des Strandfestes schafften wir einen Traktoranhänger zum See, den wir als Bühne nutzten.
Wir bauten ein Zelt auf, richteten Verkaufsstände für Getränke und Bratwurst ein und blickten erstaunt den ersten Sedlitzern entgegen, die bereits eine Stunde vor Beginn auftauchten.

Steffen Philipp
Wir hatten mit vierzig oder fünfzig Gästen gerechnet. Aber zweihundert Leute wollten mit uns feiern! Das überraschte uns mächtig.

Mario Wollscheid
Beim zweiten Strandfest kamen über tausend Besucher. Wir schickten die Gäste auf eine Schnitzeljagd um den See. Sie sollten das Sedlitzer Maskottchen finden, das – so sagten wir – an einer geheimen Stelle versteckt war. Allerdings handelte es sich dabei um eine Finte. Spaß machte die Suche dennoch.
Neben der Schnitzeljagd fand auf dem See eine Modellbootschau statt. Gern hätten wir richtige Bootsfahrten angeboten, erhielten jedoch keine Genehmigung von der LMBV, der das Gelände gehörte. Sie gab den See, der noch lange nicht vollständig geflutet war, nicht zur Nutzung frei.
Für die Modellbootschau bekamen wir Auflagen: Wir sollten ein Rettungsboot bereithalten, für den Fall, dass ein Boot kenterte und geborgen werden musste. Keiner der Verantwortlichen rechnete damit, dass wir dies als Einladung verstanden, doch Bootsfahrten auf dem See durchzuführen. Die LMBV schrieb uns nämlich die Größe des Rettungsbootes nicht vor. So stellte uns ein Bekannter aus Senftenberg einen Katamaran mit Platz für zwölf Passagiere zur Verfügung. Damit schipperten wir den ganzen Tag die Besucher kostenlos über den See.

Steffen Philipp (Jahrgang 1966)
Das Beste am Strandfest war das Aufräumen mitten in der Nacht. Da ging es mit den Traktoren und dem gesamten Inventar zurück durch den Wald. Mit unserer Kolonne im Schritttempo sahen wir aus wie ein Wanderzirkus. Zum Schluss landeten wir bei Klaus in der Kneipe und tranken unser Finalbier.

Mario Wollscheid
Als wir ein Segelboot, dass wir zur Dekoration auf den Festplatz gestellt hatten, zurück ins Dorf schleppten, sorgten wir für einen Stromausfall. Auf dem Hinweg hatten wir den Mast ordentlich eingeklappt, abends dachte keiner daran.

Steffen Philipp
So blieb er prompt an der Stromleitung hängen, die von einem Gehöft zum anderen lief und über der Straße hing. Sie riss und ein Teil des Dorfes war plötzlich ohne Strom.
Zum Glück hatte dieses Erlebnis keine Konsequenzen für unser Strandfest. Von Jahr zu Jahr wurde es allerdings schwieriger, die geforderten Genehmigungen für die Nutzung des Sees und des Strandes einzuholen, um das Fest durchzuführen. Inzwischen findet es nicht mehr statt.

Monika Blum (Jahrgang 1958)

Auch die Kindergartenmodenschau beim Oktoberfest gibt es nicht mehr. Als Steffen mich 2011 fragte, ob ich etwas vorbereiten wolle, kam mir die Idee: »Wir veranstalten eine Modenschau mit den Kleinen!«
Gemeinsam mit meinem Göttergatten kramte ich in unserer Bodenkammer und suchte die alten Klunker heraus. Darunter befanden sich mein Jugendweihekostüm, mein Abschlusskleid und als Highlight mein Brautkleid mit Schleier, Schuhen und allem, was dazugehörte. Außerdem entdeckte ich alte Lederhosen von meinem Mann und eine schöne Pelzkappe.
Im Kindergarten stellten wir alles zusammen und kamen dabei auf die Idee, ein Brautpaar zu präsentieren. Mit den Kindern probten wir im Sportraum, danach ging es auf die große Bühne. Für die Blumenkinder, die vorneweg gehen sollten, pflückte ich ein paar Blüten im Garten unserer Nachbarin.
Die Modenschau wurde ein Erfolg. Viele Omas und Opas kamen, um ihre Enkel zu sehen. Vor Rührung standen ihnen Tränen in den Augen.

Wolfgang Kaiser

Auch die Kinder aus dem Übergangswohnheim, die in den Kindergarten gingen, nahmen an der Modenschau teil. Ich erinnere mich, dass ihr einen kleinen Koreaner dabei hattet. Der sah mit den Lederhosen so drollig aus.

Silvana During (Jahrgang 1980)

Er war der Hingucker! Er musste sich gar nicht anstrengen: nur über die Bühne laufen, sich vorn hinstellen – schon applaudierte das Publikum.

Steffen Philipp

Manchmal entwickeln sich kleine private Feiern in Sedlitz zu einer großen Sause. So erlebten Heike und ich es bei unserem Polterabend am 20. März 1986 im Sportlerheim.
Nachdem sich die Fussballmannschaft – die gerade ihr Training beendet hatte – zu uns setzte, ging unser Biervorrat schnell zur Neige. Wie konnten wir den Abend retten?
Einer aus der Runde schlug vor, es im Gasthaus »Zur Hoffnung« zu versuchen. Ich machte mich mit meinem Freund Uwe Serdack auf den Weg.
Nun herrschten im Jahr 1986 andere Verhältnisse als heute. Fassbier war ein rares Gut. Doch die Kneiperin, Schmidts Elli, hatte ein Einsehen mit uns: »Gut! Ein Fass verkaufe ich euch. Aber wie wollt ihr das Ding zum Sportplatz hieven?«
Einer der Gäste lieh uns seinen Fahrradhänger. In den passte das Fass gerade so rein. Uwe und ich kämpften, um den Hänger vorwärts zu bewegen. Das schwere Fass und der Alkohol, den wir inzwischen intus hatten, machten es uns nicht leicht. Schließlich kamen wir völlig k.o. am Sportplatz an. Erst da bemerkten wir, dass die Reifen des Hängers keine Luft hatten…
Mit dem Gelächter auf unserer Seite feierten wir bis spät in die Nacht.

Gerhard Heinicke & Carola Meißner

»Die Kommune von Plessa«

Gottfried Heinicke (Jahrgang 1956)

In der ehemaligen Lehrwerkstatt von Plessa hatte sich bis zirka 2008 eine Art Kommune, das »Waldwerk Regenbogen«, eingerichtet. Zwischen fünf und fünfzehn Menschen lebten dort dauerhaft, manchmal stieg die Zahl auf dreißig Personen.

Bis 1990 war das Gelände Teil des industriellen Zentrums von Plessa. Mit der Wende sicherte sich ein Investor aus Bayern das Grundstück. Das Gebiet verwilderte. Heute liegt um den Hof herum ein großes Waldstück.

Die Kommunarden lebten weit weg von äußeren Einflüssen. Dennoch gab es zwischen ihnen und den Plessaern Kontakte. Da die Kinder in der Kommune unter spartanischen Bedingungen lebten, strickten einige Senioren Socken und andere warme Kleidungsstücke und brachten sie ihnen. Zudem wurde die Plessaer Bevölkerung hin und wieder zum Kennenlernen eingeladen.

Eine Zeit lang konnten wir einfach so vorbeischauen, Plessaer Jugendliche hielten sich dort auf. Ab einen bestimmten Zeitpunkt jedoch sollten Außenstehende ihre Besuche vorher anmelden.

Carola Meißner (Jahrgang 1960)

Zum Teil wohnten Studenten dort. Sie lebten sehr alternativ, hatten aber blitzeblaue Ansichten, was sie auf Gelände, alles machen wollten. Dabei war das Grundstück, als ehemaliger Standort eines Industriebetriebs, zum Teil durch Großgeräte kontaminiert. Hier befand sich eine alte Gleisanlage, der Schotter lag noch unter dem vermeintlich unberührten Waldboden. Öl und Schmiermittel der Züge waren im Laufe der Zeit in die Erde eingesickert. Dennoch wollten die Kommunarden Ökolandbau betreiben.

Gottfried Heinicke

Gemeinsam mit einem Redakteur der Lausitzer Rundschau durfte ich mir die Kommune einmal aus der Nähe anschauen. Drei, vier Stunden verbrachten wir in der ehemaligen Lehrwerkstatt: Ein Saxophonspieler spielte stundenlang auf seinem Instrument, die Kinder liefen in Holzpantoffeln und mit Stofffetzen an den Beinen herum. Ich dachte: »Was geht denn hier los?«

Die Leute schliefen auf Paletten, hatten Decken vor den Türen, erhitzten Wasser in einem Kochkessel. Das Wasser holten sie sich wer weiß woher, eine Leitung gab es nicht. Auch ein Stromanschluss war nicht vorhanden. Ein Holzhäuschen diente als provisorische Toilette. Auf dem Hof liefen ein Pferd und drei Ziegen frei herum.

Die Kommune bot Übernachtungen an – für Abenteurer. Einige Jahre ging das so. Nachdem die letzte unbeirrbare Bewohnerin das Gelände verlassen hatte, folgte: Verfall, Verfall, Verfall. Inzwischen richtete ein neuer Nutzer einen Airsoft-Parcours ein, der bis heute besteht.

Nominierte Geschichte

»Vereinsleben in Marga Unser Sprung von der Schippe«

Walter Karge (Jahrgang 1940)

Die Welt will sich beschäftigen! Wenn Menschen einen gewissen Grad an Wohlstand erreichen, wenn sie Freizeit haben und einen Ausgleich zum Arbeitsleben brauchen, finden sie sich in Vereinen zusammen. So nahm das Vereinsleben in der Lausitz Fahrt auf, als mit der Jahrhundertwende die Kohleindustrie in unsere Gegend kam.

Die ILSE Bergbau AG setzte sich von Beginn an dafür ein, dass ihre Arbeiter ein gutes Lebensumfeld vorfanden. Dafür errichtete sie die Gartenstadt Marga, welche repräsentativ für die fortschrittliche Entwicklung stand. Sportstätten wie der Fußballplatz entstanden, Gaststätten sowie Vereinshäuser reihten sich bald auch in Senftenberg aneinander. Die Menschen gingen raus! Tagsüber auf die Speedway-Sandbahn, auf der regelmäßig Motorsportrennen stattfanden, und nachts in die Kneipen. Ich nenne diese Zeit die Goldenen Zwanziger von Marga.

Peter Pohle (Jahrgang 1943)

Zu dieser Zeit spielte der Fußball schon eine entscheidende Rolle im Ort. Der Sportverein »Grube Marga« gründete sich am 19. Januar 1919. Aber auch die Feuerwehr, der Gesangsverein, das Rote Kreuz und der Spielmannszug wurden aktiv. Es gab eine Blaskapelle, den Kriegerverein und die Frauenhilfe.

Die Vereine waren wichtig für den Ort. Nach Kriegsende wurden sie rasch wieder aufgebaut und neue Vereinigungen kamen hinzu.

Regina Domann (Jahrgang 1939)

Mein Vater gehörte zu den Gründungsmitgliedern des Bergarbeiterchors, der sich schon 1911 zusammenschloss. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg trafen sich alle Männer, die etwas auf sich hielten, einmal wöchentlich im Klubhaus »Kaiserkrone« zur Probe. In der Hochzeit des Chors kamen über vierzig Sänger zusammen: vom Geschäftsmann bis zum Gärtner.

Auch meine zwei älteren Brüder Werner und Arno Riska sangen mit. Bei uns zu Hause stand der Chor an erster Stelle, erst danach kam die Familie. Ich wuchs mit ihm auf, begleitete meine Brüder und meinen Vater zu den Proben und Auftritten. Mitsingen durfte ich als Mädchen nicht. Es handelte sich um einen reinen Männerchor, einen der besten in der Umgebung. Bei Wettbewerben im ganzen Land gewann er Trophäen, um die sich mein Bruder Arno noch heute kümmert.

Die Mitgliedschaft im Chor wurde in vielen Familien über Generationen hinweg aufrecht erhalten. Mittlerweile fehlt jedoch der Nachwuchs. An Zuhörern mangelt es dem Bergarbeiterchor dagegen nicht. Beim Adventskonzert der Kirchengemeinde war das Gotteshaus rappelvoll. Da wurde mir, wie immer wenn ich den Bergarbeiterchor höre, ein bisschen wehmütig zumute.

Dörte Matthies (Jahrgang 1971)

Seit meinem zehnten Lebensjahr spielte ich im Fanfarenzug des BKK Senftenberg. Durch Werbung in der Schule wurde ich auf den Verein aufmerksam. Bald machte die halbe Klasse mit.
Wir reisten durch die ganze Republik, spielten bei großen Veranstaltungen, wie 1984 beim Jugendfestival in Berlin, und genossen die schöne Zeit.
Anfang der Neunzigerjahre gründete sich in Brieske der Verein »Birkchen«. Dort arbeitete ich bis 1997 als ABM-Kraft. Ich betreute die Arbeitsgemeinschaft Fanfaren, die als Außenstelle des Fanfarenzugs Großräschen aufgebaut wurde. Im Jahr 2004, nachdem es einige Unstimmigkeiten in der musikalischen Ausrichtung gab, stieg ich aus.
Was sollte ich jetzt mit meiner Freizeit anfangen? Freunde kamen auf mich zu und fragten: »Wollen wir nicht selber etwas auf die Beine stellen?«
Feuer und Flamme für diese Idee, dachte ich sogleich ans »Birkchen« und sprach Wolfgang Wache, meinen ehemaligen Vorgesetzten und Vorsitzenden des Vereins, an. Unter dem Dach des »Birkchens«, im Haus an der Straße der Jugend, wollten wir den neuen Fanfarenzug ansiedeln. Dort standen Räume zum Proben zur Verfügung. Schließlich ging alles ganz schnell und wir stampften die »Marga Fanfaren« aus dem Boden.
Dreizehn Spielleute kamen zusammen, acht davon konnten ein wenig spielen, der Rest arbeitete sich ein. Instrumente liehen uns Vereine aus der Umgebung. Schon Ende 2005 traten wir zum ersten Mal auf. Heute absolvieren wir etwa dreißig Auftritte im Jahr. Wir sind bei vielen regionalen Veranstaltungen dabei: beim Maibaumsetzen, dem Zapfenstreich im Amphitheater Senftenberg, beim Niederlausitzer Musikfest. Unsere junge Truppe ist bunt gemischt, der Jüngste ist sechs, das älteste Mitglied 46 Jahre alt.
Als Wolfgang Wache 2007 beschloss, das Haus aufzugeben, übernahmen Mario Roth und ich gemeinsam den Vorsitz des Vereins. Wir wollten das Gebäude für die gemeinschaftliche Nutzung erhalten.
Die Verwaltung des Hauses fällt nun zu großen Teilen auf mich zurück. Die Aufgabe versuche ich ehrenamtlich neben meinem Beruf zu bewältigen. Sauber machen, Reparaturen ausführen, Termine organisieren: Wenn ich mir damit die Abende um die Ohren schlage, möchte ich zuweilen alles hinschmeißen. Was mich wieder aufbaut, sind die Proben und Auftritte mit den »Marga Fanfaren« sowie der Umgang mit den Kindern und Jugendlichen. Sie halten mir vor Augen, warum ich diese Arbeit gern tue.
Das »Birkchen« zu erhalten, wird allerdings immer schwieriger. Die einzige bezahlte Stelle wurde gestrichen. Das Jugendamt übernahm die Finanzierung nicht mehr, da wir das Gebäude der Stadt zurückgeben wollten. Pläne dazu bestehen. Die Stadt hatte die Idee, das Gebäude des »Birkchens« als Bürgerhaus zu nutzen. Passiert ist lange Zeit nichts. Als wir Ende 2014 signalisierten, dass wir ohne finanzielle Unterstützung Insolvenz anmelden müssen, übernahm die

Stadt Senftenberg die Betriebskosten. So konnten wir eine Zahlungsunfähigkeit abwenden. Die Frage nach der Nutzung als Bürgerhaus bleibt weiterhin offen.

Maria Lehmann (Jahrgang 1945)

Auch mein Keramikzirkel ist im »Birkchen« angesiedelt. Die Uneinigkeiten mit der Stadt bekomme ich hautnah mit. Eigentlich müsste das Haus gründlich renoviert werden. Dafür ist jedoch kein Geld vorhanden. So sammeln wir selbst Spenden, um unsere Räumlichkeiten ein wenig gemütlicher zu gestalten. Der Bürgermeister versprach uns einen tollen Umbau, nun fangen wir schon einmal alleine an.
Dass es den Keramikzirkel gibt, verdanken wir Gerhard Rückert. Im Fernstudium an der Dresdner Kunsthochschule hatte er das Töpfern gelernt. 1964 baute er im Klubhaus »Kaiserkrone« den Zirkel auf. Er brachte mir die ersten Töpferhandgriffe bei. In Hohenleipisch ließ ich mich im Töpferhandwerk weiterbilden. Das Kreiskulturkabinett bezahlte die Ausbildung.
Zum Brennen der Tonfiguren und Reliefs stand uns in Marga zu Beginn lediglich ein kleiner Muffelofen zur Verfügung. In ihm wurden ursprünglich Zahnprothesen gebrannt. Entsprechend klein war die Öffnung, durch die wir unsere Stücke in den Ofen stellten.
Auch beim Ton improvisierten wir. Zu DDR-Zeiten gab es das Töpfermaterial kaum im Laden zu kaufen. So besorgten wir es uns direkt von der Halde in Lichterfelde oder Großräschen. Mit Spaten und Eimer zogen wir los. Um das Rohmaterial verarbeiten zu können, schlemmten wir es ein, wir stampften und schlugen es.
Der Zirkel entwickelte sich. Unsere Arbeiten wurden immer besser. Schließlich erhielten wir sogar Aufträge für die »Messe der Meister von Morgen«. Besonders stolz waren wir auf unseren großen Bergmanns-Leuchter, der dort ausgestellt wurde. Ein Junge aus dem Kinderzirkel erhielt eine besondere Ehrung: Für einen Hahnübertopf zeichnete ihn der Außenminister der SU höchstpersönlich aus. So töpferten wir nicht nur zum Vergnügen!
1970 übernahm ich die Leitung des Zirkels und führte bis zur Wende Kinder- und Erwachsenenkurse durch. Besonders viel Spaß machte die Arbeit mit den Kindern. Mit der Wiedervereinigung blieben sie dem Zirkel fern, da ihre Eltern von da an für Mitgliedsbeiträge und Materialkosten hätten aufkommen müssen.
Dennoch besteht der Keramikzirkel bis heute – wenn auch fast ausschließlich aus Erwachsenen. An jedem Montag treffen wir uns im »Birkchen« und töpfern auch heute nicht nur zum Spaß. Unsere Handwerkskunst verkaufen wir auf Weihnachtsmärkten und Stadtfesten. Den Erlös investieren wir in Töpfermaterialien und die Renovierung unserer Räume im »Birkchen«.
Mit meinen siebzig Jahren wird mir die Arbeit im Zirkel allerdings langsam zu viel. Dieses Jahr werde ich kürzer treten.

Peter Pohle

Wir bleiben leider nicht ewig jung. Das musste ich erst lernen. Im Alter von fünfunddreißig Jahren begann ich mit dem Laufen. 1980 fing ich bei der Betriebssportgemeinschaft (BSG) Schipkau mit der Leichtathletik an und nahm lange Zeit an Marathonläufen teil. Vor zwölf Jahren machten meine Beine nicht mehr mit und ich hing den Sport an den Nagel.

Allerdings sorgte ich früh für Nachwuchs. Als ehemaliger Bezirksmeister meiner Altersklasse gelang es mir, meine zwei Töchter für den Sport zu begeistern. Sie entschieden sich für die Leichtathletik und gingen auf die Kinder- und Jugendsportschule Cottbus. Meine ältere Tochter Ines startete für den SC Cottbus und trainierte sogar mit Kerstin Hoffmeister, einer großen Nummer im Laufen. Ines nahm an Wettkämpfen in der Sowjetunion und in Polen teil. Ein Unfall setzte ihrer Karriere im Leistungssport abrupt ein Ende.
Dennoch kümmerte sich die Sportschule weiterhin gut um sie, setzte sich für sie ein und ermöglichte ihr, in Dresden Medizin zu studieren. Heute hat sie eine eigene Praxis in Berlin.
Meiner jüngeren Tochter Jana erging es ähnlich. Auch sie besuchte die Sportschule, konnte ihre Laufbahn nach einem Zeckenbiss jedoch nicht fortsetzen. Die Schule ermöglichte ihr die Ausbildung zur Krankenschwester. Inzwischen arbeitet sie seit 22 Jahren auf der Intensivstation.
Die Betreuung in der Sportschule war beachtlich, die Schülerinnen und Schüler bekamen gutes Essen, tolle Trainingsbedingungen und konnten reisen. Dafür mussten sie jedoch viel leisten. Wenn die Ergebnisse nicht stimmten und der Wettkampf schief lief, gab es Ärger mit den Trainern: »Was macht ihr den ganzen Tag lang! Was trainiert ihr? Wir stecken alles in euch rein und dann?« Auch die schulischen Erfolge spielten eine wichtige Rolle: Passten die Noten nicht, musste der Schüler mit dem Sport aufhören.

Walter Karge

Der Einfluss der ILSE AG hatte dazu geführt, dass Senftenberg wirtschaftlich und sportlich lange Zeit im Schatten Brieskes stand. Die ILSE stellte eine Macht dar. Die DDR knüpfte an die Idee, den Sport durch die Betriebe zu fördern, an. Mit der Bildung des BKK Senftenberg wurden die Sportvereine beider Orte zusammengeführt. Über 3500 Mitglieder zählte der neue Verein. In meiner aktiven Zeit als Boxer beim SC Aktivist Brieske-Senftenberg erhielt ich das Privileg, um zwölf Uhr den Arbeitsplatz verlassen zu dürfen, da um fünfzehn Uhr das Training begann. Natürlich gab es Ausnahmen. Wenn der Meister sagte: »Pass auf Sportler, jetzt haben wir Großreparatur!«, musste ich am Platz bleiben.
Zu Beginn der Sechzigerjahre regte sich Unmut in Brieske und Senftenberg. Die Politik fasste den Beschluss, den Leistungssport in den Bezirksstädten anzusiedeln. Die besten Athleten gingen daraufhin zum SC Cottbus. Unsere Region verlor ihre sportlichen Leistungsträger.
Die organisierte Nachwuchsförderung in der DDR trug ebenfalls dazu bei, dass Brieske an Bedeutung für den Sport verlor. Systematisch wurde in den Sportgemeinschaften nach Talenten gesucht. Kreissportlehrer besuchten sie im Auftrag des deutschen Turn- und Sportbundes, vermaßen die Kinder und prüften, für welche Disziplin sie sich eigneten. Ihre anschließende Ausbildung absolvierten sie an der Kinder- und Jugendsportschule in Cottbus.

Peter Gallasch (Jahrgang 1950)

Das BKK förderte die Vereine. In der Regel wurden Betriebs- und Sachkosten übernommen: Strom, Wasser, Wärme und Miete für das Betriebskulturhaus »Kaiserkrone«. Mit der Privatisierung des BKK endete diese Unterstützung 1990 schlagartig.
Der Gemeinde Brieske wurden alle Gebäude und Sportstätten, die für die Wirtschaftsbetriebe nicht notwendig waren, kostenlos übertragen. Darunter befand sich die »Kaiserkrone«, ein denkmalgeschütztes, sanierungsbedürftiges Gebäude mit fünftausend Quadratmetern Fläche.
Die meisten Briesker Vereine hatten in diesem Haus ihr Domizil. Deshalb war der Erhalt politisch erklärtes Ziel. Allein die Betriebskosten zwangen die Gemeindevertretung umzudenken. Die Heizungsanlage – aus dem Jahr 1911 – verschlang in den Wintermonaten 1990 knapp sechstausend D-Mark. Deshalb

wurde das Gebäude bis auf die Gaststättenräume, für die eine Pächterin gefunden werden konnte, von allen Versorgungsleistungen getrennt.
Für die Vereine versuchten wir rasch, räumliche Alternativen bereitzustellen. Der Bergarbeiterchor kam zeitweilig in der Schule unter, später im Hotel »Marga«. Andere Gruppen vermittelten wir an das »Birkchen«. Trotzdem beklagten viele Vereinsmitglieder den Umzug aus der »Kaiserkrone« als Verlust für ihre Vereinskultur. Eine Alternative zu diesem radikalen Schritt gab es zum damaligen Zeitpunkt jedoch nicht.
Dank der großzügigen finanziellen Unterstützung des Landes Brandenburg und der Agentur für Arbeit konnten wir die gesamte Gebäudehülle denkmalgerecht für zwei Millionen D-Mark sanieren. Über eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM) fanden fünfzehn Männer und Frauen Arbeit. Ein Jahr lang entkernten sie das Gebäude von Grund auf und schufen damit beste Voraussetzungen für eine spätere Nachnutzung. Heute ist die »Kaiserkrone« privatisiert. Ein Glücksfall für das denkmalgeschützte Gebäude. Denn die Gemeinde wäre kaum in der Lage gewesen, das Innenleben für weitere Millionen D-Mark auf den neuesten Stand zu bringen.

Als Bürgermeister bereitete mir in der Wendezeit auch die Zukunft unseres Fußballvereins Aktivist Brieske-Senftenberg schlaflose Nächte. Er hatte das überregionale Aushängeschild der Gemeinde gebildet. Die erste Männermannschaft spielte in der Oberliga, alle Spielklassen bis hinunter zur E-Jugend wurden betreut. Der Verein zählte über fünfhundert Mitglieder.
Als das BKK als Hauptsponsor wegbrach, saß die Gemeinde auf den Kosten. Die Ausgaben konnten wir gegenüber den anderen Vereinen nicht vertreten. Obwohl ein Umdenken einsetzte und die Vereine begannen, sich selbst um ihre Finanzierung zu bemühen, wandten sich viele von ihnen an mich. So baten mich die Fußballer, bei der Sponsorensuche behilflich zu sein: »Geh doch mal zum Chef der LAUBAG und versuche, unsere Trikotwerbung zu verkaufen!«
In seinem Büro angekommen, erklärte ich mein Anliegen. »Herr Gallasch, schauen Sie«, sagte er und zeigte auf die Bezirkskarte. »Das ist alles unser Revier. Wie soll ich da jeden Verein unterstützen?«
Egal ob Sponsorensuche, Trikotwerbung oder neue Ausrüstung, es deprimierte, das nötige Geld einzusammeln, denn die meisten Betriebe und Gewerbetreibenden kämpften ums eigene Überleben. Wir packten es dennoch. Die Vereinsführung hatte dabei einen nicht unbedeutenden Anteil.

Walter Karge

Mit der Wende mussten sich die Vereine finanziell neu orientieren. Der Sport stürzte ins Niemandsland.

Der Neuanfang führte dazu, dass die BSG Aktivist Brieske-Senftenberg in viele einzelne Vereine zerfiel. Von 2004 bis 2015 leitete ich den SV Senftenberg, einen Nachfolgeverein der BSG. Momentan zählen wir um die 450 Mitglieder, die sich aus Keglern, Boxern, Radfahrern und Gymnastikgruppen zusammensetzen. Über die Bewirtung in der Sportlergaststätte versuchten wir ein wenig Geld zu erwirtschaften. Personell schafften wir es durch den Einsatz von ABM-Kräften und Teilnehmern des Bundesfreiwilligendienstes, die Pflege der Anlagen zu gewährleisten. Die Stadt unterstützt uns wo sie kann, stellt uns preisgünstig Räume zur Verfügung, am Ende aber finanzieren die Mitglieder ihren Verein selbst.
Auch wenn bis heute neue Sparten wie der Gesundheits- oder der Wassersport dazu gekommen sind, wird es immer schwieriger Nachwuchs zu finden. Die Kinder wollen sich nicht mehr schinden. Sie bleiben zu Hause und spielen Computer. Zum Glück trifft das nicht auf die Mehrheit zu.
Wir schimpfen über die jungen Leute. Aber wenn ich bei Wettkämpfen und im Training sehe, was sie alles leisten, merke ich: Der größte Teil ist völlig in Ordnung. Das macht mir Hoffnung, dass es für den Sport und das Vereinsleben in Marga auch in Zukunft weitergehen wird.

Margaritta Knobloch

»So kam die Kultur wieder nach Marga«

Jahrgang 1946

Eine Biografie wie die meine wird es in Zukunft nur noch selten geben. Ich verbrachte mein ganzes Leben in Brieske, bin dort geboren, in den Kindergarten und zur Schule gegangen. Hier lernte ich in der Markscheiderei des Braunkohlenwerkes »Franz Mehring« den Beruf des Bergvermessers. Nach meiner Lehre arbeitete ich in der Haupttechnologie als Vermessungszeichner. Später qualifizierte ich mich in einem zweijährigen Abendstudium zum Teilkonstrukteur und blieb bis zu meinem Ruhestand für dasselbe Unternehmen tätig.

Dennoch verlief mein Leben nicht so geradlinig, wie es auf den ersten Blick scheint. Vor allem die Wende stellte mich vor neue Herausforderungen: Nach und nach wurden der Tagebau Meuro, die Brikettfabriken und Kraftwerke geschlossen, das Braunkohlenwerk gehörte nun zur LAUBAG. Ich musste mich zwischen der Arbeitslosigkeit und einem niedrig qualifizierten Job entscheiden. Dem Betriebsrat verdanke ich es, dass meine Wahl auf letzteres fiel. Fortan erfasste ich die technischen Unterlagen des BKK Senftenberg, arbeitete sie auf und archivierte sie. Diese Tätigkeit hatte ich nie gelernt, aber ich traute mir die Aufgabe zu. So blieb ich bis zu meiner Ruhephase der Altersteilzeit im Jahr 2005 dabei.

Mit der Pension kam der Traditionsverein Braunkohle Senftenberg auf mich zu und sagte: »Du hast doch die Unterlagen des BKK bearbeitet. Wir würden die gerne haben, und dich am besten gleich mit!« Ich freute mich, etwas für meinen Heimatort tun zu können und wurde Mitglied. Der Trubel, den mir meine aktive Mitarbeit in der Gemeinde bescherte, gefiel mir.

Auch die Gründung des Festkomitees, welches das alte Kulturhaus wieder zum Leben erwecken sollte, kam mir gelegen. Im Mai 2005 rief der ehemalige Wirtschaftsprofessor Erik von Grawert-May dazu auf, Ideen zur provisorischen Nutzung des Saales der Kaiserkrone zu entwickeln. Dies war die Geburtsstunde des Festkomitees zur Rettung des Saals der Kaiserkrone. Wir machten es uns zur Aufgabe, mit wenigen Mitteln die Kultur wieder da hin zu bringen, wo sie einmal gewesen ist. Unsere erste Veranstaltung, ein Tanzfest, fand am 27. August 2005 statt. Darauf folgten Weihnachtsmärkte, Kindertagsfeiern, Ausstellungen und Konzerte. Die Akustik des Saals ist sagenhaft und mit Musikern wie Mayer's Clan, Keimzeit und dem Bergmanns-Chor erlebten wir wunderbare Abende. Leider wurde das Haus vor ein paar Jahren verkauft und uns blieb nichts anderes übrig, als das Festkomitee aufzulösen. Dennoch kann ich heute mit Stolz sagen: Wir haben wieder ein bisschen Kultur nach Marga gebracht.

Manfred Liehn

»Landwirtschaft – Bergbau – Tourismus: Der Dreiklang von Geierswalde«

Jahrgang 1950

Vor einhundert Jahren lebten die Menschen in Geierswalde von der Landwirtschaft. Handwerker gab es kaum. Das Dorf war im Vergleich zu heute bitterarm. Die Bauern führten ein hartes Leben von ihrem kargen Boden.

Dass der Bergbau Wohlstand in die Region bringen würde, wussten auch die Bauern. So beschwerten sie sich nicht, als ihr Ackerland Anfang der Fünfzigerjahre den Kohlegruben weichen musste.

Die Bauern, die nicht in der LPG tätig waren, fanden Arbeit in den Tagebaugruben oder den Brikettfabriken und lebten dadurch besser als zuvor. Ganz gaben die meisten von ihnen die Landwirtschaft jedoch nicht auf. Sie bauten weiterhin Obst und Gemüse für den eigenen Bedarf an und hielten Vieh.

Obwohl mein Vater bis zu seiner Rente in der LPG arbeitete und auch ich dort meine Lehre hätte machen können, gab es für mich von Anfang an nur den Tagebau. Mit fünfzehn Jahren begann ich eine Lehre zum Maschinisten für Tagebaugeräte im Nachbarort Laubusch. Ich schloss sie 1968 ab und arbeitete fast vierzig Jahre lang im Bergbau – zuerst im Tagebau Scado, da, wo heute der Partwitzer See liegt, und später in Welzow.

Ich bediente die verschiedenen Hilfsgeräte. Wenige Menschen wissen, dass in einem Tagebau viel mehr Maschinen arbeiten als die monumentalen Schaufelradbagger und Förderbrücken. Es werden unzählige Zusatzgeräte – kleinere Bagger, Kräne, Planierraupen und Radlader – gebraucht, um Abraum zu beseitigen oder die Erde zu ebnen, nachdem die Kohle herausgeholt wurde. Ohne diese Geräte läuft kein Tagebau.

Eine große Förderbrücke wandert in der Woche um acht Meter voran. Ehe sie Kohle fördert, baggert sie die darüber liegenden Bodenschichten ab. Hinter ihr, da, wo sie den Boden abwirft, entsteht eine Rippe, eine Art Sandhügelkette. Es ärgert mich, dass diese Rippe immer dann gezeigt wird, wenn im Fernsehen oder den Zeitungen über den Tagebau berichtet wird. Um den Protest zu rechtfertigen, wirkt diese Sandwüste wie ein starkes Symbol – ein Symbol dafür, was der Tagebau aus der Landschaft macht. Sie ist es aber nicht, die nach der Auskohlung übrig bleibt.

Schon während die Förderbrücke voran wandert, wird das Gelände mit Hilfe von kleinen Baggern erneut verkippt, es wird geebnet, verdichtet und wieder verkippt. Die wenigen Rippen, die übrig bleiben, liegen nach der Flutung des Tagebaurestlochs unter Wasser und sind nicht mehr zu sehen. Das um den neu entstandenen See liegende Land wird ebenfalls wieder nutzbar gemacht. Es

wird mit gutem Mutterboden verfüllt, auf dem die Landwirtschaft oftmals bessere Erträge einfahren kann als auf dem alten Sandboden. Die Landwirte sind froh darüber, solche fruchtbaren Flächen zu besitzen.
1975 war die Grube vor Geierswalde ausgekohlt. Der Tagebau wanderte weiter – und mit ihm die Arbeiter. Entlassen wurde niemand, die Fachkräfte zogen ihrem Arbeitsplatz hinterher. Die neu erschlossenen Vorkommen lagen in Welzow, Nochten und Weißwasser. Ich wurde nach Welzow versetzt – ein Glück, denn so musste ich täglich nur 25 Kilometer pendeln. Busse brachten uns Bergleute zu den Gruben. Um sechs begann die Schicht. Für diejenigen, die weiter weg wohnten, bedeutete das, um halb vier aufzustehen, denn schon um vier fuhr der Bus.
Als ich mit sechzig Jahren in Rente ging, setzte ich endlich einen Plan um, den ich mir schon 1975 gemacht hatte, als die Flutung des Tagebaus Scado begann. Für mich stand fest: Die Zukunft des Ortes liegt im Tourismus. Seit wir 1995 unsere letzte Kuh abgeschafft hatten, weil meine Eltern inzwischen zu alt waren, um den Hof zu bewirtschaften, stand der Stall leer. Ich wollte ihn zu einer Ferienwohnung umbauen, und zwar zu einer Ferienwohnung, die für Menschen geeignet wäre, die im Rollstuhl sitzen oder anderweitig gehandicapt sind. Die Idee dazu kam mir in unserem Garten. Wenn ich dort saß, sah ich immer öfter Menschen auf dem Radweg vorbeifahren – im Rollstuhl. Sie können sich durch dieses Hilfsmittel selbst bewegen, sind fit und erkunden so die Gegend rund um den See. Was jedoch zumeist fehlt, sind behindertengerechte Ferienwohnungen, in denen sie barrierefrei unterkommen können.
Was noch 1975 eine bloße Idee gewesen war, nahm 2011 endlich Gestalt an. Wir bauten den Kuhstall um und begrüßten 2012 unseren ersten Gast, ein Mädchen aus Frankreich, das Deutsch studierte und ein Praktikum in Hoyerswerda machte. Sie litt an einer Muskelkrankheit. Im Alter von 23 Jahren wog sie gerade einmal 35 Kilo. Mit ihren Fingern konnte sie die Tastatur am Rollstuhl bedienen; selbst ein Glas zu halten, war für sie äußerst schwer.
Der Tourismusverband hatte uns die junge Frau vermittelt, denn in Hoyerswerda fand sie keine Unterkunft, die ihren Bedürfnissen entsprach. Betreut wurde sie von einer Pflegerin, die ebenfalls aus Frankreich stammte und mit der Betreuung einen anstrengenden 24-Stunden-Job verrichtete. Nach vier Wochen kam eine neue, wurde in ihre Aufgaben eingewiesen und übernahm die Pflege. Regelrecht ausgemergelt war die erste, als sie uns verließ.
Aber sie alle, sowohl unsere Studentin als auch ihre Pflegerinnen, fühlten sich bei uns wohl. Wir freuten uns darüber, dass es ihnen so gut gefiel. Drei Monate dauerte das Praktikum unseres französischen Gastes. Ihre Aufgabe bestand darin, Akten und Schriftstücke des Kriegsgefangenenlagers »Elsterhorst«, das sich während des Zweiten Weltkriegs in der Nähe von Hoyerswerda befunden hatte, zu übersetzen. Danach reiste sie ab. Ein paar Wochen später erhielten wir ein großes Paket aus Frankreich. Als Dankeschön schickte sie uns Wein aus ihrer Heimat.

Nominierte Geschichte

Klaus Nasdal

»Wir sind noch alle hier«

Jahrgang 1954

Ich wurde 1954 in Sedlitz geboren, wie schon meine Eltern, Großeltern und Urgroßeltern vor mir.
Meine Urgroßeltern bauten und erweiterten unser Haus am Rande des Dorfes über die Jahre so, dass wir alle gemeinsam dort wohnen konnten. Auch heute leben vier Generationen unter unserem Dach: meine Mutter, meine Frau und ich, unsere Tochter und unser Sohn mit ihren Kindern. Nur eine Enkeltochter begann in Cottbus ihre Lehre und zog mit ihrem Freund dort hin. Alle anderen sind noch immer hier.
Ich verbrachte meine komplette Kindheit in Sedlitz, spielte sogar im Tagebau. Die Böschung hinter unserem Haus ging bis hinunter zum Kohleflöz. Im Sommer erlebte ich dort richtige Abenteuer und später, als die Grube ausgekohlt war und das Grundwasser stieg, lief ich im Winter sogar Schlittschuh.
Nach der Grundschule besuchte ich die Oberschule in Senftenberg, danach ging es zur Armee. In Freiberg studierte ich Maschinen- und Energietechnik und fand eine Arbeit in der Brikettfabrik in Brieske.
Mit der Wende 1990 wurde ich nicht mehr gebraucht. Alle die überflüssig waren, mussten den Betrieb verlassen. Ganze Abteilungen wurden geschlossen, andere durften niemanden mehr übernehmen. Ich suchte Hilfe beim Arbeitsamt. Dort sagte man mir: »Sehen Sie zu, dass sie sich irgendwie selbstständig machen. Wenn es nicht klappt, dann kommen Sie wieder her. Aber wir haben erst einmal keine Arbeit für Sie.«
Zunächst bewarb ich mich bei der Brikettfabrik »Sonne« in Freienhufen. Aber da hieß es: »Generelles Einstellungsverbot!«, weil die Fabrik nach 1989 die technologischen Bedingungen der neuen Marktwirtschaft nicht erfüllte. 1997 schloss die »Sonne«.
Also landete ich zu Hause und befolgte den Rat des Arbeitsamtes: Ich machte mich selbstständig und gründete eine Kfz-Werkstatt. Vor zehn Jahren übernahm mein Sohn die Geschäfte und ich wurde Kneiper.
Das kam so: Im Jahr 1992 benötigten wir Getränke für unser Dorffest. Diese zu beschaffen war in den ersten Jahren nach der Wende nicht so einfach. Glücklicherweise kannten wir jemanden aus den alten Bundesländern, der uns belieferte. Er packte einen großen LKW mit Bier, Brause und Saft voll und brachte ihn zu unserem Dorffest. Das, was übrig blieb, lagerten wir in unserer Reihengarage ein.
An den folgenden Abenden machten Mutter und ich das Garagentor auf und verkauften die Getränke. Beim ersten Mal nahmen wir 74 D-Mark ein. Aber es

steigerte sich. Wir kauften einen Laden dazu und vergrößerten uns. Das Geschäft lief sehr gut. Im Jahr 2000 kauften wir einen noch größeren Laden. Der alte wurde zur Kneipe umfunktioniert. Meine Schwägerin führte sie gemeinsam mit ihrer Tochter, bis sie aus gesundheitlichen Gründen aufgeben musste. Ich übernahm das »Colorado 2005« und bewirtschafte es seither mit meiner Familie. Die Kneipe ist ein zentraler Ort für unser Dorf, denn dort kommen wir zu besonderen – traurigen und freudigen – Anlässen zusammen.
Im selben Jahr übergaben wir den Getränkeladen an Steffen Phillip. Nachdem meine Mutter noch mit 74 die Kundschaft gut bediente und die Getränke verkaufte, wurde es ihr zu viel. Jetzt ist sie Rentnerin, was nicht bedeutet, dass sie sich langweilt. Sie wäscht noch immer unsere Wäsche und bereitet das Mittagessen zu. Die Alternative, allein in einem Mietshaus zu wohnen, wäre nichts für sie. Mit uns um sich herum ist sie nicht so einsam, wie es viele andere ältere Menschen heutzutage sind. Das schöne Gefühl, gebraucht zu werden, lässt sie zeitweise sogar ihre Krankheiten vergessen. Beim Arzt klagt sie über ihre Leiden, zu Hause tut sie das nie.
Ich freue mich, dass wir alle so nah beieinander geblieben sind. Wenn ich heute meine Enkelkinder in Sedlitz spielen sehe, erinnere ich mich daran, wie ich selbst als Kind die steile Böschung hinunter lief, Burgen aus Sand oder Verstecke aus Schilfrohr baute und jede Menge Unsinn anstellte.

»Der singende, klingende See«

Klaus Nasdal (Jahrgang 1954)
Die lustigste Gesellschaft in Sedlitz erlebte ich, als wir mit Jürg Montalta, einem schweizer Künstler, für die Abschlussveranstaltung der IBA probten. Am 18. September 2010 sollte eine große Lichter- und Klangkette mit dreitausend Menschen entlang des Sedlitzer Sees entstehen. Wir Bürger wurden eingeladen, uns zu beteiligen.
So kamen wir ins Bürgerhaus und wurden aufgefordert, draußen auf der Wiese einen Kreis zu bilden. Wir dachten: »Alles gut und schön.«
Aber dann sollten wir uns gegenseitig zuklatschen! Von einem Nachbarn zum Nächsten. So wurde der Ton weitergegeben. Die Leute auf der Straße guckten uns mit großen augen an.

Wolfgang Kaiser (Jahrgang 1936)
Fast zehn Jahre hatte der Künstler an seinem Konzept gearbeitet. Die IBA bildete eine kleine Arbeitsgruppe, damit es realisiert werden konnte.

Klaus Nasdal
Das Ganze wurde noch erweitert. Wir sollten alle in den Himmel blicken und sagen, was wir sahen. Ich dachte bei mir: »Mein lieber Mann! Wo bist du hier rein geraten?«
Aber Künstler sind Künstler! Die sind anders.

Steffen Philipp (Jahrgang 1966)
Da gebe ich dir völlig Recht. Ich weiß noch, wie Herr Montalta mit seiner Stimmgabel vor uns stand: Ding! Er machte so lange weiter, bis Ruhe war. Wir wussten nicht, wie uns geschah.
Dennoch faszinierten uns seine Ideen. Noch heute bewundere ich seine Arbeit. Es war eine intensive Zeit.

Wolfgang Kaiser

Ich war damals am Ende meiner Kräfte. In der Woche ging es mindestens zweimal zur IBA nach Großräschen – zum gemeinsamen Singen und Klatschen!
Dazu bekam unsere Sedlitzer Arbeitsgruppe eine weitere Aufgabe: Jürg Montalta wollte wissen, wie lang die Strecke bis zum Aussichtsturm »Rostiger Nagel« ist. Überall dort sollten bei der großen Festveranstaltung zum Abschluss Menschen stehen.
Also fuhren wir mit dem Fahrrad und einem exakten Kilometerzähler los. Alle hundert Meter sowie bei jedem Kilometer machten wir einen Strich auf dem Asphalt des Seerundweges. Alles mussten wir ganz genau vermessen. Das war verrückt!

Klaus Nasdal

Allerdings entwickelte sich das gesamte Projekt zu etwas Wunderbarem. Montaltas Vision der Lichterkette um den gesamten See sowie die Klanginstallation mit uns als klatschende Klangüberträger – das alles wurde Wirklichkeit. Was uns beim Üben so albern vorgekommen war, bildete ein gelungenes Gesamtkunstwerk.
Die Menschen waren begeistert. Der See bekam eine besondere Atmosphäre. Wunderschön! Noch Kilometer weit weg konnten sie die Lichter sehen. Die Presse schrieb von viertausend Gästen.

Steffen Philipp

An dem Tag gingen wir jedoch ein hohes unternehmerisches Risiko ein, unser Gewerbe hätte sterben können. Es hieß, dass zwischen vier- und achttausend Menschen kommen würden. Wir sollten die Versorgung übernehmen. Ich kümmerte mich um die Getränke, bestellte einen vollbeladenen Lkw mit fünfzig Fässern Bier. Tausende Bratwürste warteten auf den Verzehr. Alles war vorbereitet.
Als die Veranstaltung endete und die Lichter ausgingen, standen plötzlich Busse da, um die Menschen nach Großräschen zu fahren – denn dort fand die Abschlussveranstaltung, das Feuerwerk, statt. So blieben wir mit Bier und Wurst allein.
Gerade einmal fünfzehn IBA-Leute harrten aus. Der Künstler selbst trank während des gesamten Events nur zwei Tassen Tee!
Das Essen froren wir anschließend ein, die Getränke konnten wir unter großem Verlust an den Großhändler zurückgeben.

Wolfgang Kaiser

Eins sag ich euch, das ist nicht bös gemeint, aber solche Künstler müssen ein bisschen bekloppt sein, um ihre Arbeit zu machen. Sie haben Ideen, auf die normale Menschen nicht kommen. Aber gerade damit begeistern sie die Massen – das durften wir selbst erleben.

Nominierte Geschichte

»Das Flüchtlingsheim in Sedlitz«

Wolfgang Kaiser (Jahrgang 1936)
Gleich nach der Wende wurde unser ehemaliges Lehrlingswohnheim zum Asylbewerberheim. Zuerst kamen die Rumänen, die Roma und Sinti.
Mit ihnen gab es Ärger. Alle Autos, die greifbar waren, wurden geklaut. Sie nahmen alles mit, was sie brauchten oder nicht brauchten. Es ging sogar so weit, dass einer von ihnen mit einer Axt auf die Polizei losging – als diese eine Razzia im Heim durchführte, um nach Diebesgut zu suchen.

Monika Blum (Jahrgang 1958)
Wenn die rumänischen Mütter ihre Sprösslinge bei uns im Kindergarten abholten, rannten wir ihnen oft hinterher: Sie nahmen mit, was nicht niet- und nagelfest war. Jacken, Schuhe, Spielzeug fanden wir in ihren Taschen. Wenn wir nicht aufpassten, kamen unsere Kinder angerannt und weinten: »Wo sind meine Schuhe?« »Weg!«

Steffen Philipp (Jahrgang 1956)
Was in dieser Zeit geschah, dürfen wir nicht verharmlosen. Es herrschte wahrhaftig Gesetzlosigkeit.
Ich wohnte im Haus neben dem Asylbewerberheim. Dort befand sich eine Kleiderkammer, in der sich die Rumänen ihre Kleidung besorgen konnten. Nachts war der Raum verschlossen. Einige Jungs meinten jedoch, sich auch am Abend dort bedienen zu dürfen. Mein Nachbar Achim, der in der Wohnung über mir lebte, beobachtete das Geschehen. Er war Jäger und besaß eine Schrotflinte. Unvermittelt gab er einen Schuss ab – in die Kastanie, die genau vor der Eingangstür zur Kleiderkammer stand.

Ich flog beinahe aus meinem Bett. Mitten in der Dunkelheit ein Schuss, eine Etage über mir! Ich schaute aus dem Fenster, hörte die Holzsplitter runterrieseln. Achim lachte und sagte: »Steffen, haste das gesehen?«
Die Rumänen rannten, ohne den Boden zu berühren. Ich selbst konnte bis zum Morgen nicht wieder einschlafen, so sehr pochte mein Herz.
Am nächsten Tag kam Sedlitz ins Fernsehen. Wir wurden zu einem Interview gebeten. Es hieß: »Hier ist ein Schuss gefallen?«
Mein Nachbar hielt das Gewehr in der Hand und sagte in die laufende Kamera: »Das ist ein Jagdgewehr und ich hoffe und wünsche, dass ich dieses Gewehr nicht zu meinem Eigenschutz einsetzen muss.«
Die Szene lief am Abend in den RTL-Nachrichten.
Im Nachhinein lachten wir über die Aktion. Schließlich hatte Achim nicht auf die Menschen gezielt, sondern nur in den Baum. Er wollte Bewegung in die Sache bringen. Und das gelang: Der brandenburgische Innenminister Alwin Ziel

kündigte sich zu einer Aussprache an. Er wollte sich mit der Ortsvorsteherin, Heidi Lehmann, treffen, um die Lage zu besprechen – allerdings ohne uns, die Bevölkerung.
Frau Lehmann gab uns jedoch den Tipp, ins Bürgerhaus zu kommen. Unsere gesamte Hausgemeinschaft marschierte hin und bekam die Gelegenheit, dem Herrn Innenminister die Meinung zu sagen.
So lief es in der Anfangszeit. Es war chaotisch. Kriminell hoch zehn. Wir fühlten uns im eigenen Dorf nicht mehr sicher.

Wolfgang Kaiser

Schließlich mussten die Rumänen Sedlitz verlassen. Die Situation war nicht mehr beherrschbar.
Im Anschluss wurde das Lehrlingswohnheim zum Aussiedlerheim umgewidmet. Russlanddeutsche zogen ein, einige von ihnen wurden in Wohnungen der Werkssiedlung untergebracht.
Ich fragte mich, was wir für sie tun konnten. Wir hatten keine Probleme damit, die Bewohner zu unterstützen. Wichtig war, sie mit Brennstoff zu versorgen, denn in den Wohnungen standen noch die alten Kohleöfen. Ich schrieb an die LAUBAG und bat darum, für die Aussiedlerfamilien Braunkohlenbriketts bereitzustellen. Und tatsächlich: Pro Familie stellte das Braunkohleunternehmen sechzig Tonnen Briketts bereit. Auch das gab es.
Als die Aussiedler im Heim wohnten, ging ich oft dorthin. Es wurde gekocht und diskutiert, wir unterhielten uns über dies und das.
Eine Begegnung vergesse ich nie: Im Heim wohnte eine sechzig Jahre alte Dame mit ihren beiden vierzigjährigen Söhnen. Es war schwierig, mit ihnen zu reden. Sie hegten sehr eigene Auffassungen, diese Russlanddeutschen! Da hieß es: »Also Herr Kaiser, eins sagen wir Ihnen: Jetzt kommen wir! Wir sind die Ers-

ten und andere werden nachkommen. Wir sind eigentlich Deutsche und wir wollen eine vernünftige Rente haben. Wir haben alle gearbeitet, in der Steinkohle und in der Braunkohle. Die Türken müssen jetzt raus. Die haben hier nichts mehr zu suchen. Jetzt kommen wir nach Deutschland.« So ging das los. Denjenigen, die mit derartigen Vorstellungen herkamen, musste der ein oder andere Zahn gezogen werden.
In dieser Zeit gab es jedoch kaum Probleme mit den Heimbewohnern. Sie wurden von den Sedlitzern toleriert. Sicher spielte sich in unserem Jugendclub der ein oder andere Raufbold aus dem Heim auf, aber das brauchen wir nicht überbewerten.
Zeitweise lebten Asylbewerber aus bis zu fünfzehn Nationen hier, die wir recht gut integrierten. Damit sie sich bei der Polizei anmelden konnten, mussten die entsprechenden Dolmetscher gestellt werden. Das war konkrete Arbeit, die nicht von heute auf morgen erledigt werden konnte. Unter den Heimbewohnern gab es einige, die schneller Deutsch lernten und den einen oder anderen Begriff verstanden. Sie nahmen ihre Mitbewohner mit zum Amt und halfen ihnen bei den bürokratischen Hürden.

Monika Blum

In den Familien, die einige Zeit in Deutschland leben, übernehmen die Kinder das Übersetzen. Sie sitzen in den Elternversammlungen und dolmetschen.
Schon viele ausländische Kinder kamen zu uns in den Kindergarten: Rumänen, Aussiedler, Vietnamesen, Araber. Alle waren sehr, sehr dankbar, sowohl die Eltern als auch die Kinder.
Allerdings sind die ersten Tage für die Kleinen meist furchtbar. Sie kommen im Alter von zwei oder zweieinhalb Jahren zu uns in die Kita und verstehen uns zunächst überhaupt nicht. Und auch wir sind überfordert. So kam vor einiger Zeit Aida zu uns, eine kleine Schwarze, eine richtig süße. Sie nahm mich einfach an die Hand, rannte ein Stück mit mir und legte sich plötzlich an Ort und Stelle hin, weil sie müde war. Wir ließen sie schlafen. An den folgenden vier, fünf Tagen brüllte sie ohne Unterlass. Dann war wieder alles gut. Sie kam von ganz allein auf uns zu, fing an Deutsch zu sprechen und zu erzählen.

Wolfgang Kaiser

Niedlich sind die Kinder, das gebe ich gern zu. Wenn ich in der Kita vorbeigucke, kommen sie mir entgegen: Schwarz, braun, rot – alle Farben. Wenn sie mich mit: »Tag, Onkel!« begrüßen, hört es sich so drollig an. Da werde ich als Urgroßvater richtig weich.

Monika Blum

Auch für die Mütter ist die erste Zeit nicht leicht. Sie sind es nicht gewohnt, ihre Kinder abzugeben. Für sie ist das oberste Gebot, sich um den Nachwuchs zu kümmern. Womöglich fürchten sie sogar, die Kleinen nicht wiederzukriegen. Wir Erzieherinnen müssen erst Vertrauen schaffen.
Ich unterhielt mich mit der Mama von Ramadan. Ich sagte: »Warum geht er nicht in den Kindergarten?« Sie stand da und antwortete: »Ich weiß nicht, wie lange ich bleiben darf.«

Die Famile lebt seit drei Jahren in Deutschland. Sie sind nur geduldet. Das ist ein Hin- und Hergeschiebe: Ihr dürft, ihr dürft nicht, ihr dürft. Der Große ist mittlerweile in der dritten Klasse. Die Kleine wurde hier geboren. Die Mutter spricht gut Deutsch und kümmert sich um alles. Sie hat sich wunderbar entwickelt. Während der ersten Elternabende saß sie hinten, ganz verschüchtert. Jetzt fühlt es sich an, als sei sie meine Nachbarin.
Das erleben wir mit den anderen Heimbewohnern, die hier auf der Durchreise sind, natürlich nicht.

Steffen Philipp
Die Fluktuation ist aktuell so hoch, dass es sich nicht lohnt, das Kind anzumelden. Die Geflüchteten werden nach wenigen Monaten oder gar Wochen in das nächste Heim geschickt und verlassen Sedlitz. Es ist eine Katastrophe. Das muss ich sagen. Aufgrund der Flüchtlingsmassen ist unser Staat völlig überfordert. Das wollen wir nicht schön reden.

Wolfgang Kaiser
Es ist dramatischer geworden. Aktuell wohnen einhundertsechzig Menschen im Sedlitzer Übergangswohnheim, sie gehören 34 unterschiedlichen Nationalitäten an. Das muss man sich vorstellen. Jeder kann nach Deutschland rein. Was da passiert, ist hoffnungslos. Die Menschen werden im Winter sogar in Zelten untergebracht. Wenn der erste von ihnen erfriert, möchte ich nicht in der Haut der Politiker stecken. Sie sind dieser Tage nicht zu beneiden.

»Die drei Jungs von nebenan – Was wünscht ihr euch für die Zukunft?«

Ammar
[spricht auf Englisch]
Ich bin aus Syrien, wie die beiden anderen Jungs hier. Wir denken, dass unsere Zukunft in Deutschland liegt. Ich hoffe das.
Wir drei flüchteten in die Türkei und arbeiteten dort in einer Möbelfirma. Fünf Monate blieben wir. Da ich in der Türkei nicht studieren konnte, bin ich weitergereist. Ich möchte Tiermediziner werden und mir meinen großen Traum erfüllen. Mein Traum ist es, eine eigene Tierfarm aufzubauen, mich um Tiere zu kümmern. In Cottbus fand ich einen Reiterhof, da fahre ich zum Reiten hin. Das ist wirklich schön. Nun suche ich nach einer Wohnung. Ich werde nach Cottbus ziehen und dort leben.

Heike Philipp (Jahrgang 1954)
Schön wäre es gewesen, wenn Ammar in Sedlitz die Möglichkeit gehabt hätte, etwas mit Pferden zu machen. Leider Gottes funktionierte es auf dem Pferdehof hier im Ort nicht.

Ammar
Noch lebe ich im Übergangswohnheim. Dort versuche ich die anderen Geflüchteten zu unterstützen. Ich übersetze für die Neuen, für die Syrer und Araber, aus dem Syrischen ins Englische, zum Beispiel, wenn es zum Arzt geht. Ich bekomme dafür kein Geld, aber ich will helfen.

Shadi
[spricht auf Arabisch – Ammar übersetzt ins Englische]
Ich habe Probleme mit meinen Augen, denn auf meiner Iris befindet sich ein Punkt. Ich suche jemanden, der mir helfen kann. Im Krankenhaus sagten sie, dass sie mir nicht helfen können.

Heike Philipp
Shadi wurde in einer Klinik in Dresden untersucht. Es handelt sich wohl um eine Krankheit, die sich nicht stoppen lässt. Sie kann zur Erblindung führen – und das in relativ kurzer Zeit.

Shadi
Wenn die Krankheit geheilt werden kann, will ich mir überlegen, was ich studieren will. In Syrien war ich Polsterer.

Mohammad (Jahrgang 1995)
[spricht auf Deutsch]
Ich heiße Mohammad und bin zwanzig Jahre alt. Ich bin ledig und komme aus Syrien, aus Damaskus. Ich bin in Damaskus geboren. Und ich habe keinen Beruf. Ich will studieren. Mein Traum ist es, Polizist zu werden.

Heike Philipp
Um in Deutschland Polizist zu werden, musst du gut Deutsch sprechen. Das Problem ist, dass keiner der drei Anrecht auf einen Sprachkurs hat. Nicht jeder Flüchtling bekommt einen. In Sedlitz erhielten sie dennoch die Möglichkeit. Diejenigen, die wollten, konnten mit den anderen lernen. Das Angebot nutzte Mohammad und daher weiß ich, dass er schon vieles auf Deutsch sagen kann. Aber er spricht zu selten. Er hat Angst, Fehler zu machen, sich zu blamieren – so wie jeder andere Mensch auch.
Hätte er die Möglichkeit, mit Deutschen deutsch zu sprechen, wäre er sehr schnell in der Lage, sich gut auszudrücken.

Viele der Heimbewohner fahren tagsüber nach Senftenberg. Dort treffen sie sich mit anderen ausländischen Mitbürgern. Das ist in Ordnung, nur leider reden sie dabei in ihrer Muttersprache. Deutsch lernen sie so nicht. Dabei steht und fällt die Integration mit der Sprache.

Steffen Philipp
Machen wir uns nichts vor, wir werden allein gelassen mit den Bewohnern. Die Flüchtlinge werden hier abgeladen und wir vor vollendete Tatsachen gestellt. Es gibt zwei Sozialarbeiter. Die machen um 16 Uhr Feierabend. Danach sind sie auf sich allein gestellt. Da kommt der Staat nicht und bietet ihnen Hilfe oder Beschäftigungsmöglichkeiten an.
Wir arrangieren uns, in Sedlitz lebt die Integration. Wenn es anderswo Probleme gibt, werden wir als gutes Beispiel gezeigt. Dann kommt der Landrat. Am besten funktioniert es im Sportverein. Viele Heimbewohner spielen bei uns Fußball. Dort klappt die Verständigung, weil die paar deutschen Spieler, die wir noch haben, Wert darauf legen.

Ammar
Ich kenne den Fußballverein nicht.

Steffen Philipp
Den musst du eigentlich kennen. Wir haben einen Kleinbus, da steht »Integration durch Sport« drauf. Damit werden die Leute zu den Spielen abgeholt. Er hält direkt vor dem Heim.

Heike Philipp
Die Bewohner reden leider nicht miteinander. Die Informationen werden nicht weitergegeben. Und da sie kein Deutsch können, verstehen sie auch die Aushänge im Dorf nicht.

Steffen Philipp
Wenn sie nicht miteinander kommunizieren, wird es schwer. Dabei veranstalten wir viele Sportfeste und Turniere, bei denen sich Dorf- und Heimbewohner austauschen.
Mit einem Iraker verstehe ich mich richtig gut. Wenn wir auf dem Sportplatz stehen, erkläre ich ihm, dass er den Spielern sagen muss, was Abseits bedeutet. Dann ruft er aufs Feld raus und vermittelt das.
Einmal spielte ein richtiges Talent bei uns. Er schoss uns innerhalb eines Jahres in die nächsthöhere Liga. Ruck zuck war er danach weg. Aber daran zeigt sich, dass es möglich ist, etwas zu erreichen. Wenn wir es gemeinsam wollen.

Kapitel 5

Aussicht auf Ankunft

Was wünschen sich die Lausitzer? Sie wünschen sich eine lebenswerte Heimat in der die Kinder und Enkel bleiben können. Nur wer Arbeit findet, kann bleiben. Und wer Rente bekommt oder Sozialhilfe.
Das vergebliche Warten auf Finanzkapital ist endlich ad acta gelegt. Der Erzählsalon ermöglicht die Besinnung auf das eigene Kapital – auf das soziale, das kulturelle, das Wissens- und Erfahrungskapital. Diese sind bei den Lausitzern reichlich vorhanden. Das ist ihr Reichtum. Darin stecken Potenziale.

Wie können Initiativen entstehen – für eine neue lebenswerte Lausitz – in der auch junge Menschen Perspektiven finden? Durch kollektives Erzählen. Es erweckt zu gemeinschaftlichem Handeln! Zu einem Miteinander, in dem keiner ausgegrenzt wird, in dem die Potenziale eines jeden wichtig sind und integriert werden. Neue Wege werden gefunden, wenn man sich zusammensetzt und einander von Erfahrungen und Erwartungen erzählt. So werden Tradition und Zukunft miteinander verbunden. So gelingt ein Miteinander, das Gräben überwinden kann, die Traditionen vergangener Zeiten achtet und bewahrt, und der Jugend eine Basis gibt – für die Zukunft.

Nominierte Geschichte

Christian Benusch

»Gehen oder Bleiben«

Jahrgang 1989

Der größte Schicksalsschlag meines Lebens ereilte mich im Alter von zwei Jahren, im Dezember 1991. Meine Schwester und ich wollten rodeln gehen. Wir wohnten auf einem alten Vierseithof hier im Dorf, den ein großes Tor zur Straße hin begrenzte. Ich kleiner Steppke zog wie ein Wilder an dem Tor und es stürzte auf mich herab. Gott sei Dank, brach ich mir mein linkes Bein. Denn bei der Untersuchung stellten die Ärzte Leukämie fest.
Ein ganzes Jahr blieb ich im Krankenhaus in Dresden – dem Tod näher als dem Leben. An die Zeit kann ich mich kaum noch erinnern. Aber bis heute sehe ich meine Mutter, wie sie tränenverschmiert auf meinem Bett saß.
Ich denke, dass meine enge Bindung an meine Eltern und auch an meinen Heimatort Geierswalde in dieser Kindheitserfahrung wurzelt. Ich setzte mir das Ziel hierzubleiben, hier zu leben und alt zu werden.
Nach der überstandenen Leukämie verliefen meine Kindheit und Jugendzeit unspektakulär. Mit meinem Sandkastenfreund Sebastian trieb ich mich nach der Schule oft bei seinem Vater herum. Dieter Woßlick arbeitete in der Landwirtschaft, besaß einen Traktor, Schafe und Kaninchen. Sucht nicht jeder Jugendliche nach einem Vorbild? Zu der Zeit war DJ Bobo ganz groß und meine Schwester eiferte ihm nach. Sie hörte von früh bis spät seine Musik, tapezierte ihr Zimmer mit seinen Postern und ging zu den Konzerten. Für mich war das nichts! Vielmehr wurde Sebastians Vater mein Vorbild.
Dieter Woßlick ist freundlich und hilfsbereit, besitzt Organisationstalent und hat viel im Ort bewegt. Bis heute engagiert er sich für Geierswalde und spielt eine tragende Rolle im Gemeindekirchenrat. Er ist Chef der »Freunde des Maibaums«. Ich wünschte, es gäbe mehr Menschen wie Dieter. Er hat mich geprägt und mich in meiner Leidenschaft für die Landwirtschaft bestärkt.
Mit dem Abitur in der Tasche hieß es 2008: »Was machste nun?« Für mich stand fest, dass ich in Geierswalde bleiben wollte. Das bedeutete Landwirtschaft, Bergbau oder Verwaltung. Ich fuhr nach Meißen, um mir die Verwaltungshochschule anzuschauen. Die hatten dort ihre Gesetzbücher auf dem Tisch und spielten dahinter Karten. »Die dicken Bücher sind ja gut geeignet für viele Sachen«, überlegte ich. »Aber durchlesen? Nee! Das ist nicht mein Ding.«
Mein zweites Ziel war die Bergakademie Freiberg. »Glück auf!«, dachte ich, aber schon auf den ersten Blick wurde mit klar, dass der Bergbau nicht meins ist. Eine reine Bauchentscheidung. Schließlich folgte ich meiner Leidenschaft und studierte in Pillnitz Landwirtschaft.

Ein Praktikum führte mich zurück in die Lausitz. Ich arbeitete in einem Landwirtschaftsbetrieb. Mir wurde in Aussicht gestellt, nach dem Praktikum dort einzusteigen, aber der neue Geschäftsführer machte mir einen Strich durch die Rechnung. Wir kamen nicht miteinander klar. Es war eine schwierige Zeit – ich befand mich zwar schon am Ende des Studiums, hatte aber noch keine Praktikumsarbeit geschrieben, keine neue Perspektive, keine Stelle in Sicht.
Ich war auf mich allein gestellt, als ich im Oktober 2012 meine Freundin Laura traf. Alles änderte sich! Sie machte mir Mut und brachte mich auf neue Gedanken. So verschlug es mich nach Riesa.
Riesa ist so etwas wie meine zweite Heimat. Meine Mutter kam 1963 als schlesische Spätaussiedlerin in die Stadt. Sie besuchte die ersten drei Klassen der Grundschule in Polen und kam danach über Umwege in Riesa unter.

Ich überlegte also: »In Riesa steht ein Haus meiner Familie. Es gibt dort Landwirtschaft und bessere Böden als in der Lausitz. Warum gehe ich nicht dahin?«
Ich geriet an einen älteren Herrn, den Chef einer Agrargenossenschaft mit zwanzig Mitarbeitern und 2.000 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche im Eigentum von fünfzig Genossen. »Der erzählt viele schöne Geschichten«, dachte ich, »und wird irgendwann mal in Rente gehen.«
Er ermöglichte mir sehr viel und teilte seine zahlreichen Erfahrungen und Lebensweisheiten mit mir. Mit seiner Hilfe schloss ich das Studium erfolgreich ab. Seit über zwei Jahren arbeite ich bei ihm, durfte immer mehr Verantwortung übernehmen und habe inzwischen eine sichere Perspektive: 2017 könnte ich den Vorstandsvorsitz der Genossenschaft antreten. Zudem befindet sich dort das Haus meiner Großeltern. 1983 erbaut, ist es noch top in Schuss. Ich könnte sofort einziehen und jeden Tag mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren.
Jedoch bin ich hin- und hergerissen.Ich will zurück nach Geierswalde und meinen Eltern etwas zurückgeben. Ich lernte meine Lausitzer Großeltern nie kennen. Als meine Oma 1988 starb, war ich noch nicht auf der Welt. Wie schön es ist, Omas und Opas nah bei sich zu haben und jeden Tag mit ihnen zu spielen, das weiß ich nur aus Erzählungen.
Für meine Kinder wünsche ich mir, dass sie das erleben können. Zudem ist mein Lebensmittelpunkt immer in Geierswalde gewesen. Sogar während des Studiums ging ich hier zur Feuerwehr und zu meinen anderen Vereinen. Alles, woran ich Spaß habe und was mir wichtig ist, befindet sich hier.
Man muss sich im Leben entscheiden! Durch einen dummen Zufall las ich in der Zeitung, dass Vattenfall in Cottbus jemanden für den Bereich Rekultivierung sucht. Ich ging zum Vorstellungsgespräch und unterschrieb wenig später meinen Arbeitsvertrag. Im Oktober fange ich an!
Während der zwei Jahre, die ich in Riesa arbeitete, wurde mir viel Vertrauen geschenkt. Es ist schwer für mich, dieses jetzt zu zerstören.
Doch zuversichtlich gehe ich in die Zukunft in Geierswalde mit meinen Eltern und meiner lieben Laura.

Nominierte Geschichte

Martin Tinko

»Wenn Sie diesen See sehen, wollen Sie kein Meer mehr«

Jahrgang 1983

Mein Vater war ein echter Geierswalder. Er kam mit Hilfe der Gemeindehebamme in der Schule zur Welt und wuchs im Ort auf.
Die Frage, wie ich nach Geierswalde kam, kann ich nur mit einem Schmunzeln beantworten. Meine Eltern sind schuld. Die beiden fanden sich und sagten: »Ja, wir können uns vorstellen, ein Kind zu haben.« Das ist 32 Jahre her.
Meine frühen Kindheitserinnerungen sind in Geierswalde verwurzelt, obwohl ich 1983 in Cottbus geboren wurde. Nicht nur an den Wochenenden, auch unter der Woche besuchte ich mit meinen Cousinen unsere Oma. Wo heute die neuen Häuser stehen, spielten wir auf einer Wiese Fußball.
Es gab immer etwas zu entdecken. Am liebsten spielten wir am Wasser, am Ufer des Sees oder an der Schwarzen Elster. In den Sommerferien hieß es: ab ins Ferienlager oder mit der Familie an die Ostsee. Ich mag das Meer. Aber warum so weit fahren? Schließlich liegt unser Pendant vor der Haustür. Deshalb passt der Slogan so gut zum Geierswalder See: »Wenn Sie diesen See sehen, wollen Sie kein Meer mehr.«
1985 zog meine Familie nach Senftenberg. Dort, im Zentrum des Lausitzer Seelandes, besuchte ich die Schule und studierte Betriebswirtschaft.
Meinen Vater zog es jedoch schnell wieder zurück nach Geierswalde, auch wenn unser Wohnort Senftenberg blieb. Er beschloss, sich selbstständig zu machen und plante in seinem Heimatort eine KFZ-Werkstatt zu errichten – 1988 als einer von wenigen Handwerksmeistern im Ort. Man gestattete ihm, einen Wasch- und Pflegedienst für Autos zu eröffnen. Nach dem Mauerfall wandelte er das Geschäft in einen Autohandel um. Das ließ sich gut an, denn wer wollte nach der Wende noch seinen Wartburg, Trabant oder Barkas fahren? Später lernten wir: Auch im »goldenen Westen« ist nicht alles Gold, was glänzt.
Mein Vater vererbte mir seine Motorenleidenschaft. Mit fünfzehn Jahren, weit vor dem normalen Autoführerschein, konnten Jugendliche eine Rennlizenz erwerben. Unter Auflagen durften wir mit sechzehn Jahren Rundstreckenrennen fahren. Ich war Feuer und Flamme!
Die Rennen fanden in ganz Europa statt. Ich durfte nirgendwo fehlen. Meinen ersten Wettkampf bestritt ich 1999 als jüngster Fahrer in der Rennserie »VW Lupo Cup« in Hockenheim im Rahmen der Deutschen Tourenwagen Meisterschaft. Als ich mit achtzehn Jahren meinen Führerschein machte, standen auf meinem persönlichen Kilometerstand über hunderttausend Kilometer.

Das Vollzeitstudium sowie meine Rennleidenschaft beanspruchten viel Zeit. Zugleich bekam ich Lust, mich einer neuen Herausforderung zu stellen: der Selbstständigkeit! Bis zum Diplom wollte ich nicht warten, sondern gleich praktische Erfahrungen sammeln. Dabei blieb leider meine Rennkarriere auf der Strecke. Sie endete 2003, mitten im Studium. Aus Zeitmangel musste ich diese teure Leidenschaft aufgeben.
2006 meldete ich ein Gewerbe für den Campingplatz und die Vermietung von Stellplätzen in Elsterheide, Ortsteil Bergen, an. Wohnmobilisten und Camper erkunden neue Regionen zuerst. Sie sind bis heute neugierig auf die Entwicklung in der Lausitz und kommen gern zu uns.
Nach Abschluss des Studiums 2008 durfte ich mein erstes und einziges Bewerbungsgespräch dankenswerterweise mit mir selbst führen – als frischgebackener Hochschulabsolvent war ich mein eigener Chef.
Die Idee für den Campingplatz stammt von meinem Vater. Er hatte viele Visionen, wollte etwas auf die Beine stellen – ein richtiger Macher. Auch das erbte ich von ihm. Mein Vater hatte alles, außer die Zeit, es umzusetzen. Viel zu früh verstarb er im Alter von 51 Jahren an Krebs.

Ihm war schon lange vor der Eröffnung des Sees klar, dass dort riesige Potenziale schlummern. Gemeinsam mit einem Geschäftspartner und einem Freund setzte er sich zusammen. Die drei stellten fest: »Ja, Mensch, hier gibt's diese Fläche. Das könnte etwas werden.«
Es gab kaum Zuwegungen, keinen Strom und keine Trinkwasserversorgung. Die Wasserqualität des Sees war schlecht. Es existierte keine touristische Infrastruktur. An ein Leuchtturmhotel oder schwimmende Häuser war nicht zu denken. Als 2009 das erste Haus von einem Kran auf einen Ponton gehoben wurde und tatsächlich schwamm, begann die Erfolgsgeschichte. Die schwimmenden Häuser sind ein Symbol für den Wandel im Ort.
Seitdem ich nicht nur in Geierswalde arbeite, sondern mit meiner Verlobten Katharina hier lebe, schlagen zwei Herzen in meiner Brust. Das eine schlägt fürs Geschäft und entscheidet wirtschaftlich – Kostenminimierung, Deckungsbeiträge, Alleinstellungsmerkmale. Das andere Herz schlägt für den Ort: Was ist vertretbar, um das soziale Gleichgewicht zu erhalten?
Nehmen wir zum Beispiel ein Wochenend-Event: Für Veranstalter ist es erfolgreich, wenn viele Leute kommen, es richtig laut ist – am besten drei Tage lang. Als Anwohner sehe ich das anders. Komme ich nach Hause, möchte ich abschalten. Es ist unerträglich, wenn der eigene Rückzugsort in Gefahr gerät. Für diese unterschiedlichen Bedürfnisse braucht es eine Lösung. Nicht erst in fünfundzwanzig Jahren, sondern jetzt, damit alle gut in Geierswalde leben können.
Besonders der Einzelne, der sich überrannt fühlt von der rasanten touristischen Entwicklung, ist schwer mit ins Boot zu holen. Dabei ist der Tourismus die einzige Chance für unsere Region. Wir brauchen die Arbeitsplätze. Sonst kommt die nächste Abwanderungswelle, die Region überaltert. Es wäre leicht zu sagen: »Wir ziehen das durch und fragen nicht.«
Aber es ist wichtig, nicht über die Köpfe der Betroffenen hinweg zu entscheiden. Die Entwicklungen im Ort müssen von allen getragen werden. Wenn wir nicht gegenseitig unsere Bedürfnisse achten, zerfällt die Gemeinschaft.

Nominierte Geschichte

Wolfgang Kaiser

»Sedlitz am Sedlitzer See«

Jahrgang 1936

Als junger Mann interessierte mich Sedlitz nicht. Ich kam der Liebe wegen in das Dorf, in dem das Elternhaus meiner zukünftigen Frau stand und noch heute steht.
Bis zur Wende 1989 nahm ich den Ort kaum wahr. Morgens ging es zur Arbeit nach Senftenberg, abends kam ich zurück, an den Wochenenden beschäftigten mich Haus und Garten. Dass ich mich nach meinem Berufsleben noch zwanzig Jahre lang als Ortsvorsteher und Bürgermeister für Sedlitz engagieren würde, hätte ich mir vor 56 Jahren nicht vorstellen können.
Bis 2014 arbeitete ich als Ortsvorsteher. Ich gebe zu, ich kann es auch heute – ein Jahr nachdem Steffen Philipp mich ablöste – nicht ganz lassen, mich in die Angelegenheiten des Dorfes einzumischen.
Oft bereitete mir die Entwicklung Sorgen. Nach der Wende gingen viele junge Sedlitzer fort, da sie in der Heimat keine Zukunft sahen. Deshalb ist es mir wichtig, dass wir den Ort für die Jugend attraktiv machen. Die Potenziale sind da: mutige Menschen, die anpacken, der Dorfkern mit seinen alten Bauernhöfen und dem »Lindengarten«, die geplante Lagune. Ob und wie wir diese Potenziale ausschöpfen, steht und fällt mit der Flutung des Sees. Die Menschen wollen den See nutzen – je länger die Freigabe auf sich warten lässt, desto größer wird die Enttäuschung und die Motivation sinkt. Die Mühlen der Politik mahlen zu langsam.
Das zeigt sich insbesondere bei den IBA-Projekten: Die Internationale Bauausstellung kam im Jahr 2000 in unsere Gegend. Ihre Architekten und Landschaftsplaner sahen für Sedlitz den Bau eines Lagunendorfs sowie einen schwimmenden Steg vor. Das Dorf sollte Anziehungspunkt für Touristen werden! Die Stadt Senftenberg – in die Sedlitz 1997 eingemeindet worden war – versäumt es bislang, die Ideen für den Aufschwung des Dorfes zu nutzen.
Doch wir Sedlitzer geben keine Ruhe. Vor zwei Jahren stellten wir eine Aktion auf die Beine, um die Stadtverordneten – die inzwischen die Wut aller Sedlitzer auf sich gezogen hatten – auf unsere Situation aufmerksam zu machen. Wir luden die Presse und den RBB ein, um den ersten Spatenstich der Lagune zu zelebrieren. Die Lausitzer Rundschau wollte am 1. April über das Ereignis berichten. Am 31. März 2014 fand sich ein Dutzend Anwohner zusammen und marschierte zum geplanten Standort. Dass es sich um einen Aprilscherz handelte, bemerkten die Gäste erst vor Ort. Was waren die wütend!
Ähnlich wie mit der Lagune ergeht es uns mit dem schwimmenden Steg. Dieser sollte von Sedlitz aus über den See zum gegenüberliegenden Ufer führen

und in der Nähe der Landmarke, dem Aussichtsturm »Rostiger Nagel«, enden. Professor Rolf Kuhn, der Leiter der IBA, begeisterte uns mit seiner Vision: »Wir wollen über das Wasser laufen. Dabei wird der Steg mit dem See steigen.« Von der Schweriner Bundesgartenausstellung erwarb der Zweckverband Pontons, die zusammengefügt wurden und den Beginn des Stegs bilden. Doch für die vollständige Realisierung gab es eine Absage vom Bürgermeister.

Dort, wo die Sedlitzer selbst tätig werden, stellt sich hingegen schnell Erfolg ein. So wünschte ich mir, dass es im Dorf einen Ort gäbe, an dem Touristen rasten können. Leider traute sich lange niemand, den ersten Schritt zu gehen.
Zwei Schwestern fanden 2011 endlich den Mut und eröffneten die »Café-Scheune am Mühlenhof«. Gäste kommen von überall her und erfahren beim Plausch mit den Besitzerinnen oder deren Eltern viel über das Leben im Dorf. Die Städter lieben unsere alten Drei- und Vierseithöfe. »Oh, ist das schön!«, rufen sie aus, wenn sie in Sedlitz anhalten. Sie wissen nicht, wie viel Arbeit für die Hofbesitzer anfällt, aber ihre Begeisterung steckt uns Einheimische an.
Ein Wermutstropfen ist der »Lindengarten«, unser ehemaliges Gasthaus. Bis Ende der Achtzigerjahre war hier an den Wochenenden ordentlich was los. Erst als der Tagebau zwei Drittel des Ortes wegbaggerte, wurde es ruhiger. Nach der Wende stand das Haus zum Verkauf. Es wurde jahrelang von einem Eigentümer zum nächsten herumgereicht.
Heute gehört der »Lindengarten« einem Jäger aus Baden-Württemberg. Er sitzt auf dem Grundstück und weiß nichts damit anzufangen. Zum Glück überlässt er uns hin und wieder das sanierungsbedürftige Haus. Der Sedlitzer Dorfclub veranstaltet im angrenzenden Park das Parkfest oder richtet im Saal Konzerte aus. Wenn die Stadt nur endlich das Gasthaus kaufen würde. Mit Engelszungen priesen wir dem Bürgermeister das Objekt an: »Das Haus wäre ein wunderbarer Ort für die Vereine. Die jungen Leute würden mit anpacken, um es auf Vordermann zu bringen. Wir setzen ein neues Dach drauf, eventuell gibt es sogar Fördermittel!« Erfolglos.
Als ehrenamtlicher Bürgermeister und Ruheständler konnte und kann ich mir erlauben, Dinge laut auszusprechen. Die aktiven Politiker müssen jeden Cent umdrehen und abwägen, ehe sie entscheiden. Dennoch, der »Lindengarten« und Sedlitz sind es wert, dass Geld in die Hand genommen wird!
Die Sedlitzer sitzen in den Startlöchern. Ich hoffe, dass wir in wenigen Jahren sagen können: »Sedlitz ist tatsächlich das Dorf am Sedlitzer See!«

»Was wir uns für die Zukunft von Sedlitz wünschen

– Ein Erzählsalon mit dem Bürgermeister Senftenbergs

Wie Phönix aus der Asche

Wolfgang Kaiser (Jahrgang 1936)

»Denk ich an Sedlitz in der Nacht, bin ich um den Schlaf gebracht...« Ich bin kein Pessimist. Alle, die wir hier sitzen, werden nicht müde, um ein besseres Sedlitz zu ringen.

Aber es läuft nicht so, wie wir es uns in unseren Träumen vorstellen. Der Erzählsalon ist eine gute Plattform, um darüber zu sprechen. Wir nehmen hier kein Blatt vor den Mund.

Was wünschen wir uns? An erster Stelle mehr Häuser, die junge, ausgebildete Leute bauen lassen, um sich hier anzusiedeln – damit neues Leben in den Ort und in die Vereine kommt. Deshalb bedaure ich, dass die Lagune nicht gebaut wird. Die Verwaltung stützte sich auf die LMBV, das Geschäft wurde allerdings nicht bis zu Ende durchdacht. Jetzt, da die LMBV schwächer wird, hängen alle Entscheidungen vom Geld ab.

Der Bürgermeister benutzte in der Wahlvorbereitung ein schönes Bild: »Sedlitz, die Perle der Lausitz«. Wir wollen wenigstens kleine Perlen sehen, wie den »Lindengarten«. Am Ortseingang ein Schild: »Ort der Zukunft«. Hinweisschilder im

Ort: Zum OSZ, zur Kirche, zu den Gaststätten »Colorado« und »Scheunencafé«, Feuerwehr, Kita, Bürgerhaus, Sportplatz. Das gehört zu einer Ortsgestaltung. Historische Stätten müssen besser gepflegt werden. Das alte Kriegerdenkmal könnten wir aufwerten, wenn wir ein paar Bäume fällen, die es zur Zeit »in den Schatten stellen«. Eine Pferdeskulptur am neuen Wendehammer der Mühlenstraße würde zeigen: Hier gibt es Reitsport. Wir haben hervorragende Konzepte. Der Bürgermeister wäre sicher enttäuscht, wenn ich ihm keinen Vorschlag unterbreiten würde.
Ich meine auch, Sedlitz braucht einen Paten aus der Stadtverwaltung als Unterstützer. Unser Ortsbeirat ist sehr klein. Wir sind stolz, zwei Abgeordnete in der Stadtverordnetenversammlung zu haben, aber es fehlt das Management aus der Stadt. Wenn Sedlitz eine Perle werden soll, muss mehr geschehen. Wir müssen Druck auf die LMBV ausüben. Mich ärgert, dass der Bürgermeister von Großräschen seinen See schneller hochbringt. Das hat Sedlitz nicht verdient.

Arnd Kaiser (Jahrgang 1966)
Ich habe die Sedlitzer Geschichte vom Ascheplatz gelesen, die in der ersten Broschüre des Projekts »Die Lausitz an einen Tisch« veröffentlicht wurde. Sie zeigt Sedlitz im Müll. Nun ersteht das Dorf neu, wie Phönix aus der Asche.
Unser Wunsch war es, beide Seen, den Sedlitzer und den Partwitzer, zu verbinden – nicht nur mit einem Überleiter, sondern auch durch eine Brücke. Dieser Traum ging in Erfüllung.
Wir wollen die Jugendherberge etablieren, in Verbindung mit neuen Einfamilienhäusern. Wir wollen an versunkene Orte im Sedlitzer und Großräschener See erinnern. Rosendorf, Sorno, Bückgen und Anna-Mathilde. So soll die Zukunft mit der Geschichte verbunden werden.
Im Störmthaler See bei Leipzig gibt es ein Beispiel für diese Erinnerungsform. Wir dachten an Pyramiden, auf denen wir ein S für Sorno und ein R für Rosendorf aufstellen.
Wir wünschen uns ein Alleinstellungsmerkmal. Die Lagune wurde uns leider bisher versagt. Doch wir können über Erzählsalons Ideen entwickeln, Geschichten, die wir von der Zukunft erzählen. Da stimme ich sogar dem zu, was mein Vater sagt.

Udo Schmidt (Jahrgang 1947)

Wir haben in Anna-Mathilde gut gelebt. Meine Eltern, meine Tante und die Verwandten wurden nach Großräschen umgesiedelt. Ich selbst heiratete 1969 nach Sedlitz ein. Ich wollte bleiben und kaufte mir ein Haus. Hier möchte ich meine letzte Ruhe finden. Meine drittes Urenkelchen ist unterwegs. Ich wünsche mir, dass Sedlitz ein schöner, ordentlicher Ort wird. Wenn etwas mutwillig zerstört wird, kriege ich so einen Hals. Wie am Bahnhof die Bushaltestelle! Dort werden immer wieder die Fensterscheiben eingeschlagen.

Wie finden wir neue Akteure für Sedlitz?

René Zernick (Jahrgang 1981)

Ich wünsche mir, dass sich in Sedlitz mehr Menschen am kulturellen Geschehen, im Dorfklub, in den Vereinen beteiligen. Wenn man sich umschaut, sind es überall die Gleichen, die Verantwortung übernehmen. In diesem Jahr schafften wir es zum ersten Mal seit fünfundzwanzig Jahren nicht, den Karneval auf die Beine zu stellen.
Viele im Dorf schimpfen, dass nichts los ist, aber zu unseren Veranstaltungen vom Dorfklub kommt kaum jemand. Das stört mich. Jetzt spielt sich ein Drama im Sportverein ab. Wenn es uns in den nächsten zwei bis drei Monaten nicht gelingt, einen neuen Vorsitzenden zu finden, stirbt der Verein. Dann verlieren wir die Skihütte in Geising. Eine traurige Geschichte. Das Dorffest gestalten lediglich acht Mitglieder des Dorfklubs. Das sind entschieden zu wenige. Und wir haben mit dem »Lindengarten« eine große Aufgabe. Doch mit so wenigen Leuten?

Heike Philipp (Jahrgang 1966)

Nicht jede Veranstaltung muss von vielen Akteuren begleitet werden, aber bei Vorbereitung und Durchführung braucht es Unterstützung: ob Kuchen backen, Einlass kassieren, Ausgestaltung, Transport, Aufräumen… Die kleinen Gesten der Bereitschaft fehlen. Oft erledigen wenige Mitstreiter alle Aufgaben. Liegt es an der fehlenden Information?
Vielleicht müssen wir die Sedlitzer wachrütteln: »Hey, kannst du helfen?« und konkrete Aufgaben verteilen.

Wenn wir uns auf der Straße treffen oder am Fleischerwagen, müssen wir die Leute ansprechen. Wir kennen nicht alle, die neu nach Sedlitz gezogen sind. Die sollten wir ins Boot holen. Um die Gemütlichkeit und den Zusammenhalt der Dorfgemeinschaft wiederzufinden, den ich aus meiner Jugend kenne, heißt es aktiv zu werden und die Leute zu motivieren, mitzumachen.

Der »Lindengarten« – ein Kulturhaus für Sedlitz?

Mario Wollscheid (Jahrgang 1975)

Vielleicht wäre der Zusammenhalt im Ort besser, wenn Sedlitz ein Kultur- und Freizeitzentrum hätte. Ich meine den »Lindengarten«, der als Schandfleck auf der Schulstraße steht. Im letzten Jahr bildeten wir eine kleine Arbeitsgruppe und sprachen mit dem Besitzer. Der will ordentlich Knete.
Die bekommen wir allein nicht zusammen. Wir brauchen die Unterstützung der Stadt. Ansonsten erscheint in zehn Jahren vielleicht ein Investor, reißt das Haus ab und stellt Einfamilienhäuser hin. Oder die Bauaufsicht sagt: »Schluss Jungs. Das Haus ist baufällig, ihr könnt nicht mehr rein.«

Ronny Buder

Ich bin ansässiger Unternehmer. Dieses Jahr wohnen wir zwanzig Jahre in Sedlitz. Ich bin in zwei Vereinen an oberster Stelle involviert: dem Dorfklub und dem Wassersportverein. Die Lagune ist das oberste Ziel. Sie kommt zwar nicht so, wie gedacht, aber irgendwann werden wir am Wasser unser Vereinsheim haben. Mit der Siedlung.
Das Ziel des Dorfclubs ist ein Bürgerhaus. Beim »Lindengarten« gibt es pro und kontra. Doch ein Bürgerhaus in zentraler Lage von Sedlitz, das muss sein!

Fehlentscheidungen, die verärgern

Steffen Philipp (Jahrgang 1966)

Für mich wurde das Seenland schon 1976 vorstellbar, als ich eine alte Schriftrolle geschenkt bekam. Darin befand sich eine kleine Urkunde. Außen klebte ein Plakat drauf mit der von Otto Rind entworfenen Seenkette. Das hatte mich als Halbwüchsigen fasziniert.

Mein ganzes Berufsleben lang begleitete ich die Entstehung der Seenkette. Immer hoffte ich, dass es schön wird. Deswegen war es für mich bitter, bei der letzten Sitzung zu erfahren, dass unser Wasserstand bei 93 Meter stagniert. Manches Hochwasser ist an unseren leeren Seen vorbeigeflossen. Man hätte den einen oder anderen Liter bunkern können. Die Elster führte zwei Jahre lang im Sommer kein Wasser. Wo also soll das Wasser für unseren See bis 2019/20 herkommen?
Doch es geht auch anders, das sehen wir an Großräschen. Das wird ein Vorreiter. Ich vermute, dass dort einer »hintenherum« Einfluss nimmt. Es scheint uns so.

René Zernick
Auch die Wasserqualität in unserem Sedlitzer See ist schlecht. Sie dümpelt bei einem pH-Wert von 3,8 rum.

Uwe Serdack
Am Senftenberger See waren die pH-Werte in den Siebzigerjahren viel schlechter! Und wir sind trotzdem baden gegangen.

René Zernick
Heute fehlt die Erschließung, die Uferbebauung. Die Uferlinie ist sanierungsbedürftig. Sie kann erst saniert werden, wenn der Endwasserstand erreicht ist. Ich brauche keine Ufer gestalten, wenn sie später überspült werden.

Die Werkssiedlung und ihre sinnlose Fassade

Uwe Serdack (Jahrgang 1953)
Mich ärgert, was heutzutage in der Werkssiedlung geschieht. Die Häuser wurden nach der Wende verkauft, an einen allbekannten Mann. Der läßt die Fassade verputzen. Den herrlichen Klinker! Die Qualität wird damit gemindert und das ursprüngliche Straßenbild zerstört. Wer das bestreitet, hat keine Ahnung.
Die Geschichte beginnt vor 1900. Da wurde das Bauerndorf Rauno abgerissen. Die Bergbaugesellschaft entschied, für diejenigen, die ihre Wohnung verloren, in Sedlitz neue Häuser zu bauen – und nannte die Straße Raunoer Straße. Dorthin zogen meine Großeltern und meine Eltern als junges Ehepaar. Die Fassade der Häuser wurde durch hervorragende Architekten mit Klinkerwerk so gestaltet, dass sie an die Bauernhöfe in Rauno erinnerten.

Unter Denkmalschutz kann die Werksiedlung nicht mehr gestellt werden, da das Ensemble bereits früher durch den Abriss der Balkons zerstört wurde. Wir waren empört und fragten uns: »Wie kann das sein?«
Mit Steffen Philipp besuchten wir Institutionen in Senftenberg. Im Amt sagten sie uns entweder: »Wir können nichts tun«, oder »Warum soll ich mich dafür einsetzen?« Beim letzten Unternehmer-Treffen diskutierten wir. Doch es gibt keine Richtlinie, um das Verputzen der Klinker zu verhindern.

Die Leute fühlen sich ohnmächtig

Uwe Serdack

Würde ich vorschlagen: »Wir machen eine Bürgerinitiative für die Werkssiedlung!«, würden die meisten sagen: »Das ist mir egal. Lass doch den Besitzer machen. Es hat sowieso keinen Zweck! Das ist außerdem die Geschichte von Leuten, die abgebaggert wurden.«
Aber die Werkssiedlung und die Geschichte ihrer Bewohner gehören zu Sedlitz.In den Erzählsalon-Broschüren las ich: »Wenn wir nicht wissen, woher wir kommen, wissen wir auch nicht, wohin wir gehen.« Das sollte beherzigt werden.

Steffen Philipp

Es gibt auch ein Problem mit dem Wald, der an unseren Ort grenzt: Dort kauften Leute Grundstücke, die von weit her nach Sedlitz kamen und nichts mit unserem Ort zu tun haben. Vor kurzem wollte die LMBV den Weg durch den Wald nutzen, um mit ihren LKWs den Ort zu umfahren. Der private Waldbesitzer sagte: »Nein, nicht auf meinem Weg.«
Die fehlende Kompromissbereitschaft zeigt uns, dass dem Besitzer die Sedlitzer und das Dorf egal sind.

René Zernick

Ähnlich ist es mit dem Besitzer des »Lindengartens«! Er kaufte die Gaststätte für einen Appel und ein Ei und möchte sie nun für einen sechsstelligen Betrag wieder verkaufen. Das können wir nicht aufbringen. Es ist logisch, dass die Stadt sagt: »Was sollen wir machen?«

Uwe Serdack

Der Verkauf kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Daher rührt die Stimmung im Ort, das Desinteresse. Die Leute fühlen sich ohnmächtig: »Hat sowieso keinen Zweck. Lass mich in Ruhe…«

Das überträgt sich auf die Jugend. Viele von ihnen arbeiten auf Montage und sind unter der Woche nicht zu Hause. Sind sie am Wochenende hier, hören sie die Eltern oder die Ehefrau über den Waldbesitzer klagen: »Der gibt uns nicht mal einen Weg frei.«

Auch als Optimist muss ich mich fragen: Kann ich den Kampf gewinnen? Kann ich etwas bewirken? Aber wenn es aussichtslos ist: Was soll ich tun?

Die Perle zwischen zwei Seen

Andreas Fredrich (Jahrgang 1963; Bürgermeister von Senftenberg)

Was ich mir wünsche – für die gesamte Stadt, aber auch für Sedlitz – ist Gemeinsinn. Die Gesellschaft ist in einem erheblichen Umbruch durch das Internet und die asozialen Medien. Sie führen zu gesellschaftlicher Verrohung, zu Egoismus. Jeder kann anonym den größten Stuss loslassen. Ich frage mich: Wie können wir Gemeinschaft revitalisieren?

Wenn Leute behaupten: »Ich kann nichts ändern, ich bleib zu Hause«, entgegne ich: »Das ist Quatsch.« Schauen Sie, was passiert ist in Sedlitz! Das neue Feuerwehrgerätehaus kommt, das alte Gebäude der Kita wurde saniert, wir verwandelten es in ein Bürgerhaus, Straßen wurden erneuert, der Dorfanger – all dies fiel nicht vom Himmel! Dafür engagierten sich Menschen im Ehrenamt: der Ortsvorsteher, Ortsbeiräte, Stadtverordnete. Sie bewegten dies.

Für Sedlitz möchte ich das Bild von der Perle aufgreifen. Die Perle lebt in der Muschel, sie entsteht dort, wo die Muschelflügel zusammenhalten. Eine Perle braucht lange, sie wächst Stück für Stück. Die Außenflügel – damit meine ich die Flutung der Seen – öffnen sich und die Perle erstrahlt in vollem Glanz.

GEWINNER
KOLLEKTIVGESCHICHTE

»Alteingesessene, Zugezogene und Touristen – Wie wollen wir miteinander leben?«

Klaus Sauer (Jahrgang 1970)

Für mich stand schon immer fest, dass ich nach Geierswalde zurückkehren würde. Hier wuchs ich in den Siebziger- und Achtzigerjahren auf und spielte mit meinen Freunden auf der Straße. Als ich in den frühen Neunzigern zum Studium nach Güstrow und Dresden ging, wusste ich, dass ich eines Tages zurückkommen würde. In meinem Heimatort wollte ich leben und alt werden.
Bei meiner Brautschau spielte dieser Gedanke eine wichtige Rolle. Lernte ich ein Mädchen kennen, das mir gefiel, brachte ich sie nach Geierswalde. Ich zeigte ihr das Dorf und fragte: »Kannst du hier leben?« Sagte sie Nein, war die Sache bald erledigt!
Inzwischen hat sich viel verändert. Das Dorf meiner Kindheit wurde lebendiger. Wenn meine Frau und ich abends noch etwas unternehmen wollen, gibt es zahlreiche Möglichkeiten: »Worauf hast du heute Lust? Gehen wir zu Ulf oder in die Kneipe? Spazieren wir zum Leuchtturm oder runter zum Renner? Wollen wir uns den Sonnenuntergang am See anschauen?« Das alles ist im Dorf möglich. Ist das nicht genial? Also ich finde es klasse!

Rosemarie Bredemann (Jahrgang 1954)

Mein Mann Dietmar und ich zogen vor über zehn Jahren nach Geierswalde, weil uns das Dörfliche hier gefiel.
Von Beginn an wusste ich: Wenn wir im Dorf heimisch werden wollen, müssen wir uns unters Volk mischen. Andernfalls bleiben wir ewig die Zugezogenen. So beschlossen wir, uns in den Vereinen zu engagieren. Ich ging in den

Dorfclub, mein Mann schloss sich dem Wassersportverein an. Gemeinsam traten wir in den Förderverein »Wasserwelt Geierswalde« ein. Und dennoch: Obwohl wir viele Bekannte haben, bei denen wir uns wohlfühlen, bleiben wir die Fremden im Ort.

Karl-Heinz Radochla (Jahrgang 1944)

Die Bredemanns gehörten zu den wenigen Neu-Geierswaldern, die zu mir in die Ortsvorsteher-Sprechstunde kamen. Sie fragten, welche Vereine es im Dorf gab und an wen sie sich wenden könnten, um Mitglied zu werden. Sie suchten den direkten Kontakt. Aber schon damals musste ich ihnen sagen: »Passen Sie mal auf. Ich lebe seit über fünfzig Jahren hier. Und für manchen bin ich noch immer kein Geierswalder!«

Klaus Floeting (Jahrgang 1940)

Anders als die Bredemanns schließen sich viele Zugezogene aus dem Dorfleben aus. Wir nahmen sie herzlich auf. Anfänglich beteiligten sie sich, dann weniger und schließlich blieben sie fort. Sie wandten sich ab von uns Alteingesessenen. Das verstehe ich nicht.

Rosemarie Bredemann

Seit zehn Jahren beobachten wir, wie die dörfliche Atmosphäre, die wir an Geierswalde so schätzen, nach und nach zerstört wird. Das liegt nicht nur an den Zugezogenen, sondern vor allem am wachsenden Tourismus. Früher konnte ich zum Strand gehen und die Ruhe dort genießen. Heute ist das unmöglich. Besonders im Sommer gibt es kaum eine ruhige Stelle. Das ist der Preis, den wir für unseren schönen See zahlen.

Dietmar Bredemann (Jahrgang 1955)

Wir richteten uns an unserem Haus einen Garten ein. Den können wir kaum noch nutzen. Wenn die Ausflügler kommen, wird es laut. Besonders die knallenden Autotüren ertrage ich nicht mehr. Nachdem ich fast vierzig Jahre lang im Schichtdienst arbeitete, wünsche ich mir Ruhe und Entspannung. Deswegen kaufte ich uns ein Boot. Seither verbringen wir unsere freien Tage auf dem Wasser und genießen die Stille dort.

Auch die schwimmenden Häuser, die ohne Frage ein touristischer Anziehungspunkt sind, stellen ein Problem dar. Ihr Standort wurde schlichtweg schlecht geplant. Die Feriengäste, die dort übernachten, feiern lautstark. Sie genießen ihre freien Tage, das kann ich ihnen nicht verübeln. Aber auch die Häuser selbst machen Lärm. Die Wellen schlagen beständig an die Wände, das Quietschen und Knarren dringt bis zu den Wohnhäusern.
Die touristische Entwicklung des Sees spaltet das Dorf. Die einen befürworten sie, die anderen sind dagegen.

Klaus Floeting
Die Zugezogenen beschweren sich am meisten über den Lärm und lehnen den Tourismus ab. Doch alle, die in den letzten Jahren hierher zogen, wollten an den See! Sie suchten sich ihre Filetstückchen zum Wohnen aus. Dabei wussten sie, dass unser Dorf Touristen anziehen würde, dass Motorboote fahren und die Menschen im See baden würden.

Manfred Liehn (Jahrgang 1950)

Viele von ihnen behaupten heute: »Niemand hat mir gesagt, dass Geierswalde ein Touristenort wird!« Aber seit 1975 hätte es jeder wissen können. Schon als der Tagebau noch arbeitete, stand fest, was hier entstehen sollte. Wir Alteingesessenen konnten uns nicht aussuchen, was in unserer Heimat geschah. Wir lebten mit den Einschnitten, die der Bergbau brachte. Wir freuen uns, dass sich die Grube vor unserer Haustür zu einem schönen See gewandelt hat.

Klaus Sauer
Wenn sich die Urlauber an Regeln halten würden, wäre das Zusammenleben mit ihnen für viele Anwohner leichter. Aber selbst die Gefahrenschilder am Ost- und Westufer des Sees werden ignoriert. Oft sehen wir, wie ein Unvernünftiger an einem gesperrten Strandabschnitt sein Auto parkt und ein Surfbrett rausholt. Das geht nicht!

Dietmar Bredemann
Um Frieden zwischen den Bewohnern und den Touristen zu schaffen, braucht der Ort ein funktionierendes Verkehrskonzept. An der Scadoer Straße beispielsweise steht ein großes Schild: »Einfahrverbot!« Aber daran hält sich niemand.
Besonders auf dem Weg zu den schwimmenden Häusern herrscht Chaos. Kein Autofahrer befolgt die Verkehrsschilder. Der klappbare Poller, der als Sperre auf dem Weg stand, wurde regelmäßig zerstört. Hier gehört endlich eine Schranke her, am besten ein elektrischer Pfeiler!
Als ich mich beim Ordnungsamt über die Zustände beschwerte, sagte der Beamte zu mir: »Dann fotografieren Sie die Autos und melden sie uns.« Dafür müsste ich Tag und Nacht an der Straße stehen. Und aufpassen, dass ich von den Autofahrern nicht eins auf die Mütze bekomme!

Karl-Heinz Radochla
Zudem fehlt in Geierswalde ein Wegeleitsystem. Die Touristen irren im Dorf umher. Im vorigen Jahr bat ich den Ortschaftsrat, einen Vorschlag zu machen.

Da erhielt ich die Antwort: »Um ein Wegeleitsystem sollen sich Investoren oder die Gemeinde kümmern. Das geht uns nichts an.«
Also sammelte der Förderverein Ideen. Wir übergaben sie dem Ortschaftsrat und fuhren mit ihm die Straßen ab. Wir besichtigten die Standorte und überreichten den Ratsmitgliedern unsere Vorschläge. Jetzt muss der Ortsvorsteher nachhaken, damit die Pläne endlich umgesetzt werden.

Rosemarie Bredemann
Wenn er einmal dabei ist, könnte er auch dafür sorgen, dass sich die Parkplatzsituation verbessert. Die Ausflügler sollen endlich an ausgewiesenen Plätzen parken und nicht da, wo es ihnen gefällt. Viele denken, hier herrscht Wild West und jeder könne machen, was er will.

Klaus Floeting

Ja, es ist ein wildes Parken, denn die Gemeinde ist unfähig, vernünftige Parkplätze anzulegen. Das Argument lautet, es gäbe kein Geld. Doch das Geld liegt auf der Straße! Die Autos parken auf den Sand- und Wiesenflächen vor dem See. Würde die Gemeinde dort eine einfache Absperrung errichten und einen Platzwart einstellen, könnte sie eine Menge Parkgebühren einnehmen. Damit könnte sie Poller bezahlen und bessere Parkplätze bauen. Das ist verschenktes Geld!

Ingrid Radochla (Jahrgang 1944)

Eine Zeit lang kassierte der Förderverein Parkplatzgebühren. Was waren das für Einnahmen!
Das Geld wurde genutzt, um Bänke zu bauen. Davon sollte es noch mehr geben – zum Ausruhen an der Strandpromenade. Auch eine kleine Überdachung wünschten wir uns, damit bei schlechtem Wetter am Strand geplante Grillabende und Wettkämpfe der Feuerwehr nicht ausfallen. Aber unsere Vorschläge trafen in der Großgemeinde Elsterheide lange auf taube Ohren.

Dietmar Bredemann
Und das, obwohl sich hier so viel entwickelt – mehr als im Rest von Elsterheide. Aber die Gemeinde interessiert sich nicht für uns. Als kleines Dorf werden wir regelmäßig überstimmt. Ist das Demokratie?

Karl-Heinz Radochla
Die Belange unseres Dorfes werden kaum berücksichtigt.
Beim örtlichen Entwicklungskonzept »Freizeit- und Wasserwelt Geierswalde« herrscht seit 2000 Stillstand. Als wir das Konzept erarbeiteten, bezogen wir alle Aspekte der Dorfentwicklung ein: Straßenbau und Verkehr, Parkplätze und Bauland, und natürlich den Tourismus. Doch der Bürgermeister unserer

Gemeinde Elsterheide, Dietmar Koark, lehnt es ab, das Entwicklungskonzept fortzuschreiben.
Als Vorsitzender des Fördervereins bat ich ihn in einem offenen Brief, das örtliche Entwicklungskonzept als Gesamtverkehrskonzept zu berücksichtigen und insbesondere die dörfliche Entwicklung und Verkehrsbelange einzubeziehen. Bis heute erhielt ich keine Antwort.

Klaus Floeting
Ich denke, vieles könnte sich bewegen, wenn unser Ortschaftsrat aktiver wäre. Ich habe den Eindruck, die Mitglieder schlafen förmlich. Es braucht jemanden, der den Motor anschmeißt. Er muss die Geierswalder auffordern, sich aktiv zu beteiligen, er muss unsere Vorschläge hören und ernst nehmen. Dann sind wir schnell zu motivieren.

Dietmar Bredemann
In den letzten Jahren brachen viele Aktivitäten und Veranstaltungen in Geierswalde weg. Früher fanden viele Feierlichkeiten statt, bestimmt sechs im Jahr. Das schlief alles ein. Der Ortschaftsrat muss aufwachen!

Klaus Sauer

Vieles ließe sich mit ein wenig Zuwendung lösen. Ich wünsche mir, dass unsere Kinder die Chance bekommen, hier zu bleiben. Damit sie das auch wollen, sollte es hier schön und attraktiv sein. Meine Kinder sind heute elf und dreizehn Jahre alt. Sie lieben ihre Eltern und ihr Zuhause und denken nicht daran fortzugehen. Irgendwann wird sich das vielleicht ändern. Sie werden sich erinnern, wie sie in Geierswalde aufgewachsen sind und sich fragen, ob sie das für ihre Kinder wollen!
Bleibt der Ort in seiner Entwicklung stehen, wenden sie sich vielleicht von ihrer Heimat ab. Das möchte ich nicht. Ich hoffe, sie sagen eines Tages – so wie ich – dass sie in Geierswalde leben und alt werden wollen.

»Sedlitzer Heimatkunde für Flüchtlinge in der Lesestube«

Salonnière Katrin Rohnstock (Jahrgang 1960)
Das Thema unseres letzten Erzählsalons hieß »Geschichten aus dem Tagebau«. Neben alteingesessenen Sedlitzern kamen auch junge Syrer aus dem Übergangswohnheim, die noch nie vom Tagebau gehört hatten. Wir überlegten: Können wir ihnen die Heimatchronik und ein paar Bilder zeigen? Deshalb sind wir heute hier – um den Geflüchteten Sedlitz näher zu bringen und um ihre Geschichten zu hören.

Ahmed aus Syrien (Jahrgang 1988)
Ich heiße Ahmed und bin 28 Jahre alt. Ich habe drei Berufe: Elektriker, Klempner und Installateur. In meiner Heimat Syrien ist Krieg, deshalb floh ich nach Deutschland. Ich liebe Deutschland und die Deutschen dafür, dass sie mich aufnehmen. Ich bin kein Tourist, ich will hier leben. Dafür brauche ich Arbeit. Dann kann ich meiner Familie in Syrien helfen. Ich möchte zur Schule gehen. Ich will mit anderen Menschen sprechen. Wir Flüchtlinge brauchen den Kontakt zu den Deutschen. Ich will freundlich sein und helfen. Es stimmt nicht, dass alle Muslime hasserfüllte und böse Menschen sind.

Frau L.
Es gibt solche und solche.

Salonnière Katrin Rohnstock
Ja, das gibt's bei den Deutschen leider auch… So, die Damen, wer erzählt eine Geschichte aus dem Tagebau? Die Frau Vermesserin?

Frau S.
Ich arbeitete als Vermessungsgehilfin. Der Ingenieur nahm mit einem Instrument die Daten auf und ich stapfte mit einem Maßband in der Hand durch die

Mondlandschaft des Tagebaus. Bevor die Bagger kamen und mit dem Kohleabbau begannen, vermaßen wir das Gelände. So bestimmten wir, wo sich die einzelnen Flöze befanden und wo genau die Bagger graben mussten. War die Kohle aus der Erde geholt, vermaßen wir die Kippen und Folgelandschaften. Manche meiner Messwerte finden sich noch heute in den Karten.

Nepomuk Rohnstock (Jahrgang 1987)
This region is rich in coal and it has a rich industrial history of open-pit mining. The miners dig a huge hole and get out the coal using huge machinery. After the pit is exploited the hole is often flooded with water. That's why we have so many lakes in this region.
[Einer der Geflüchteten übersetzt ins Arabische.]
All around and within these huge mining pits – so deep that an entire town could fit in – you always have to check the location. It was Frau S's job to locate the exact position of the coal, at any given moment.

Salonnière Katrin Rohnstock
Zeigen Sie bitte mal das Foto des Tagebaus hoch. Danke.

Rami
I worked in the oil industry. [Er zeigt auf eines der Bilder.] This is like the machine that is used for oil.

Nepomuk Rohnstock
Er hat in der Ölindustrie gearbeitet, auf einer Ölförderstation.

Frau Beythan
Wir sind hier im Braunkohlenrevier. Bei uns wird Braunkohle abgebaut. Dabei gibt es zwei Möglichkeiten, entweder unter Tage im Schacht, oder über Tage. In der Lausitz bauen wir heute über Tage ab. Früher gab es auch bei uns den Schachtbau. Beim Tagebau wird die Erde von oben großflächig geöffnet. Große Geräte – die Förderbrücke und Bagger – tragen die freigelegte Kohle ab.

Syrer
Is it petrol or something like that? What is coal?

Nepomuk Rohnstock
You know oil. Oil is liquid, coal is solid. Coal originates from wood having died a long time ago. It's produced when pressure is applied to it over the time of many

million years. You can't use coal to fuel your car, but you can use it to produce heat to melt steel with and, most importantly, to produce electricity.

Salonnière Katrin Rohnstock
Habt ihr ein Stück Kohle hier? Die Geflüchteten kennen keine Kohle.

Nepomuk Rohnstock
This is a piece of coal.
[Er zeigt ein Stück Souvenirkohle, welches zum sechzigsten Jahrestag der Sowjetunion geprägt wurde.]
It's solid and it's almost pure carbon. This particular piece is special. It was made to celebrate the sixtieth birthday of the Soviet Union, as you can see written on it.

Frau Beythan
So etwas müssen die Leute vor Ort sehen. Im Tagebau Welzow sind die großen Geräte noch in Betrieb. Da sollten sie hinfahren!

Frau Hotz
Ich arbeitete 43 Jahre lang im Bergbau, zuerst im Abraum, dann auf der Förderbrücke und ganz zum Schluss unten in der Kohle. Auf dem Band war ich Bandwärter. Das hieß: Gucken, und wenn am Band etwas schief lief, mussten wir schippen. Oben auf dem Kohlebagger passte ich dreißig Jahre lang auf die Drehbrücke auf. An jedem Bagger sind Drehwinden. Die dürfen nicht trocken und heiß laufen. Ansonsten blockieren sie und der Bagger steht. Ich war dafür verantwortlich, dass diese Drehwinden immer gut geschmiert waren. Wir kämpften ständig mit Schwierigkeiten auf der Förderbrücke. Im Flöz befindliche Steine zwangen uns, die gesamte Maschinerie anzuhalten. Wir sprengten die Steine – unser Chef zog die Strippe für den Auslöser – und weiter ging es. Wir leisteten harte Arbeit.

Nepomuk Rohnstock
Almost everybody in this room worked in the coal industry. A huge bucket-wheel excavator gets out the coal. But before you reach the coal the soil above it has to be removed. There is a conveyor bridge that transports the soil and later on the coal. The lady was monitoring the conveyor bridge. In this process thousands and thousands of tons of soil and later on thousands of tons of coal are moved. It was Frau Hotz's responsibility to oil the machine and protect it from overheating. In this region we still have four active coal mines. That is little compared to what we used to have. You should go and make an excursion and visit the one in Welzow. There are guided tours through the mine where everything is explained. These mining equipments in Germany are some of the biggest machines in the world. Some of them are bigger than the Eiffel Tower. They are really impressive.
[Übersetzung ins Arabische – ein Syrer spricht auf Englisch]
Er studierte in Syrien Ingenieur für Großmaschinentechnik, aber…
Did you finish?

Syrer
I came here to complete my studies. But first I must learn Deutsch sprechen.

Nepomuk Rohnstock
Er möchte hier gern zu Ende studieren. Aber zuerst muss er natürlich Deutsch lernen.

Rami
My name is Rami, Rami Salaimeh. When I tell my last name everybody here in Germany thinks of something to eat.

Nepomuk Rohnstock
Er heißt Rami Salaimeh. *[Alle lachen.]*
Und ihm ist klar, dass Salami in Deutschland etwas zu essen ist. Auf Deutsch ist der Name witzig. Auf Arabisch heißt er »mein Frieden«.

Rami
For a long time I worked for a very big company in Dubai and in the United Arabic Emirates. The boss of the company was from Germany. I have a certificate about my employment. I was also working in structural building. We built gas rigs.

Nepomuk Rohnstock
Er hat in der Bauindustrie gearbeitet, in Abu Dhabi für eine deutsche Firma und er hat Bohrinseln errichtet.
Are you an engineer?

Rami
No. I was working like the foreman. I am Palestinian. When I came to Germany I wanted to learn the language, because I know that the German people like it when you speak their language. But in the Deutschkurs I was refused because of my nationality.

Nepomuk Rohnstock
Rami ist Vorarbeiter. Er ist Palästinenser und erhält keine Bewilligung für den Deutschkurs. Er will unbedingt Deutsch lernen.

Frau Hotz
Die Kohle fiel von der großen Förderbrücke in Eisenbahnwaggons. Die Gleise für diesen Zug wurden permanent verschoben. Ich verrichtete diese harte Arbeit bei jedem Wetter. Wenn ich es nicht mehr ertrug, ging ich eine halbe Stunde in eine kleine Stube auf der Förderbrücke und trank dort eine Tasse Tee. Dann hieß es wieder: raus. Wir durften nicht krank werden, wir mussten immer gesund sein. Das war eine schöne Zeit. Im Westen arbeiteten keine Frauen im Tagebau.

Nepomuk Rohnstock
A local specialty is that women worked in these open-cast mines. They did the same jobs as men. All of these women were hard-working. When the coal is out of the earth, it is put on trains. As the bucket excavator moves forward, the railway tracks have to be moved as well. One or two meters a day. People are needed to move the tracks by manual force. They lift the steel train tracks up and put them a little bit next to the old spot.
That is what she did. I think it is really impressive.

Frau Hotz
Die alten ausgekohlten Tagebaue wurden geflutet und es entstanden Seen. Das ist der Sedlitzer See.
[Sie zeigt eine Karte.]

Nepomuk Rohnstock
What you see here is a satellite picture of the region. This is Sedlitz. And all of this was one open-cast mine. Almost all the lakes in this region used to be pits for mining. There used to be villages above the coal. They were demolished, because the coal was more important than the people. So the people had to leave and got new houses somewhere. The villages are gone forever.
[Übersetzung ins Arabische]

Frauen
Die Rohkohle wurde weggefahren und weiterverarbeitet. In den Brikettfabriken wurden Briketts gepresst. Im Kraftwerk wurde Dampf erzeugt, mit diesem Dampf wurden Wohnungen geheizt.

Nepomuk Rohnstock
The coal was further processed. In special factories, called Brikettfabriken, it was made into briquettes. Some of the ladies at this table worked in these Brikettfabriken. It was very important work.
[Ein junger Syrer spricht auf Arabisch, ein anderer übersetzt.]

Syrer
He is fifteen years old. He wanted to learn German. He has been living in Germany for one year. But he did not go to school yet.

Nepomuk Rohnstock
Er ist fünfzehn Jahre alt. So jung!
Du hattest keine Möglichkeit, zur Schule zu gehen? *What is the problem with the course?*

Syrer
His brother was responsible for him. He doesn't have the papers.

Frau K.
Aber er muss doch mal Deutsch lernen!

Syrer
His family is here, his mother and his brother. He wanted to go to his mum. But he is not allowed to move to his family. I don't know why.

Nepomuk Rohnstock
Seine Mutter ist in Dortmund. Er darf sie nicht sehen. Sie wissen nicht warum.

Frauen
Sie müssen doch auch auf ihre Kinder aufpassen. Wenn die Mutter in Dortmund ist, kann er doch zu ihr. Wenn er es nicht darf, hat das sicher mit der Politik zu tun. Es ist traurig, wenn er die Mutter nicht besuchen darf.

Nepomuk Rohnstock
Das nennt sich Residenzpflicht. Er darf sich ohne Sondergenehmigung nicht von seinem offiziell bestimmten Unterbringungsort wegbewegen. Deshalb hat ihn die Polizei schon einmal geschnappt. Offensichtlich ist seine Mutter kein Grund für eine Sondergenehmigung.
Did you flee with your mother and were you seperated in Germany? Or did you come separately?

Syrer
He came alone. His mother came here two months ago.

Nepomuk Rohnstock
Er ist allein nach Deutschland geflüchtet. Seine Mutter ist erst vor zwei Monaten hier angekommen.

Frauen
Und habt ihr anderen eure Mütter mit? Auch nicht? Dann müsst ihr euch hier eine Frau suchen, dann habt ihr jemanden.

Abdullah
Ich heiße Abdullah, ich komme aus der Stadt Aleppo in Syrien. Ich bin 22 Jahre alt. Before the war I studied economy in college. I did not finish.

Nepomuk Rohnstock
Abdullah studierte vor dem Krieg Betriebswirtschaft. Aber er konnte das Studium nicht abschließen.
Did you come alone?

Abdullah
Ja. *Five months ago. My family is in Syria. I want to stay here. But I cannot participate in the German classes.*

Nepomuk Rohnstock
Seine Familie ist noch in Syrien. Er möchte gern hier bleiben. Seit fünf Monaten ist er in Deutschland. Er darf nicht am Deutschunterricht teilnehmen.

Frauen
Er darf nicht teilnehmen? Das kann ich nicht verstehen.

Frau W.
Dann müssen wir den Kurs machen!

Frau A.
Da lernen sie nichts Gutes.
[Alle lachen.]

Nepomuk Rohnstock
She said, if you can't get the course they'll have to do it! She will teach you. It was a joke, but I think she will teach you, if you ask her.

Ali
My name is Ali. Ich heiße Ali. Ich bin Palästinenser, aber lebte in Syrien. *I studied at a university in Syria for two years – engineer, mechanics and Großmaschinen, but did not finish. I came here to complete my studies.*

Nepomuk Rohnstock
Er studierte zwei Jahre lang Ingenieur für Großmaschinen. Aber wegen des Krieges konnte er nicht abschließen.

Ali
You know, me and him and other people from Turkey came to Europe swimming.

Nepomuk Rohnstock
Die beiden sind zusammen geflohen und von der Türkei aus geschwommen.

Frauen
Um Gottes Willen.

Nepomuk Rohnstock
Er hat Bilder davon auf dem Handy.
[Er zeigt sein Handy herum]
Sehen Sie, die sind von Leuten aufs Boot geholt worden.
Were these German or English people?

Ali
From Holland and Österreich. We were swimming nearly ten kilometers.

Nepomuk Rohnstock
Zehn Kilometer sind sie geschwommen. Dann wurden sie von einem Boot aufgegriffen, von Österreichern und Niederländern, die in der Region waren. Wow. *You wanted to swim to Greece?*

Ali
Ja. *Just with our hands. We were eight people.*

Frau Stephan
Wir können nicht schwimmen, junger Mann. Wir haben Angst vor Wasser.

Frau A.
Wir lernten es nicht in der Schule. Damals gab es keine Gelegenheit dazu. Moment, er da vorne will erzählen.
[Einer der Syrer übersetzt]

Syrer
He just speaks Arabic. His name is Mohsen. He is thirty-five years old. He is working as a builder. He is married and has two children.

Nepomuk Rohnstock
Er heißt Mohsen, er ist fünfunddreißig Jahre alt. Er war Bauarbeiter, ist verheiratet und er hat zwei Kinder.

Frau A.
Ist er alleine hier? Ist er mit den Kindern hier?

Nepomuk Rohnstock
Did he come alone?

Syrer
Yes. His wife and his children are still in Syria.

Syrer
It was my brothers idea to swim to Europe. He is in the Netherlands now. At first I refused, because he could not swim. But we built something to help him.

Nepomuk Rohnstock
Von den acht Leuten konnten zwei nicht richtig schwimmen. Unter anderem sein Bruder, aber er hat ihm irgendwie etwas gebaut, damit es doch ging.
Did all of you survive?
[Übersetzung ins Arabische]

Nepomuk Rohnstock
Sie haben es alle überlebt.

Frau M.
Woher kommen die Fotos? Wenn sie da im Wasser waren? Da wären die Handys doch kaputt gegangen.

Syrer
This is another mobile phone. Mine was damaged by the seawater. The people on the boat took the pictures.

Nepomuk Rohnstock
Sie haben die Fotos nicht selbst gemacht. Die Gruppe, die sie rettete, machte die Fotos und schickte sie ihnen später zu. Damit sie sich erinnern.
For how long did you swim?

Syrer
Eight hours. *[Sie zeigen Fotos.]*

Frau W.
Das ist eine Leistung!

Mohsen
In Syria now the people cannot live. It takes many months to come to Germany. For the people that do not have enough money swimming is the last chance.

Nepomuk Rohnstock
Der Grund warum sie geschwommen sind, ist, dass es nicht möglich war, in Syrien zu bleiben. Sie hatten nicht genug Geld für die Schlepper zu bezahlen, deswegen mussten sie schwimmen. Für die Menschen, die kein Geld haben, ist es die einzige Möglichkeit, nach Europa zu kommen.

Frauen
Nee, das wäre mir nichts! Wie viele haben mit dem Leben bezahlt? Tja, und dafür mussten sie noch Geld ausgeben.

Frau A.
Man muss bedenken, wie viele unserer Eltern und Großeltern geflüchtet sind. Sudetendeutsche und Ostpreußen mussten Häuser und Besitztümer verlassen.

Nepomuk Rohnstock
Before the Second World War Germany used to be a lot bigger than today. During and after the war a lot of people had to flee their homes and became refugees like you guys. The family of my grandfather, for example, were refugees. They lost everything. They had to build a new life for themselves. So you're not the first refugees arriving in Germany and you, for sure, will not be the last ones.
[Übersetzung ins Arabische]

Frauen
Die Heimat verlassen, ist nicht einfach. Und sich hier eingewöhnen auch nicht.

Nepomuk Rohnstock
Aber Sie können den Geflüchteten in Sedlitz ja helfen. Sie geben ihnen Sprachunterricht, jetzt und hier.

Frau Stephan
Da wird mein Mann noch eifersüchtig.

Nepomuk Rohnstock
I asked her to give you language lessons. She said her husband will be jealous.
Sie sagten vorhin, Sie hätten jetzt ein Enkelkind gefunden…

Frau E.
Ich habe genug Enkelkinder.

Nepomuk Rohnstock
Kann man genug Enkel haben?

Frau E.
Enkelkinder kosten.

Nepomuk Rohnstock
Diese hier wollen von Ihnen nur zwei Stunden pro Woche Zeit.

GEWINNER
KOLLEKTIVGESCHICHTE

»In Lauchhammer spielt die Musik«

– Ein Erzählsalon bei »Buntrock«

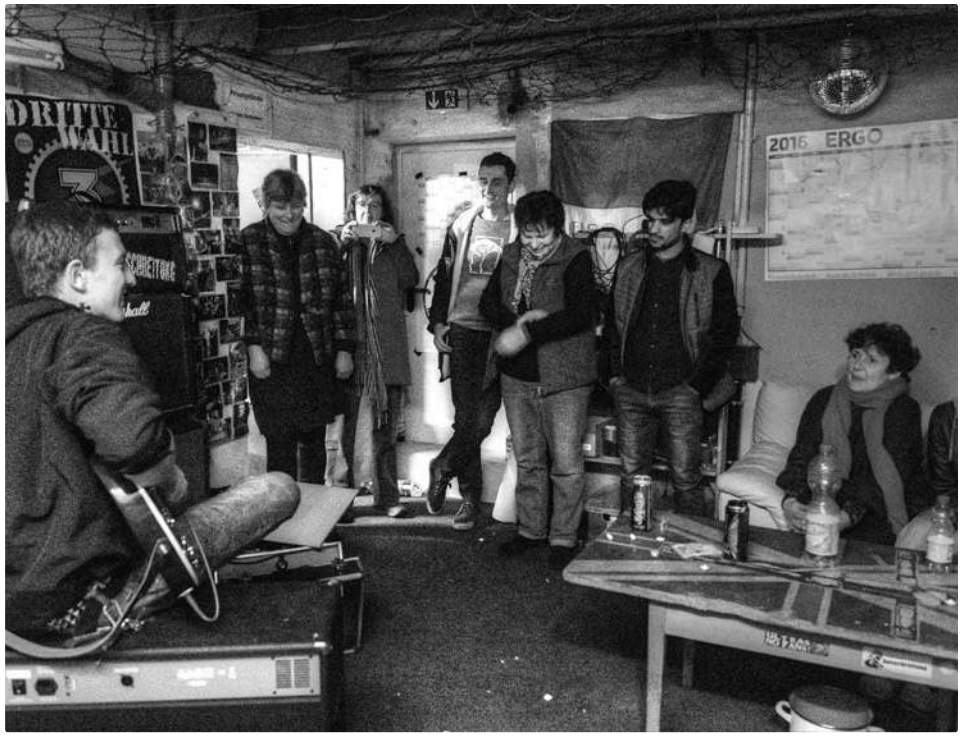
Salonnière Katrin Rohnstock
»Was wir in Lauchhammer mit Musik machen« lautet heute das Thema unseres Erzählsalons im Südclub. Ich weiß nicht, ob der Begriff »Salon« in diese Räume passt?

Henry Schüler
Na klar! Aber »Erzählkeller« ist auch okay.

Salonnière
Dann bleiben wir beim Erzählsalon.
Wir haben drei Flüchtlinge aus Afghanistan zu Gast in der Runde. Wer übersetzt für sie?

Henry Schüler
Ich übernehme das: T*oday is all about music. What do you do with music in Lauchhammer? That is our topic. Which kind of music do you like? Do you make music yourself? Do you play an instrument or sing or dance?*

Salonnière Katrin Rohnstock
Danke. Wollen Sie gleich anfangen?



»Punk«

Henry Schüler
Ich spiele seit vier, fünf Jahren Gitarre. Als ich ungefähr dreizehn Jahre alt war, kaufte ich mir im Lidl einen Billig-Gitarrensatz.
Im alten »Buntrock« saßen wir oft im Proberaum und hörten den Leuten zu, die gerade Musik machten. Es gab viele Bands, richtig gute, die alles spielten von Punkrock bis Rockabilly, Gothic oder Darkwave. Für jeden war etwas dabei.
Mit Stefan und Danny, ein paar Freunden, die auch im »Buntrock« waren, begann ich, selbst Musik zu machen. Wir gründeten eine Band, trafen uns wöchentlich und probten. Irgendwann fingen wir an, Konzerte zu geben. Immer wieder unter wechselnder Besetzung.
Drüben im Sportraum stand ein abgeramschtes Schlagzeug, das hatte jemand gegen ein paar Stiefel getauscht.

Steven
Henry brachte mich darauf, Schlagzeug zu spielen. Von alleine wäre ich nicht auf die Idee gekommen. Aber für mein persönliches Wohlbefinden ist es gut, wenn ich etwas in meiner Freizeit mache.
In einer Band zu spielen, bereichert mich, es ist wie eine Weiterbildung. Das Radio schalte ich nicht mehr ein, da spielt immer dieselbe Leier. Ich will Texte hören, die zum Nachdenken anregen, die sich mit der politischen Lage und dem Asylthema auseinandersetzen.
Der Sänger unserer Band schreibt solche Texte. Unsere Musikrichtung, der Punkrock, ist politisch. Die Musik wird gemacht, um Menschen zu bewegen und aufzuklären. Dabei geht es um die gesamte gesellschaftliche Lage, darum, wie die Menschen sich untereinander benehmen und um die egoistische Einstellung, mit allem Gewinn machen zu müssen – dagegen spielen wir an.
Wir wollen zeigen, dass es eine Alternative zu dieser Lebensform gibt.

Henry Schüler
Vor kurzem nahmen wir unser Album auf. Demnächst veranstalten wir eine Record-Release-Party mit zwei Bands aus Finsterwalde und Senftenberg.
Viele Jugendliche aus unserer Ecke finden Punkrock gut. Wenn Konzerte stattfinden, kommen alle aus der Umgebung hierher.
Es gibt im Internet coole bedruckte Stoffbändchen. Sie kosten zwei Euro pro Stück, die werden wir bestellen. Der Erlös geht an »Seawatch«. Das ist eine Organisation, die mit einem privaten Schiff in Seenot geratene Flüchtlinge rettet. Die Konzertbesucher zahlen mit dem Erhalt der Bändchen eine freiwillige Zwangsspende. Als Band sind uns solche Aktionen wichtig.

Die Musikszene(n) von Lauchhammer

Henry Schüler
In dem Proberaum hier drüben macht eine Band moderne Partymusik. »Soundbar« heißen die, glaube ich.
Dann gibt es noch den Nappi, der sein eigenes Tonstudio eingerichtet hat. Was heißt Tonstudio! Er baut es Stück für Stück auf. Von dem Geld, das er verdient, wenn er als Tontechniker Musik abmixt, baut er weiter. Sein Traum ist ein richtiges Studio. Er hat begonnen, Filmmusik in Potsdam zu studieren.

Konrad Wilhelm

Die Lauchhammeraner Chöre dagegen sind eingeschlafen. Der Stadtchor ist das Überbleibsel vom Bergarbeiterensemble. Es gibt einen Chor der Europaschule in der Heinrich-Zille-Straße, seine Mitglieder sind schon um die Fünfzig. Der Chor entwickelte sich aus dem Schulchor heraus. Solange singen sie schon zusammen. »Viva La Musica« heißen sie.
Die Kinderband »Green Forest« vereint die jüngsten Musiker der Stadt. Der Jüngste ist der Schlagzeuger, der müsste zehn oder elf Jahre alt sein.

Henry Schüler
Den Spielmannszug gibt's auch noch.

Konrad Wilhelm
Die Tanzgruppe ist eingeschlafen.

Henry Schüler
Die »Streetfight East«, eine Rap-Hip-Hop-Kombo, hatte sich in unseren Proberaum einquartiert.
»Big Fat Shakin« machen Rockabilly, proben aber wohl nicht mehr in Lauchhammer.
Im Buntrock gab es eine Band, die nannte sich »Drunken Butterfly«, betrunkener Schmetterling. Sie spielten Irish Folk.
Und Müllix von »Müllerbeat«, hat seinen Proberaum hier drüben. Er ist Schlagzeuglehrer in der Europaschule. Die Musikszene in Lauchhammer ist wirklich vielfältig.

Salonnière Katrin Rohnstock
Ihr habt einen schönen Überblick über die Szene gegeben. Könnten sie nicht alle zusammenkommen, um zu musizieren?
Im letzten Sommer wurde in Freiburg im Breisgau eine Stadtoper aufgeführt. Fünf Bands aus der Stadt und zehn verschiedene Chöre sangen gemeinsam. Das Orchester bestand aus Laien. Eine Türkin komponierte den Musikern der Stadt die Oper auf den Leib. Vielleicht könnt ihr in diese Richtung weiterdenken?

Nikol Schüler
Das klingt cool.

Kerstin Gogolek
Ihr habt euch und ein Potential von dreihundertfünfzig Menschen aus anderen Ländern in der Stadt.

»Welche Musik wir in Afghanistan machen«

Salonnière Katrin Rohnstock
Möchte jetzt einer von euch erzählen? *Would you like to talk about your story with music?*

Hossaini Saidmojtaba
[übersetzt aus dem Arabischen ins Englische]
Undar listens to Afghan music. He likes Afghan music. Ali Khan is a very good dancer.
I don't listen to German music. I am playing the jembe.

Henry Schüler
It's a kind of drum, isn't it?

Hossaini Saidmojtaba
It's the jembe. But Wais is not playing.

Kerstin Gogolek
Wais sings in the morning. Before we start our German class.

Hossaini Saidmojtaba
I sing too, but not too much. A friend of mine is in the ballet.
His brother Shakib Mosadeq is a famous singer from Afghanistan. Now he lives in Hamburg. Sometimes he calls some friends and then we have a party and sit together. These parties are good.
Another friend lives in Berlin. He is working with Turkish people. Sometimes, when we go to Berlin, we throw a small party, too. We are playing the guitar, playing the harmonium, this belongs to Afghan music.

I am the only one who listens to classical music. Rap music is now popular in Afghanistan. But I prefer listening to normal guitar music.

»Ohne Musik wäre der Ofen aus«

Marian Freigang

1993 begann ich, mich richtig für Musik zu interessieren. Es ging mit harten Bands wie »Sepultura« los, mit Thrash-Metal- und Hardcore-Bands. Diesem Musikstil bin ich treu geblieben. Daran wird sich nichts ändern.
Schlagzeug spiele ich, seit ich zwanzig bin. Musik ist immer und überall in meinem Leben. In einer festen Band spiele ich nicht, aber mit Stefan Cepa und Michael Piskuhl treffe ich mich zu Jamsessions. Jeden Dienstag improvisieren wir für ein, zwei Stunden. Wir hatten früher eine Band, doch nach wenigen Auftritten zerschlug sich das.
Ich gehe jedes Wochenende auf Konzerte. Ohne Musik wäre der Ofen aus.

Henry Schüler

Marian makes music, too. He plays the drums. He started, when he was twenty years old. He isn't part of a band, but in a small group they meet and make music together, just for fun.
Marian is also a member of Buntrock. They organise concerts at different locations, like the Biotürme.

Konrad Wilhelm

I am a member of the history club of Lauchhammer. We save traditions and keep the coal industry's history alive. Especially the Biotürme are important for us. The towers are the last buildings that represent the old coal industry here. They are quite unique and we want them to become a living part of Lauchhammer again through concerts or other events.

»Feiern vor den Biotürmen«

Als wir 2012 mit einem Festival zwanzig Jahre Buntrock feierten, kamen über sechshundert Besucher. Wir feierten draußen, gleich beim Buntrock, zwischen Kindergarten und Baracke.

Konrad Wilhelm

Das Festival sah ich mir kurz an. Ich suche den Kontakt zur jungen Generation. Ich wünsche mir, dass sie die Biotürme für solche Veranstaltungen nutzen können. Durch die Eigner der Türme passiert zu wenig. Dabei sind die Biotürme ideal für solche Events. Dort draußen stört der Krach niemanden.

Marian Freigang

Erst ein Mal veranstalteten wir ein Festival vor den Biotürmen. Bis zwei Uhr morgens war die Veranstaltung offiziell genehmigt, dennoch ließen wir die Musik weiterlaufen. Niemand beschwerte sich.
Zwischen drei und vier kam die Polizei, ohne Vorwarnung. Offenbar passte es einigen nicht, dass endlich mal etwas los war in Lauchhammer. Letztlich sollten wir Strafe dafür zahlen, dass die jüngeren Leute etwas auf die Beine gestellt

hatten! Die Stunden sollten wir in Lauchhammer abarbeiten. Ich sagte nur: »Wer das machen will, der kann hingehen. Ich bin nicht dabei!«

Konrad Wilhelm
Früher hätte kein Hahn danach gekräht. Heute muss jeder seinen Senf dazugeben, jeder denkt nur: »Ich!« Da ist der Griff zum Hörer schnell getan. Früher gab es fast keine Telefone, da konnte keiner schnell mal die Polizei anrufen.

Marian Freigang
Da musste man persönlich hingehen. Jetzt ist das einfacher: Aus dem Hinterhalt kann man den jungen Leuten eine Beschwerde reindrücken.

Konrad Wilhelm

Das ist schade. An den Türmen wurden technische Anlagen installiert, die nicht genutzt werden. Im hinteren Teil wurde eine LED-Beleuchtung eingebaut und in den Kreuzen zwischen den Türmen, die im Außenteil noch fehlen, sind Leitungen vorhanden. Es gibt eine Schnittstelle, die könnt ihr ansteuern und mit der Musik koppeln. Damit lassen sich wunderbare Lichteffekte erzeugen.

Henry Schüler
Es ist nicht einfach, in Lauchhammer Konzerte zu organisieren. Wollen wir eins veranstalten, bekommen wir wahnsinnige Auflagen.
Vor- und Nachbereitungszeit werden immer länger, da wir von der Versicherung bis zum feuerfesten Teppich alles selbst organisieren müssen.

Marian Freigang
Ich habe das auch gemerkt. Es ist eigentlich nur noch ein Krampf, wenn du etwas auf die Beine stellen willst.

Konrad Wilhelm
Das liegt an den Gesetzen. Letztlich kann man der Stadtverwaltung nichts vorwerfen: Die Verantwortlichen setzen die Gesetze durch, damit sie nicht anecken und selber eine Strafe bekommen.
Andererseits ist alles eine Auslegungsfrage. Wenn ich träge bin, handle ich streng nach Gesetztestext. Bin ich aber gewillt, etwas Schönes auf die Beine zu stellen, dann nutze ich den Handlungsspielraum aus und lasse mir eine gute Begründung einfallen.
Ich kenne das von den Biotürmen. Erstens bedarf es eines Menschen, der das Zepter in die Hand nimmt und alles organisiert. Das kann nicht die Biotürme

GmbH sein. Sie stellt lediglich das Gelände zur Verfügung oder vermietet es. Mit der Vermietung habe ich meine Probleme: Ich fände es gut, wenn das Gelände kostenlos zur Verfügung gestellt werden würde. Das Geld kann an anderer Stelle besser eingesetzt werden.
Zweitens braucht es Ideen und drittens kommt die große Unbekannte in Lauchhammer dazu: Man muss die Lauchhammeraner aus ihren Häusern locken. Das ist jedes Mal ein Theater!
Das Einzige, was hier funktionierte, waren »Die Hamster« – eine dreiköpfige Volksmusikgruppe. Die ältere Generation klatschte und trank Kaffee. Alles andere ist ein Krampf.
Als die Puhdys auftraten, hatten wir Glück. Das Wetter spielte mit und wir machten gute Werbung. Dadurch kamen über viertausend Besucher. Da stimmte die Kasse. Damit glichen wir Defizite aus. Das Konzert fand allerdings nicht an den Biotürmen statt, sondern im Schlosspark. Auch diese Anlage wird sonst wenig genutzt. Sie ist sehr groß. Dennoch eine einmalige Location.
In Lauchhammer gibt es eine Reihe von Möglichkeiten. Der großartige Theaterintendant Sewan Latchinian, der damals das Theater in Senftenberg leitete, hatte Ideen, die Türme zu bespielen.
Die Biotürme sind als Kulisse überall gelistet. Einmal schoss eine Fotoagentur eine ganze Woche lang Fotos. Das Magazin »Der Stern« produzierte eine Modestrecke. Alle bekannten Modemarken waren vertreten und wurden von den spindeldürren Models präsentiert. Die Bergbaurentner waren begeistert und wollten gar nicht mehr nach Hause, weil sie Hand anlegen durften.
Ein paar Ideen wurden umgesetzt. Durchgesetzt hat sich jedoch nichts. Lauchhammer ist zu provinziell. Die Biotürme sind zu weit abgelegen. Und die Einwohner bringen sie noch immer in Verbindung mit dem Gestank.

»Feiern mit Buntrock«

Marian Freigang

Als die Älteren noch bei Buntrock aktiv waren, organisierten sie jedes Jahr ein Straßenfest. Auch vor unserem Club gab es ein paar Stände. Aber weil sich immer weniger Leute fanden, die richtig mit anpackten, veranstalten wir solche Feste nur noch zu Jubiläen, zuletzt 2012.

Stefan Cepa

Nächstes Jahr wird Buntrock fünfundzwanzig. Es ist noch nicht offiziell, aber wir haben uns schon einen Kopf gemacht, wie wir das Jubiläum zelebrieren. Der Schulhof würde sich als Location anbieten. Aber ich muss noch mit den Leuten quatschen.
Ich organisiere oft Veranstaltungen für Buntrock. Gemeinsam mit der Arche und dem Südclub zogen wir über die Skate-Initiative »540« einen Skate-Jam auf. Jeden Sommer gibt es ein zweitägiges Event. Der Jam findet auf dem Skateplatz statt. Nebenbei gibt es noch kleinere Sachen, für die Buntrock die Location stellt. Wir machen Tresen-Abende, Metal-Abende, Halloween-Partys, einen Hiphop-Tresen oder 60er-Jahre-Partys.
Bei der 60er-Jahre-Party packten zehn Mann mit an. Beim Skate-Rock-Jam sind wir dreißig, vierzig Helfer. Die Leute vom Südclub sind ein eingespieltes Team,

die machen die Bar und den Grill. Ich hole mir Leute von der Arche, junge Skater zum Aufbau. Gemeinsam mit Jörg von Buntrock planen wir die Veranstaltung durch: Wir füllen die Formulare aus, stellen die Sicherheitsleute, fragen Bands an. – Das ist ein Akt.

Salonnière Katrin Rohnstock
Habt ihr schon mal überlegt, etwas mit dem Orchester der Bergarbeiter zu machen?

Stefan Cepa
Das hatten wir beim Zwanzigjährigen von Buntrock schon einmal. Auch beim Straßenfest sind die Blasmusiker immer dabei.
Unser fünfundzwanzigjähriges Jubiläum planen wir bereits. Die Veranstaltung soll am Nachmittag beginnen. Neben Kinderschminken wollen wir den älteren Herrschaften ein angenehmes Ambiente bieten. Da würde ein Auftritt des Orchesters passen. Sie dazu wieder einzuladen, ist eine gute Idee!
Am Abend kommen unsere Bands, da geht es ein bisschen ruppiger zu.

Konrad Wilhelm
Dem Jugendorchester fehlen die Auftrittsmöglichkeiten, deswegen will ich die Jugendlichen zum Bergmannstag holen. Die brauchen Spielpraxis.
Das Orchester der Bergarbeiter baute das Jugendorchester über die Jahre auf. Ich wusste bis vor kurzem nicht, wie gut die schon sind! Die zwölf Jugendlichen zwischen elf und vierzehn Jahren sind ausgerüstet mit Bergmannsuniform, Schachthüten und allem Drum und Dran. Das kostete ein Schweinegeld. Auf der Grünen Woche in Berlin traten sie gemeinsam mit dem Blasorchester Plessa auf. Das waren fünfunddreißig Mann! Ich staune, wie weit sie es schon gebracht haben.

Henry Schüler
We are talking about the idea, that our different kinds of bands could play a concert together. We'd like to combine rock bands with the traditional brassorchestra. Next year we will celebrate the twenty-fifth birthday of our club. It would be exciting, if we could find a way to play together.

»Plätzchen backen mit Flüchtlingen«

Henry Schüler
Mit den Flüchtlingen wird falsch umgegangen. Das sind Menschen, die Hilfe brauchen. Man darf nie vergessen, dass man selbst in solch eine Situation geraten könnte.
In Zusammenarbeit mit Buntrock gründeten wir vom Südclub eine Initiativgruppe, die sich »Bunte Zora« nennt. Wir nehmen Sachspenden an, organisieren Kinder- oder Willkommensfeste.

Nikol Schüler

In der Schulküche des WEQUA-Hotels backten wir gemeinsam mit den Kindern Plätzchen. Es war ein Chaos! Wir waren voller Mehl, die ganze Bude war weiß. Wir hatten Spaß.
Dann malten wir mit den Kindern Bilder. Wir schossen ein Gruppenfoto und klebten es auf die Bilder. Darunter schrieben wir, welches Kind was gemalt hatte und verteilten das Bild als Dankeschön an alle, die uns geholfen hatten.

Henry Schüler
Einmal trafen wir Flüchtlinge aus dem Heim am Strand. Wir nahmen sie mit und machten zusammen Musik. Die beiden, Steffen und Marina aus Kamerun, sangen. Sie legten voll los, hatten richtig Bock. Es entwickelte sich eine Freundschaft.
Durch ihre Abschiebung wurden wir auseinandergerissen…

Nikol Schüler
Nach so einem Erlebnis wird man vorsichtig. Schon komisch.

Henry Schüler
So eine Erfahrung stumpft ab. Das ist schade. Wir haben noch Kontakt zu ihnen, aber es ist trist, nur übers Internet zu kommunizieren. Wir hatten eine richtige Freundschaft aufgebaut. Jetzt sind wir vorsichtiger, weil uns diese Trennung sehr mitnahm.

»Die Nachbarin Frau Renke und der Kartoffelsalat«

Nikol Schüler
Unsere gute Seele, die Nachbarin Frau Renke, dürfen wir nicht vergessen. Sie ist wichtig. Jahrelang schmierte sie für die Bands, die bei uns im Club Konzerte gaben, Brötchen und bereitete leckeren Kartoffelsalat zu. Am Morgen nach dem Konzert weckte sie die Musiker mit einer Tasse Kaffee.

Henry Schüler
Die Bands schlafen im Hotel oder zelten im Garten. Je nachdem, welche Ansprüche sie haben. Es gibt welche, die wollen früh duschen. Duschen haben wir nicht, also müssen sie ins Hotel. Wem das wurscht ist, der kann schlafen, wo er umfällt.

Nikol Schüler
Als wir noch keinen Teppich hatten, wischte Frau Renke früh nach einem Konzert oben im Saal wie eine Verrückte und schiss uns zusammen: »Bewegt euch. Wer saufen kann, kann auch arbeiten.«
Sie ist echt cool. Heute macht sie es leider nicht mehr, weil sie sich zu alt fühlt. Sie kommt gern mit ihrem Mann und ihrem Hund gucken, aber nach einem Bierchen hauen sie ab. Die Musik ist nicht ihr Ding.

»Zuhause Nummer Eins«

Langjähriges Clubmitglied
Zu Glanzzeiten sind da oben im Saal fünfhundert Leute rumgesprungen. Das gibt es nicht mehr. Wenn wir heute etwas Kleines veranstalten, kommen sechzig, siebzig Mann.
Wir sind seit Jahren eine große Familie, jeder kennt jeden. Manchmal vergisst man den Jahrestag mit der Freundin, aber man weiß, wer wann Schicht hat. So läuft das hier. Ich rufe an: »Ich brauche schnell Hilfe«, da kommen fünf Mann. Also nur rumglucken und den Arsch zusaufen, das geht nicht.

Nikol Schüler
Musikalisch sind wir schon mehrere Jahre oben im schönen Saal. Irgendwann kamen wir, damals noch »die Kleinen« aus der Roten Zora, dazu. Wir übernahmen immer mehr Verantwortung. Lernten, alles zu organisieren, die Genehmigungen einzuholen, die Bühne aufzubauen – das ist heute noch lustig. Wie auch das Aufräumen am nächsten Tag, wenn alle nur noch kriechen können.
Wir sind jeden Tag im Club. Es ist wie die zweite Familie. Wenn wir uns einen Tag nicht sehen, ist das komisch.

Henry Schüler
Jeder Weg führt uns hierher. Auch wenn wir um drei von der Party kommen, treffen wir uns im Club. Selbst wenn keiner die Augen offen halten kann. Es ist unser Zuhause Nummer eins. Wo wir schlafen, das ist Zuhause Nummer zwei.

Nikol Schüler
Der harte Kern, das sind sieben Mann, der kommt täglich. Der Rest kommt, sobald er Zeit hat. Wir sitzen zusammen, hören Musik und quatschen Blödsinn. Oder wir hecken was aus.

Henry Schüler
The club is like a family. Some members come here every day, we see each other everyday. This feels like our family.
[Übersetzung ins Persische]

»Musike, Musike«

Henry Schüler
Wir haben drüben im Süd-Club jemanden, der hört Discomucke, total krachig, ekelhaft kreischig. Wir hatten hier schon Ska-Bands und Hardcore-Bands. Im Sommer wollen wir draußen so'n Akustik-Ding machen, was Entspanntes, auch mit politischen Texten…

Nikol Schüler
Aber bei uns gibt's nicht nur Punkmusik. Jeder kann hören, was er will, nur Nazi-Musik gibt's nicht.

Kerstin Gogolek
Ich finde es wichtig, dass hier viele Musikrichtungen möglich sind.

Henry Schüler
It's possible to make or to listen to a variety of music in Lauchhammer. Rock, Hip-Hop or even Classic.

»Das Verhältnis zu den Nazis«

Henry Schüler
Von den Nazis traut sich keiner her, die sind nicht lebensmüde. Es gibt zwei, drei kleine Suffköpfe, die ab und zu aus ihrem Haus kommen und 'nen Sticker an eine Laterne kleben. Aber das ist nicht der Rede wert, das ist keine ernstzunehmende Bedrohung. Unterschätzen dürfen wir sie trotzdem nicht.

Konrad Wilhelm
Südlich ist es schlimmer.

Henry Schüler
Richtung braunes Dreieck, Gröden, generell auf den Dörfern… Wir wissen von denen, die wissen von uns.

Konrad Wilhelm
Es ist in den letzten Jahren ruhiger geworden.

Nikol Schüler
Die Nazis verlassen Lauchhammer. Gott sei Dank.

Kerstin Gogolek
Dass es inzwischen in Lauchhammer weniger Nazis gibt, freut mich.

Henry Schüler
Aber Pegida-Idioten haben wir hier. Und unseren NPD-Kandidaten: Schreibt bei Facebook, er organisiere soziale Projekte in seiner Wohnung. Sitzt aber jeden Abend mit einem Kasten Bier vor der Bude. Komischer Typ.

Henry Schüler
In the past we had trouble with the Nationalists, the Nazis, but today it has become better. They leave Lauchhammer, they have nothing to do here.
They have to go!
[Übersetzung ins Persische]

»Winter und Sommer«

Kerstin Gogolek
Von Lauchhammer-Mitte oder -Ost nach -Süd kommt man schlecht. Wenn die Flüchtlinge zu euch kommen wollen, um Musik zu machen oder um auf Konzerte zu gehen, haben sie ein Problem. Es gibt nur einen Bus, der einen Haufen Geld kostet.

Henry Schüler
Und um acht Uhr fährt der letzte Bus. Wenn es warm ist, kommen viele mit dem Fahrrad. Im Winter bleiben sie zu Hause.

Nikol Schüler
Wenn das Grillen und Baden beginnt, kommen mehr. Wir baden im Kühlteich vom Kohlekraftwerk, obwohl der nie richtig fertiggestellt wurde.

Konrad Wilhelm
Die Kohlegrube, die seit neunzig Jahren außer Betrieb ist, wurde auf einer Seite saniert, auf der anderen nicht. Da stand einmal ein LKW senkrecht. Der fuhr ans Ufer und löste eine Rutschung aus.
Die Verhältnisse haben sich verändert. Als das Grundwasser flächendeckend abgesenkt war, war das Gelände sicher. Nach Einstellung der Braunkohleförderung kam das Grundwasser zurück und stieg in geschüttete Schichten. Dadurch änderte sich der Porendruck. Jetzt kommt es zu Unglücken, wie dem in Neuwiese, wo es fünf LKWs erwischte. Die stecken heut noch in der Erde. Die geotechnische Grundlagenforschung beschäftigt sich damit. In Zukunft müssen Gegenmaßnahmen eingeleitet werden, wie Rütteldruckverdichtungen, verdeckte Dämme und vieles mehr. Das muss hier alles noch passieren. Begonnen haben sie aber schon…

Nikol Schüler
Wenn wir im Kühlteich baden gehen und einer spielt Musik, dann wird laut und schief gesungen.

Henry Schüler
Bis die Sonne aufgeht.

Salonnière Katrin Rohnstock
Schönes Jugendleben!

Kerstin Gogolek
Da behaupte noch einer, in Lauchhammer sei nichts los!

Nominierte Geschichte

»Was ich mir für Plessa wünsche«

– Der Erzählsalon stellt Fragen an die Zukunft

Fred Wanta (Jahrgang 1960)

Wenn ich mir etwas Großes wünschen darf, wünsche ich mir eine Zukunft für Plessa.
Ob einer seine Zukunft im Ort sieht, hängt von vielen Faktoren ab. Davon, ob er seine Wurzeln in Plessa hat, ob er seine Heimat wertschätzt, ob Traditionen aufrecht erhalten und fortgeführt werden. Auch die Familie oder Eigentum beeinflussen die Entscheidung: Habe ich hier ein Anwesen, um das ich mich kümmern muss?
Die Menschen müssen wissen, wie sie ihren Lebensunterhalt erwirtschaften, wo es Arbeit gibt, wie sie sich selbst verwirklichen. Beantworten sie diese Fragen positiv, bleiben sie in Plessa. Und selbst, wenn nicht alle Parameter erfüllt sind – Heimat bleibt Heimat. Sie wird immer einen wichtigen Ausschlag für Entscheidungen geben.

Gottfried Heinicke (Jahrgang 1956)

Damit Plessa eine Zukunft hat, braucht es vieles. Eine gute Kita und eine gute Schule gehören dazu. Der Grundstein dafür wurde gelegt. Im Amt setzten wir durch, unsere Schule mit den zwei Standorten in Plessa und Hohenleipisch zu erhalten. In diesem Jahr werden wir die Kita ausbauen. Sie ist so voll mit Kindern, dass keine mehr reinpassen. Wir haben eine lange Warteliste, das macht mich optimistisch.

Positiv stimmt mich auch, dass die ersten Plessaer, die vor Jahren wegzogen, zurückkommen. Das sind junge Leute, die hier eine Arbeit suchen und finden – hochintelligente Menschen mit guter Ausbildung und tollen Chancen in der Ferne, denen dort aber etwas fehlt. Allein in der nächsten Woche stehen Umzüge aus Braunschweig und Minden an. Mein Kind ist leider nicht dabei.

Manfred Drews (Jahrgang 1953)

Die Arbeitsplätze müssen nicht unbedingt in Plessa sein. Auch wenn die jungen Leute eine Anstellung in Elsterwerda, Schwarzheide oder Lauchhammer finden, ist das gut. Hauptsache, sie haben Arbeit und werden vernünftig entlohnt. Denn Arbeit ist das eine, es muss aber etwas dabei herumkommen! Was hilft es mir, wenn ich mit acht Euro fünfzig Mindestlohn nach Hause gehe? Damit kann ich keine Familie gründen!

Horst Penther (Jahrgang 1944)

Aber wenn so viele außerhalb arbeiten, bekommt die Gemeinde keine Zuschläge und keine Gewerbesteuer.

Manfred Drews

Das ist egal. Die Gemeindefinanzierung steht auf mehreren Füßen. Die Gewerbesteuer ist dabei nicht die zuverlässigste Einnahmequelle. Denkt nur an Vattenfall: Das Unternehmen kann in diesem Jahr Millionen zurückfordern, weil sie weniger Gewinn machten.

Schlimmer ist es, wenn die Firmen ihre Leute nicht ordentlich bezahlen, oder wenn sie mit ihren Einnahmen Investitionen in die Technik vornehmen. Sie kaufen eine neue Maschine, die Gemeinde bekommt keine Gewerbesteuer und weil die Maschine effizienter ist, fällt wieder ein Arbeitsplatz weg.

Ich habe lieber ein Schlafdorf. Lass doch die Leute ringsherum arbeiten. Das bringt der Gemeinde mehr.

Die Menschen kommen aus den alten Ländern zurück, weil die Lebenshaltungskosten hier geringer sind und sie das Häuschen von der Oma oder den Eltern erben. Aber auch das Drumherum muss passen. Sonst bringt das alles nichts.

Was geschieht mit den alten Häusern von Plessa?

Gottfried Heinicke

Mich würde es freuen, wenn es weitere Förderprogramme gäbe. Insbesondere für die leerstehenden Gebäude. Egal von wem – vom Land, vom Bund, wer immer uns unterstützen kann.

In der Straße, in der ich wohne, stehen sechs Ruinen, die keiner will. Was wird daraus? Durch diese verfallenden Häuser nimmt die Lebensqualität in der Straße ab.

Wenn ich etwas kleiner denke, wünsche ich mir einen neuen Farbanstrich für unsere Kirche. Dafür habe ich schon viel getan. Im letzten Spätsommer rief ich eine Sammelaktion ins Leben. Inzwischen sind über zehntausend Euro zusammengekommen. Ich fuhr zu den Firmen, sprach mit den Verantwortlichen und sammelte Spenden. Das machte Spaß.

Gerhard Heinrich (Jahrgang 1948)

Ich selbst lebte fünfzehn Jahre drüben im Westen und arbeitete dort bis zum Rentenalter. Heute wollen viele der Jüngeren zurückkommen. Daher ist mein Wunsch für Plessa, dass wir wirklich solide Arbeitsplätze schaffen. Nicht nur für die Jugend, sondern auch für die Älteren. Sie sollen sagen können: »Jawohl, ich kann innerhalb eines Radius von fünfzig Kilometern mein Geld verdienen.«

Doris Strauß

Wenn ich überlege, was wir früher an Arbeitsplätzen hatten. Da gab es die Brikettfabrik, das Kraftwerk, die Melioration, die LPG. Alle hatten Arbeit.
Ich selbst arbeitete im Kraftwerk. Ich bin der Meinung, dass sowohl das Kraftwerk als auch das Kulturhaus zu Plessa gehören. Als ich Gemeindevertreter war, griffen mich die Leute an. Es ging nur um den Kampf zwischen Kraftwerk und Kulturhaus. Entweder hieß es: »Das olle Kraftwerk brauchen wir hier nicht!«, oder »Der Kasten, das riesige Kulturhaus, kann weg!« Irgendwann konnte ich nicht mehr. Als ich Zuhause nur noch heulte, sagte mein Mann: »Hör auf, wenn's nicht mehr geht.«
Um den alten Zank zu überwinden, braucht es junge Leute, die sich um den Ort kümmern. Was soll denn aus Plessa werden, wenn alle weggehen? Wir haben Glück, unsere Kinder sind geblieben. Unsere Tochter Anna hat eine Anstellung bei der Tankstelle, unser Sohn Thomas arbeitet in Biela mit Computern.

Manfred Drews

Allerdings ist es nicht unbedingt so, dass es in Plessa gar keine Arbeitsplätze gibt. Das Amt bildet vor Ort aus.
Auf unsere Ausschreibung hin meldeten sich in diesem Jahr fünf Bewerber – zwei aus Plessa und drei von außerhalb. Das sind unwahrscheinlich wenige Bewerbungen für eine Stelle, die perspektivisch gutes Geld bringt. Im letzten Jahr gab es keine einzige Bewerbung aus Plessa. Letztlich stellten wir jemanden aus Lauta ein. Der fährt jeden Tag von Lauta nach Plessa zur Ausbildung.

Was will die Jugend? Was macht die Jugend?

Cindy Kaiser (Jahrgang 1998)

Ich werde bald achtzehn, mache mein Abitur und kenne die Probleme hier nur zu gut. Viele Leute in meinem Alter werden nach ihrem Abschluss nicht in Plessa bleiben, sondern für Ausbildung oder Studium weggehen und wahrscheinlich nicht zurückkommen. Vor allem für die nachfolgenden Generationen ist das ein großer Verlust. Momentan gibt es noch genug engagierte Jugendliche, die sich ehrenamtlich um den Jugendclub oder den Nachwuchs in den Vereinen kümmern. Wenn die gehen, gibt es keinen, der die Aufgaben für sie übernimmt.

Langjähriges Clubmitglied

Es ist schwer, die Leute in deinem Alter zu motivieren, in den Jugendclub zu kommen. Wir versuchen sie ranzuholen. Im Gespräch mit uns sagen sie: »Ist gut, wir treffen uns und kommen rüber zu euch.«
Wenn sie bei uns sind und wir ihnen nichts anderes anbieten können als einen trockenen Platz zum Rumsitzen und Kartenspielen, sind sie enttäuscht: »Wofür denn in den Club kommen? Da können wir uns auch Daheime treffen!«
Wir haben nichts, was sie reizt. Oft sind wir nur zu dritt. Da lässt sich schwer etwas auf die Beine stellen.
Wir kämpfen außerdem mit einem Platzproblem. Um die Clubräume mit einem Billard-Tisch oder einem Kicker attraktiver zu gestalten, bekämen wir das Geld schon zusammen. Aber uns fehlt die Stellfläche.
Wenigstens geht es draußen voran. Hinter einem Sichtschutz wollen wir in diesem Jahr eine Sitzecke herrichten. Das Material und der Wille sind da, aber die Helfer fehlen. Ich würde mich freuen, wenn sich ein paar Freiwillige bereiterklären, uns zu unterstützen.
Leider ist das Interesse der jüngeren Generation nicht da. Wir saßen schon oft im Club, guckten Fernsehen und hörten durch das offene Fenster von draußen Musik. Als wir nachschauten, saßen die Jüngeren hinter dem Gebäude und machten ihr eigenes Ding. Wir sagten: »Kommt doch mit runter.« Daraufhin gingen sie einfach weg. Sie sitzen lieber am Kulturhaus, trinken Bier und schmeißen ihren Müll rum.

Daniel Kallweit (Jahrgang 1983)

Es ist schwierig, die verschiedenen Altersklassen zusammenzubringen. Wir als »reifere« Jugend gründeten im Jahr 2000 unseren eigenen Jugendclub »Lager und Spilunke«. Wir fingen mit einem Bauwagen an, welcher bald nicht mehr ausreichte. Also stellten wir einen zweiten daneben, trennten die Mittelwand heraus, setzten eine Couch rein, bauten eine Theke ein und kümmerten uns um Strom. Wir finanzierten alles selbst. Mittlerweile kommen um die zwanzig Leute. Damit sind die Kapazitäten erschöpft.
Was ich mir daher für die Zukunft wünsche, ist ein Gebäude, in dem die gesamte Plessaer Jugend zusammentrifft und jede Gruppe einen Raum be-

kommt. Momentan sind die Gruppen über das ganze Dorf verteilt. Es wäre schön, wenn wir enger zusammenrücken würden – wenn die einzelnen Clubs weiterhin ihr eigenes Ding machen, wir uns jedoch schnell mal auf ein Bier mit den anderen treffen können.

Tina Ducke

Ich als Jugendkoordinatorin des Amtes Plessa kann bestätigen, dass die Größe des Ortes im Vergleich mit anderen Gemeinden ein Problem darstellt. Die vielen Vereine müssten stärker miteinander kooperieren, denn gleichzeitig an verschiedenen Stellen zu kämpfen, funktioniert nicht. Der Jugendclub im Zentrum ist in der Nähe des Kultur- und des Karnevalvereins angesiedelt. Das finde ich gut, denn so bleiben die Wege zwischen ihnen kurz.
Ich würde mir wünschen, dass die verschiedenen Gruppen und Vereine im Ort öfter zusammenarbeiten. 2014 gab es einen guten Versuch: Auf der Halloweenmeile wurde in Kooperation zwischen dem Carnevals-Club und dem Airsoft Verein ein Schreckensparcours für Kinder aufgebaut. Das kam super an.
Wir sollten die Kooperation zwischen den Jugendclubs vorantreiben. Jugendliche aus Elsterwerda, Schraden und Gröden kommen zu uns nach Plessa. Die Jugend interagiert miteinander und arbeitet zusammen.
Und sie hat Ambitionen! Deiner Aussage, dass die Jungen nicht wollen, widerspreche ich. In anderen Jugendclubs sind die Vierzehn- und Fünfzehnjährigen ganz vorn mit dabei und beleben das Dorf. Ich weiß nicht, woran es liegt, dass das bei euch nicht klappt. Die Ausstattung ist sicher ein Problem.

Langjähriges Clubmitglied

Es ist nicht einfach, die jungen Leute heranzuholen. Wenn der Altersunterschied nur vier oder fünf Jahre beträgt, kennt man sich nicht mehr. Wir haben keinen direkten Kontakt zu den Jüngeren und wissen nicht, wie wir sie erreichen. Zudem habe ich keine Lust darauf, dass Leute zu uns kommen und kiffen oder Alkohol trinken, obwohl sie noch nicht einmal sechzehn sind. Wenn wir sagen: »Bei uns gibt es so was nicht! Erwischen wir euch, fliegt ihr raus!«, dann bleiben sie gleich ganz weg.

Tina Ducke

Es gibt immer Problemgruppen. Ich glaube, was du zu Recht sagen möchtest, ist, dass die selbstverwalteten Jugendclubs eine Riesenverantwortung haben. Sie müssen Normen und Werte durchsetzen und stehen dadurch unter Druck. Die Mitglieder kümmern sich freiwillig um ihren Club. Wir können nicht erwarten, dass sie diese Probleme – noch dazu als Laien – bearbeiten.

Ingrid Mertzig (Jahrgang 1945)

Ich finde es wunderbar, wie ihr Jugendlichen eure Wünsche und Probleme zum Ausdruck bringt. Es ist richtig, dass ihr euch von denjenigen distanziert, die Probleme in eure Räume bringen und dass ihr euer Ding durchzieht.
Wichtig ist aber auch, dass diejenigen, die Probleme haben, erreicht werden. Mit denen sollte man in Kontakt kommen, ihnen helfen, dieser Misere zu entkommen.

Christine Alkier (Jahrgang 1943)

Ich möchte euch ein Lob aussprechen für eure Jugendarbeit. Ich bin überrascht, dass alles funktioniert.
Die Schule hat ihren Anteil daran, dass es solche Nachwuchsprobleme gibt. Die Lehrer müssten sich mehr hineinknien und die Schüler motivieren: »Wir haben in Plessa die und die Vereine. Wer hat Lust einzutreten? Ihr könntet in die Feuerwehr gehen!«, oder: »Du turnst doch gern. Mensch, dann mach doch das!« Außerdem sollte in den Klassen über außerschulische Aktivitäten gesprochen werden. Ein Lob spornt doch an!

Cindy Kaiser

Vielleicht hilft es, eine Art Projektwoche durchzuführen. Jeden Tag gehen die Kinder zu einem anderen Verein. Am Montag gucken sie sich die Feuerwehr an, am Dienstag den Reitverein, Mittwoch spielen sie Handball. Jedes Kind kann sich ausprobieren und wenn ihm eine Aktivität Spaß macht, bleibt es dabei.

Wie bleiben wir mobil in Plessa?

Manfred Drews

Meine Wünsche für die Zukunft beziehen sich nicht nur auf die jungen Plessaer. Wir müssen auch an die Alten und an die Folgen der demografischen Entwicklung denken. Heute sind wir alle noch einigermaßen beweglich, zum Einkaufen und zum Arzt fahren wir mit dem Auto. In zwanzig, dreißig Jahren werden die meisten nicht mehr so fit sein.

Gerda Werner (Jahrgang 1934)

Freitags fahre ich manchmal mit meiner Nachbarin in die Stadt zum Einkaufen. Sie besitzt ein Auto und wir bilden eine Fahrgemeinschaft. Bis zum Edeka brauche ich kein Auto. Da komme ich mit meinem Rollator gut hin. Den nutze ich, um die schweren Sachen zu transportieren. Ansonsten laufe ich mit meinem Gehstock.
Wenn ich einen Termin beim Augenarzt habe, nehme ich den Zug. Vom Bahnhof aus kann ich bequem hinlaufen.

Horst Penther
Die Praxis der Ärztin liegt in Torgau direkt am Bahnhof. Von dort sind es bloß zweihundert Meter zu Fuß. Was willst du mehr?

Fred Wanta
Zur Mobilität habe ich meine eigene Meinung. Ich denke, durch sie verschenken die Menschen Lebenszeit. Natürlich ist es eine Errungenschaft, dass jeder in Null-Komma-Nix an jedem beliebigen Ort sein kann. Mit dem Flugzeug sind fünftausend Kilometer kein Problem.
Aber wenn jemand als Arbeitspendler wöchentlich hunderte Kilometer fahren muss, ist das vergeudete Lebenszeit. Der sitzt etliche Stunden hinter dem Steuer, guckt auf die Straße und hat nichts erlebt. Nur um sein Geld zu verdienen.

Manfred Drews

Meine Frau fährt jeden Tag mehr als eine Stunde nach Cottbus. Sie nimmt den Zug und kann auf dem Hinweg schlafen oder lesen. Auf der Rückfahrt arbeitet sie am Computer. Wenn Pendler den öffentlichen Nahverkehr nutzen können, hält sich die Zeitverschwendung in Grenzen.

Fred Wanta
Es wäre schön, wenn wir nicht so weit zur Arbeit fahren müssten und unsere Brötchen im Dorf kaufen könnten. Warum soll das nicht möglich sein?
Jeder Schritt zum Auto ist Aufwand, kostet Zeit und Geld. Natürlich kann ich mich nur dann gut im Ort versorgen, wenn entsprechend viele Einwohner da sind. Sonst hält sich kein Laden. Das betrifft den Bäcker, den Kneiper und den kleinen Edeka.

Was tun wir für die Senioren?

Doris Strauß
Ich wünsche mir für Plessa, dass mehr für die alten Menschen getan wird. Ein Anfang wurde mit dem neuen Altersheim gemacht. Dort sind die Plessaer Senioren gut aufgehoben. Ich betreue meine alte Freundin, mit der ich im Kraftwerk arbeitete. Sie wird im April 93 Jahre alt.
Wann immer ich hinkomme, lachen die Bewohner schon. Besonders seit dem vorigen September. Da ging ich rein und drehte wie immer eine Runde zur Be-

grüßung. Als ich ein unbekanntes Gesicht sah, sagte ich: »Ach, Guten Tag, ein Neuer. Guten Tag, junger Mann.«
Da erwiderte er: »Ich bin kein junger Mann!«
Beim nächsten Mal machte ich meine Runde und sagte: »Ach, Guten Tag, ein Neuer. Guten Tag, alter Sack.«
Seitdem sagt er: »Doris, komm mal her, erzähl mir mal ‘nen Witz! Oder ich erzähl dir einen.« Der ist noch fit im Kopf, kann nur schlecht laufen.
Das macht Spaß. Die anderen hören zu und lachen mit.

Horst Penther
Ich kam vor 44 Jahren nach Plessa. Seit 1980 engagiere ich mich im Gemeindekirchenrat. Das Schlimmste bei uns ist, dass wir in Plessa keinen Pastor mehr haben. Ich wünsche mir deshalb für die Zukunft, dass sich das ändert.
Gottesdienst feiern wir nur noch einmal im Monat. Es kommen lediglich sechs Gemeindemitglieder. Bei Beerdigungen sind es vielleicht zehn bis fünfzehn. An Feiertagen wie Heiligabend ist die Kirche voll.
Im Gemeinderaum veranstalten wir Seniorennachmittage. Da sind wir circa zwanzig. Ich koche Kaffee und wir tafeln ein bisschen auf. Früher konnten wir mit dem Geld aus der Kollekte Kuchen kaufen, heute heißt es: »Wisst ihr was? Es hat jeden Monat jemand Geburtstag. Wer Geburtstag hat, bringt Kuchen mit.«
Auch die Bewohner des Pflegeheims kommen gern. Jeden letzten Mittwoch im Monat ist hier eine Veranstaltung. Sonst ist nicht viel los. Der Streit zwischen den Vereinen – dem Kulturhaus und dem Kraftwerk – treibt einen Keil durchs Dorf.

Wie wollen wir zusammen leben?

Gottfried Heinicke
Das kann ich so nicht stehen lassen! Denke nur an unser Mühlenfest. Alle Vereine werden angesprochen und helfen mit. Da steht der kleine Kulturverein nicht allein.
Auch sonst können wir uns in Plessa gut amüsieren. Ich gehe sonntags gern zum Fußball. Wir sehen uns das Spiel an und trinken im Anschluss einige Bierchen. Die Dorfbewohner und Gäste kommen, um sich zu amüsieren. Gewinnt unsere Mannschaft, ist es noch schöner. Danach stehen wir mit unseren Freunden am Tresen. Der Erste gibt eine Runde aus, dann der Zweite, und jeder weiß, dass er als Letzter auch noch dran kommt.

Horst Penther
Ich gehe an Sonntagnachmittag lieber raus zu unserem Sportplatz, als mir die Bundesliga anzugucken. Die kriegen alle einen Haufen Geld, sogar die Spieler, die auf der Bank sitzen. Und trotzdem bieten sie manchmal keinen guten Fußball.

Manfred Drews
Zum Teil gehen die Plessaer Vereine jedoch getrennte Wege. Das liegt oft nur an einzelnen Personen, die nicht miteinander können.

Gottfried Heinicke

Es hängt manchmal an ein paar Wenigen. Zu behaupten, das Dorf wäre deshalb geteilt – besonders in Kraftwerk- und Kulturhausanhänger – ist nicht richtig. Ich finde, das wird hochgespielt. Beim Karneval waren viele Mitglieder des Kraftwerkvereins integriert. Sie halfen beim Abkassieren des Straßenumzugs und betreuten die Garderobe im Kulturhaus. Wir arbeiteten zusammen. Ich begrüßte jeden mit einem extra Handschlag, so froh war ich, dass sie das machten.

Fred Wanta
Momentan kämpfen wir wegen des neuen Kraftwerk-Eigentümers mit einer recht schwierigen Situation. Positiv dabei ist, dass er das Kraftwerk durch sein Engagement praktisch aus der Insolvenz führte. Die weitere Entwicklung jedoch stellte den Verein auf eine harte Probe. Sie nagt an seiner Existenz. Wie es weitergeht, ist ungewiss. Es kann sich zum Guten wenden, es kann aber auch abrupt alles zu Ende sein. Das ängstigt mich.
Genauso bedrückt mich die Situation in den übrigen Vereinen. Ich glaube, die Hälfte der Mitglieder ist über siebzig, der Durchschnitt fünfundsechzig. Wo ist da die Zukunft? Deshalb wünsche ich mir mehr Anreize.

Gerhard Heinrich

Ich habe seit 27 Jahren das Amt des Vorsitzenden des Roten Kreuzes in Plessa inne. Die Gemeinde unterstützt uns, wo sie kann. Wir werden im April mit dem neuen Gerätewagen »San« beglückt – einem Einsatzwagen für Katastrophen und Großschadensfälle und für den Sanitätsdienst. Das ist ein Fahrzeug im Wert von rund zweihundertfünfzigtausend Euro.
Nur muss der Wagen auch mit Einsatzkräften besetzt werden! Was nützt mir dieses Fahrzeug, wenn ich keine Frauen und Männer habe, welche die Einsatzanforderungen erfüllen.
Vor einigen Tagen sah ich, was nicht passieren darf: Zum Karnevalsumzug am letzten Sonnabend hatten wir den GW »San« aus Herzberg hier. Ich hatte mit den Herzbergern vereinbart: »Ihr seid um zehn da.«

Als ich um halb zehn um die Ecke kam, stand das Auto schon vor dem Haus.
»Wieso seid ihr denn schon hier?«, fragte ich.
»Wir hatten keinen LKW-Fahrer. Den mussten wir extra ran holen. Er fuhr den Wagen hierher und wurde anschließend von einer Kameradin mit dem PKW nach Herzberg zurückgefahren.«
Am Abend brachten sie den LKW-Fahrer wieder nach Plessa, damit er den GW »San« zurück nach Herzberg fuhr.
Deshalb sage ich: Sobald ich das Auto bekomme, muss die Besatzung stehen! Dafür brauchen wir die Plessaer Jugend. Sie muss die nötige Begeisterung und Bereitschaft mitbringen.

Doris Strauß
Ich glaube, wir sind hier alle der gleichen Meinung: Es geht darum, dass die Jugend wieder herkommt und dass – neben der Verwaltung – weitere gute Arbeitsplätze geschaffen werden.

Gottfried Heinicke
Ein Aufwärtstrend ist zu spüren. Allein in diesem Jahr wurden in Plessa fünf neue Eigenheime gebaut. So viele gab es schon lange nicht mehr. Diejenigen, die bauen, haben vor, eine Familie zu gründen. Sie wollen bleiben.
Ich möchte auf die leerstehenden Häuser zurückkommen, die ich zu Beginn des Erzählsalons ansprach: Die Schrottimmobilien verursachen Probleme. Sie werden meist von Auswärtigen aufgekauft, die die Häuser sich selbst überlassen. Da gehen die ersten Fenster kaputt, die ersten Dachziegel. Das ist schlimm. Es zieht einen ganzen Rattenschwanz nach sich, wenn alte Immobilien und Grundstücke zu billig angeboten werden. Dann kommen Leute, die sich nicht für das Dorf interessieren.

Fred Wanta
Die fünf, die ein Eigenheim bauen, sind dagegen wirklich erfreulich.
Ich glaube, Plessa muss sich auf den Ortskern zurückziehen und wieder enger zusammenrücken. Es könnten sich Wohngemeinschaften bilden, die Nachbarschaftshilfe sollte ausgebaut werden. Heute fährt der medizinische Dienst alle sieben Ecken des Dorfes an, um die Kranken zu betreuen. Würden die Menschen näher beieinander leben, fielen diese umständlichen Fahrwege weg.
Natürlich ist das alles klug geredet, jede Straße, jedes Haus hat seinen Eigentümer und jeder will in seinem Nest bleiben. Da kann ich nicht sagen: »Wäre schön, wenn du näher ans Dorfzentrum ranrückst.«
Das ist nicht innerhalb einer Generation zu lösen, aber strategisch, wenn wir in Zeiträumen von fünfzig Jahren denken, sollten wir darüber reden und uns stadtplanerisch Gedanken machen.

Manfred Drews

Für Plessa wünsche ich mir Sanierungen in der Infrastruktur. Wenn ich allein daran denke, wie viele Sandstraßen es noch gibt. Aber wir brauchen Geduld, weil wir als Gemeinde zur Zeit kein Geld haben. Das Problem besteht in der Unterfinanzierung der Kommunen. Wir wünschen uns vieles, müssen aber die Eigenmittel bereitstellen. Die Bürger müssen mitmachen, denn sie bezahlen den Straßenbau mit.

Auch die Planungen für ein mögliches Flüchtlingsheim sind beendet. Im letzten Jahr hieß es noch: »Wir brauchen Massenunterkünfte!« Heute sollten wir uns darauf konzentrieren, die Menschen, die aus ihrer Heimat fliehen, in Wohnungen im Ort unterzubringen. Wohnungsangebote sind in Plessa reichlich vorhanden. Es gibt genug Leerstand. Aber wir wurden bisher nicht gefragt.

Die Flüchtlinge sind eine Chance. Würden Familien herkommen, könnten wir ihnen guten Wohnraum anbieten. wie wäre es, wenn sie ein Stück Land bekommen und darauf selbst etwas anpflanzen? Ich bin mir sicher, dass die Integration der Flüchtlinge in einer Dorfgemeinschaft besser gelingt. Werden dagegen zweihundertsiebzig Leute in einer Massenunterkunft mitten im Ort untergebracht, klappt das nicht.

Allerdings brauchen wir auch Unterstützung von qualifizierten Kräften, von Dolmetschern oder Flüchtlingshelfern. Dann ist unserem Dorf und den Geflüchteten geholfen.

Fred Wanta

Wir alle haben eine begrenzte Lebenszeit und werden möglicherweise nicht sehen, wie Plessa in zwanzig, dreißig oder fünfzig Jahren aussieht. Wir können nicht sagen, wer hier leben wird.

Ich wünsche mir dennoch, dass sich im Ort – insbesondere im Kraftwerk – Industrie ansiedelt, dass wir mit dem Kraftwerk und dem Kulturhaus zwei tolle Veranstaltungsobjekte bewahren, die Gäste und Künstler anziehen. Das wäre eine gute Basis für die Zukunft des Ortes.

Nominierte Geschichte

»Wie die Marganer ihre Gartenstadt zum Blühen bringen«

– Ein Erzählsalon im »Birkchen«

Cornelia Wagner (Jahrgang 1977)

Ich freue mich über die rege Runde hier im Erzählsalon. Wie schön, dass Alteingesessene und Zugezogene an einem Tisch zusammenkommen.

Ich stamme aus Schwarzheide-Ost und bin seit 16 Jahren in Brieske sesshaft. Die Liebe zog mich her. Als Kind nahm ich Brieske, und besonders Marga, als schmutzig und baufällig wahr. Obwohl auch Schwarzheide-Ost kein Diamant war, sagte ich immer: »Oh nee, Brieske nicht.« Deswegen muss ich betonen, wie sehr mir Marga heute gefällt. Aus der Gartenstadt ist ein Schmuckstück geworden.

Aber es gibt zu wenige Impulse, um Kontakte zu den Bewohnern zu knüpfen. Damit komme ich zu dem, was ich mir für Marga wünsche.

Als ich herzog, erschloss ich mir mein unmittelbares Umfeld. Zunächst kannte ich außer den direkten Nachbarn fast niemanden. Das änderte sich durch unsere Kinder.

Über Kindergarten und Schule eröffneten sich meinem Mann und mir viele Kontakte. Wir gewannen Freunde unter den anderen Eltern. Toll finde ich, wenn wir uns gemeinsam auf dem Spielplatz treffen. Denn, wie viele andere, besitzen wir mittlerweile unser eigenes Spielgerät im Garten. Es gibt keine Notwendigkeit, das eigene Grundstück zu verlassen. Das Kind hat alles vor Ort.

Kompliziert ist es, darüber hinaus mit Leuten in Kontakt zu kommen. Deshalb wünsche ich mir, dass es in Marga mehr Gelegenheiten gibt, sich kennenzulernen.

Das »Birkchen« als Begegnungsort

Anke Schrinner (Jahrgang 1972)

Noch heute, fünfundzwanzig Jahre nachdem ich nach Brieske kam, zähle ich mich als Zugezogene. Aus den Erzählungen meines Mannes und meiner Schwiegermutter weiß ich, was früher im Ort los war. Gerade die »Kaiserkrone« bot den Marganern als öffentliches Kulturhaus viel. Ich denke, das Haus besitzt Potenzial, wenn es nur wieder seinem ursprünglichen Zweck dienen könnte. Wegen der hohen Preise ist die »Kaiserkrone« jedoch der breiten Öffentlichkeit nicht zugänglich. Das finde ich schade.

Das »Birkchen« dagegen könnte ein attraktiver öffentlicher Ort sein – wenn hier investiert wird. Dann könnte im Haus viel auf die Beine gestellt werden. Die Mitglieder des Birkchen e.V. machen sich eine Menge Gedanken, um den Brieskern preisgünstig Veranstaltungen und Freizeitaktivitäten anzubieten. Sie legen sich richtig ins Zeug. Es ist schade, dass so ein Objekt aufgrund fehlender Mittel nicht attraktiver gestaltet werden kann.

Ich wünsche mir, dass sich das »Birkchen« als kultureller Anlaufpunkt und Alternative zum Marktplatz entwickelt. Schlimm wäre es, wenn dabei eine Trennung vorgenommen wird: dort vorn in der »Kaiserkrone« die Schönen und Reichen, die es sich leisten können, und hier im »Birkchen« die mit einem schmalen Geldbeutel. Das »Birkchen« soll Anlaufpunkt für alle sein.

Dörte Matthies (Jahrgang 1971)

Nicht nur für alle Einkommen, sondern auch für alle Generationen. Heute wird in Brieske sehr viel für die Alten getan, die im Pflegeheim leben, und es wird an die Kinder gedacht. Die mittlere Generation, die Zwanzig- bis Sechzigjährigen, zu denen auch ich zähle, fallen ein bisschen unter den Tisch.

Abgesehen vom Maifeuer und der einen oder anderen Veranstaltung in Brieske-Dorf findet nichts statt. Für diejenigen, die nicht in Vereinen, beim Fußball oder in der Feuerwehr integriert sind, gibt es kaum Angebote. Es fehlen schöne Veranstaltungen für die Allgemeinheit – öffentliche Tanzveranstaltungen oder Konzerte.

Anke Schrinner

Ich erinnere mich noch, wie wir in den Baracken hinter der Werksverwaltung zur Disko gingen. Das war eine Anlaufstelle der Jugendlichen von Brieske. So etwas gibt es heute nicht mehr. Viele derjenigen, die früher dort tanzten, verließen Brieske bereits in der Wendezeit. Sie zogen der Arbeit hinterher.

Etwas in Marga bewegen

Viele kommen wegen ihrer Liebe zu Marga wieder. Trotzdem ist es nicht leicht, hier etwas zu bewegen. Die Sanierung der Gartenstadt war gut und schön. Nun müssen wir dranbleiben. Die Briesker sind jedoch träge und tun sich schwer mit neuen Ideen. Es wird viel geschimpft. Wenn ich frage: »Was würdest du denn konkret haben wollen? Wo, denkst du, soll die Reise hingehen?«, dann heißt es: »Ach naja, was weiß ich.«

Und die Zugezogenen? Die müssen wir wachrütteln: »Identifizierst du dich eigentlich mit deinem Wohnort?«

Hans-Ulrich Schmidt (Jahrgang 1952)

Genau das ist der Punkt.

Ich wohne seit gut zwanzig Jahren in Marga und kann mir nicht mehr vorstellen, wegzugehen. Seit fast vierzig Jahren bin ich mit Kultur und Kunst unterwegs, auf meine Art. Ich bin Unterhalter und Clown, ein Gaukler, ein Zauberer.

Im Kulturhaus wurde unter der künstlerischen Leitung von Wolfgang Wache viel bewegt. Die großen Feste wurden gut angenommen. Warum klappt das nicht mehr?

Es ist viel passiert, was sich nicht einfach kitten lässt. Die Menschen, die hier vor der Wendezeit lebten, waren Eingeborene. Jeder kannte jeden. Dann kam die Umgestaltung von Marga. Die Alteingesessenen zogen nach Senftenberg, in den Neubau. Es sollte vorübergehend sein. Viele wollten wiederkommen, natürlich. Aber nicht alle kehrten zurück. Das führte zum großen Bruch.

Ich selbst wohne in einem der neuen Häuser, die am alten Stadion gebaut wurden. Vorher gab es dort nur Wildnis. Es ist schön geworden, ich finde es hübsch, aber die Bewohner kennen sich untereinander nicht. Sie wohnen hier und fahren zur Arbeit woanders hin. Die Türen bleiben zu.

Unsere Kneipenkultur stirbt aus

In der »Kaiserkrone« war ich Stammkunde. Als ich herzog, gab es dort einen Stammtisch. Wir trafen uns, schwatzten, tranken unser Bierchen. Noch heute gibt mir meine Frau manchmal »Trinkgeld«, damit ich in die Kneipe gehe und sie ihre Ruhe hat.

Ich bin sehr kommunikativ und brauche die Unterhaltung. Dabei geht es mir nicht nur ums Biertrinken. Die Stammtischabende in der »Kaiserkrone« waren gemütlich. Aber es wurden immer weniger, die sich dort trafen. Zum Schluss saß ich ganz allein mit der Wirtin da. Als sie schließen musste, jammerten sie im Ort: »Mein Gott, Brieske hat keine Gaststätte mehr!« Wären sie öfter hingegangen, müssten sie sich jetzt nicht beschweren.

Ähnliches erlebe ich in der Gaststätte am Fußballplatz. Die Wirtin wartet darauf, dass sie in Rente gehen und zumachen kann.

Es stirbt eine Kultur aus, die Kneipenkultur. Das ist nicht gut! Kneipe heißt ja nicht bloß »Alkohol«, das heißt »Kommunikation«. Die Stamm-Marganer, die Anfang der Neunzigerjahre hier wohnten, kamen gern mit Kind und Kegel zu Familienfeierlichkeiten. Es wurden jedoch immer weniger. Die Jugend meidet die Lokale. Von den zugezogenen Mitbürgern habe ich noch nie einen Menschen drin gesehen. Sie gehen dort nicht hin, haben keine Verbindung zu dem Ort und fühlen sich nicht als Marganer.

Kirche zu den Menschen bringen

Ähnliches geschieht beim Gemeindefest. Ich bin im Gemeindekirchenrat und fertigte für das Fest ein großes Schild: »Offenes Gemeindefest«. Die Menschen kamen nicht.

Regina Domann (Jahrgang 1939)

Wir sind eine evangelische Kirchengemeinde und werden von einem Pfarrer aus Senftenberg betreut. Schon zu DDR-Zeiten gehörte ich dem Gemeindekirchenrat an. Wir bemühen uns, nicht nur Gottesdienste anzubieten oder eine Bibelstunde, sondern auch kulturelle Veranstaltungen mit entsprechendem Niveau.

Sehr gefragt sind Orgel- und Chorkonzerte. Da ist die Kirche voll. Der Raum bietet eine wunderbare Akustik und ist deshalb bei Solisten, bei Organisten, bei internationalen Koryphäen sehr gefragt. Leider finden unsere Veranstaltungen nicht regelmäßig statt.

Wir bieten auch besondere Gottesdienste an. So findet der Hubertusgottesdienst mit den Jägern aus Senftenberg in diesem Jahr zum siebenten Mal statt. Wir werben dafür, schicken Einladungen an alle Jäger. Nicht nur an die Christen. Genauso ist es mit dem Gemeindefest. Viele denken sich jedoch: »Kirche? Ach naja, ich weiß nicht«, und bleiben fern.

Wir bemühen uns um die neu Zugezogenen. Wenn wir wissen, dass sie in der evangelischen Kirche sind – das teilt uns das Einwohnermeldeamt mit – schicken wir ihnen unsere Einladungen und das Kirchenblättchen.

Das Pflegeheim ist ein besonderer Fall. Seine Bewohner sind oft kirchlich gebunden, ob nun evangelisch oder katholisch. Wir kämpfen darum, dass am ersten Sonntag im Monat ein offizieller Gottesdienst im Pflegeheim durchgeführt werden kann – auch für die Bewohner von Brieske. Jeder, der möchte, kann kommen. Wir richteten bereits einen schönen Raum als Kapelle ein. Einmal im Monat ist Bibelstunde, da kommen zwischen fünfzehn und zwanzig Besucher. Die Bewohner nehmen das dankbar an.
Eine alte Dame läuft unter der Woche lediglich mit Trägerschürze und Pantoffeln bekleidet durchs Haus. Am Sonntagvormittag jedoch zieht sie ihr Kostüm an, ihre geputzten Schuhe und holt ihre Handtasche raus: »Ich geh in die Kirche!« So wie sie das von früher kennt – der Sonntagvormittag als Fest.
Wir würden uns wünschen, mehr machen zu können, um kirchliches Leben in Marga aufrecht zu erhalten. Aber wir sind zu wenige Leute.
Es geht auch um finanzielle Fragen. Die Solisten, Organisten, die Künstler wollen bezahlt werden. Wir stellen unser Schild auf: »Eintritt frei, um Spenden wird gebeten«. Zweihundert bis dreihundert Euro müssten wir einnehmen. Das erreichen wir nie.

Unsere Bergmannskultur

Margaritta Knobloch (Jahrgang 1946)

Vor zwei Jahren organisierte der Traditionsverein zum ersten Mal den Bergmannstag im Hof und im Saal der »Kaiserkrone«, nachdem ich vorgeschlagen hatte: »Warum feiern wir den Bergmannstag nicht in Brieske?«
Um ihn zu einem richtigen Reißer zu machen, luden wir den Ministerpräsidenten ein. Zweihundert Leute kamen. Im vergangenen Jahr waren dagegen der Traditionsverein und der Chor der Bergarbeiter mit ihren Angehörigen fast die einzigen Gäste.
In Marga arbeiteten vor der Wende viele in der Kohle. Wir dachten, wenn wir die Feier hier veranstalten, kommen alle, die in der Kohle gearbeitet hatten, um zusammen zu sitzen und sich ein bisschen zu unterhalten. Wir dachten, wenn wir Frau Lösche als Bäckerin engagieren und Ulli schöne Musik macht, erinnert es sie an die alten Zeiten.
Sie kamen jedoch nicht. Ich weiß nicht, warum. Wir vom Traditionsverein waren sehr enttäuscht.

Walter Karge (Jahrgang 1940)

Der Bergmannstag war früher ein Volksfest. Das werden wir nie wieder erleben. Es fehlt die Verbindung der Menschen zum Bergbau.
Erinnert ihr euch noch an die sogenannten »Schwarzen Stuben«? Nach der Arbeit gingen die Kumpel nicht gleich nach Hause, zum Teil kehrten sie noch in ihrer Arbeitskluft oder direkt nachdem sie aus der Waschkaue kamen, in die Kneipe ein. Dort spülten sie den Kohlenstaub hinunter. Die Bude war immer voll. Aber das ist Geschichte.

Margaritta Knobloch

Es ist noch nicht so lange her, da sagten wir: »Ich bin Bergmann. Wer ist mehr?« Heute müssen wir uns schon fast schämen, das zu sagen.

Den nächsten Bergmannstag werden wir nicht in der »Kaiserkrone« feiern. Wir wollen uns ja nicht selber bespaßen.

Hans-Ulrich Schmidt
Ich sage: Gib den Leuten eine Bockwurst, dann klappt alles! Ich erlebe das in vielen Situationen. Wenn du den Leuten nichts bietest, kommen sie nicht. Aber für eine Bockwurst, eine Tasse Kaffee und zwei Stückchen Kuchen: Da sind sie dabei.
Zu Ostzeiten arbeitete das BKK nach dem Prinzip der alten Römer: Gebt dem Volk Brot und Spiele. Für die Spiele war ich verantwortlich. Gemeinsam mit anderen Kollegen betreute ich die Feste kulturell. Brot bekamen die Arbeiter vom Betrieb. Alle Einwohner erhielten Wertmarken. – Da lächelt ihr drüber. Aber es klappte.
Ich spielte auf der Bühne vor den Rentnern. Ich sang, ich zauberte. Dann ging die hintere Tür auf und der Kellner kam herein mit einem großen Wagen voll Bockwurst. Von der Bühne aus beobachtete ich das Treiben. Die Zuschauer standen mitten in der Vorstellung auf, liefen zu ihm und holten ihre Bockwurst ab: »Ach, lass doch den Zauberer stehen.« Als sie aufgegessen hatten, gingen sie.

Margaritta Knobloch
Ob es so einfach ist? Die Leute finden nicht mehr zusammen. Man braucht einen Leithammel, der sagt: »Jetzt machen wir was.« Wir haben hier niemanden, der das von sich aus sagt. Das ist sehr, sehr schade.

Gärten und Denkmalschutz

Anke Schrinner
Vor einigen Jahren gab es einen Wettstreit: »Welcher Garten ist der schönste in Marga?« Leider war das eine Eintagsfliege.

Margaritta Knobloch
Der Wettbewerb fand ein einziges Mal statt – mit Erika Krause vom Fernsehen. Sie bewertete die Gärten. Heute werden die Gärten nicht mehr zusammen mit den Wohnungen vermietet und viele, die hier wohnen, interessieren sich nicht dafür. Aber wenn ich in die Gartenstadt ziehe, muss ich mich um den Garten kümmern wollen. Die Wohnungsgesellschaft müsste von vorn herein darauf achten.

Cornelia Wagner
Mein Herz blutet, wenn ich die alte Waschkaue und die Kraftzentrale sehe. Bin ich auf der Bundesstraße unterwegs, fällt mein Blick auf diese Objekte. Auf der einen Seite sehe ich den schönen Kirchturm, auf der anderen die beiden roten Backsteingebäude. Jedes Mal denke ich, wie schade es ist, dass ihr Potenzial nicht ausgeschöpft wird. Der Denkmalschutz ist das Problem.

Margaritta Knobloch
Ich kann mir vorstellen, dass die Kraftzentrale zum Theaterhaus umgebaut wird. Aber wenn ich den Denkmalschutz höre, der jede Kachel im Kettenbad der Waschkaue erhalten will, weiß ich nicht, wie die LMBV das vermarkten soll. Ich würde mir wünschen, dass der Denkmalschutz ein paar auf die Finger kriegt und einlenkt: »Außen: Ja. Aber alles was innen ist: Nein.«
Als Professor Grawert-May mit seinen Studenten hier war, nutzten sie die Kraftzentrale. Die LMBV stellte Leute ab, die aufräumten – sie beseitigten die toten Tauben und legten eine Leitung für das Licht. Das Gebäude wurde schön angeleuchtet. Die Studenten nahmen es gut an. Ich fand, das war der Knaller! Wolfgang Wache veranstaltet dort sein Literaturfestival.
Trotzdem: Der Aufwand für solche einmaligen Höhepunkte ist zu groß. Ich finde das Haus besitzt so großes Potential. Es ist mein Wunsch, dass sich für das Gebäude eine kontinuierliche Nutzung findet.

Walter Karge
Um auf die »Kaiserkrone« zurückzukommen: Hans-Ulrich Schmidt sagte es bereits, am Ende ging keiner mehr hin. Wir waren die Letzten.
Wir schwelgen in Erinnerungen und schwärmen von der »Kaiserkrone« als kulturellem Mittelpunkt. Wir dürfen jedoch nicht die Schattenseiten vergessen: Viele Veranstaltungen wurden »verordnet« – die Brigadefeiern, die Frauentagsfeiern –, das sozialistische Brigadeleben hatte Vorrang vor dem Familienleben. Heute stehen die individuellen Interessen im Vordergrund. Zudem ist Marga kein industrielles Zentrum mehr. »Alte«, mit der Historie des Ortes verbundene Marganer gibt es nur noch wenige.

Die Menschen bewegen

Die Frage lautet deshalb: Wie überzeuge ich die neuen Marganer? Wie erreichen wir, dass sie sich mit der Ortschaft und der Gemeinschaft ringsherum identifizieren? Wie können wir sie begeistern, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, um daraus ein Wir-Gefühl für die Zukunft zu entwickeln?

Monika Auer (Jahrgang 1952)

Wir müssen fragen: Was wollen die Menschen?
Ich hege für Brieske einen Herzenswunsch. In der Zeit, als der Kaufhaushof durch die TLG umgestaltet wurde, besuchte ich Verwandte in Nürnberg. Sie zeigten mir den Handwerkermarkt. »Das wäre was für Brieske«, dachte ich und war unheimlich glücklich, als diese erste Veranstaltung im Kaufhaushof stattfand. Da dachte ich: »Das ist ein guter Anfang.«
Ich würde mir wirklich wünschen, dass dort mehr stattfindet. Vielleicht siedeln sich ein paar Lädchen an. Aber das ist Wunschdenken. Genau wie Frau Knob-

loch sagte: Wir lassen uns etwas einfallen, aber es kommen zu wenige. Die Geschäfte werden sich nicht halten können, weil das Umfeld nicht funktioniert.

Werner Vorwerk (Jahrgang 1949)

Ich bin seit 2003 mit dem Hotel in Marga. Zu der Zeit herrschte in der »Kaiserkrone« richtig Betrieb. Auch wir richteten Veranstaltungen aus, die gut besucht waren. Als die »Kaiserkrone« schloss, dachten wir, die Leute würden zu uns kommen. Platz ist genug! Wir veranstalteten Osterfeuer und Konzerte.
Aber mit der Zeit stellten wir fest: Der Aufwand rechnet sich nicht mehr. Die Auftritte der Künstler kosteten uns zu viel!

Walter Karge

In Brieske gibt es eine Reihe von Unternehmen. Warum gelingt es uns nicht, mit diesen zu kooperieren und etwas Neues auf die Beine zu stellen? Warum organisieren die vielen Vereine nicht gemeinsam mit den ansässigen Unternehmen etwas für die Allgemeinheit?
Unser Ziel muss sein, die Einwohner endlich aus ihren Hütten zu holen und sie für Marga zu interessieren: Was passiert hier, was läuft hier? Es nützt uns nichts, nur in der Vergangenheit zu schwelgen.

Peter Gallasch (Jahrgang 1950)

Aus der Diskussion kristallisiert sich für mich heraus: Es fehlt ein »Leithammel«. Jeder Verein macht seins, aber nichts gemeinsam. Was könnte uns zusammenbringen?
Wir müssen die Marganer aktivieren und damit im Kleinen beginnen. Ich will es an einem Beispiel zeigen: Meine Frau bekam zum Geburtstag eine Weinrebe geschenkt. Diese Weinrebe entwickelte sich zum Weinstock, der die untere Dachfläche unseres Carports verdeckte und riesige Trauben trug. Das sah so gut aus, dass wir spontan einen engeren Kreis von Leuten zu einem Weinfest einluden. Im nächsten Jahr wurde der Kreis größer, schon im übernächsten mussten wir einigen Leuten absagen. Wir konnten den Zulauf nicht mehr bewältigen. Die Gäste erklärten sich sogar bereit, einen Obolus zu zahlen. Zehn Jahre lang hatten wir alle unseren Spaß beim Weinfest.
Aus diesem räumlich begrenzten Fest könnte sich ein Straßenfest entwickeln. Die Neu-Senftenberger und Neu-Briesker würden sehen: Da können wir hingehen, da ist was los! Vielleicht regt es sie zu eigenen Ideen an.

Ein Bürgerverein für Marga

Ich denke, wir brauchen einen Verein. Seine Mitglieder könnten losziehen und die Stadt in die Pflicht nehmen. Vielleicht würden sie das Haus der alten Fleischerei erwerben – das letzte unsanierte, leerstehende Gebäude auf dem zentralen Marktplatz – und zu einem Bürgerhaus ausbauen.
Wenn über Kosten gesprochen wird, muss über Fördertöpfe, Sponsoring und Eigenmittel nachgedacht werden. Warum wenden wir uns nicht an die Lieferanten von Wasser, Wärme, Strom, um mit ihnen über die Höhe der Nebenkosten zu verhandeln? Wir müssen sie auf Sponsoring ansprechen, so dass sich die Betriebskosten minimieren.

Anke Schrinner

Wenn wir möchten, dass Brieske weiterlebt, müssen wir uns damit auseinandersetzen, dass die junge Generation ran muss. Wir werden mit Sicherheit nicht zum Bergmannsfest gehen und dort tanzen. Wir verbinden nichts damit. Wir kennen die Bergmannstradition von den Großeltern. Wir hörten alle ihre Geschichten. Das brauchen wir nicht mehr. Unsere Vorstellungen sind ganz andere.
Deshalb freue ich mich, dass Bürger wie Peter Gallasch so viele Ideen haben. Allerdings müssen sie wachsen – und auch die neuen Marganer können nur langsam in das Leben hier hineinwachsen.

Peter Gallasch

Im Jahr 2018 begehen wir verschiedene Jubiläen: 110 Jahre Baubeginn Marga, zwanzig Jahre Sanierungsbeginn und die 560-Jahrfeier. Uns bleiben zwei Jahre Vorbereitungszeit. Solche Höhepunkte können wir zum Ziel und Anlass nehmen, um Dinge anzupacken. Ohne ehrenamtliches Engagement geht das alles jedoch nicht.

»In geordneten Bahnen Richtung Zukunft«

– Der Zukunftserzählsalon in der »Grubenlampe«

Christian Benusch (Jahrgang 1989)

Schaue ich heute hier aus dem Fenster der Gaststätte, sehe ich, was unseren Heimatort ausmacht: Veränderung. Geierswalde verändert sich stetig. Das war so, ist so und wird auch in Zukunft so sein.

Ich blicke auf den Zaun des Friedhofs, an dem früher kein gepflasterter Weg vorbeiführte. Dort standen Linden, Kopflinden. Ich erinnere mich, dass ich zu Schulzeiten an den Bäumen entlang zum Bus ging. Im Winter versteckten wir uns hinter ihren dicken Stämmen, um den Schneebällen auszuweichen.

Heute ist der Weg befestigt, die Linden sind verschwunden. Dadurch wurde der Schulweg für die Kinder sicherer, besonders weil der Verkehr durch Geierswalde seither stark zugenommen hat. Hier vorn, an der Kneipenecke, gibt es jetzt die schöne Umzäunung. Auch das neue Bushäuschen sorgt für mehr Sicherheit. Infrastrukturell hat sich im Ort vieles geändert.

»Das Für und Wider einer Ortsumgehung«

Trotzdem lässt sich am Verkehrskonzept in der Zukunft noch einiges verbessern – auch um die Verträglichkeit zwischen Tourismus und Leben im Dorf zu gewährleisten. So wurde vor einiger Zeit eine Ortsumgehung für Geierswalde diskutiert. Wir liegen mitten auf der kürzesten Strecke zwischen Senftenberg und Hoyerswerda. Zum Glück führt die Bundesstraße nicht durch unseren Ort. Aber ortskundige Autofahrer nehmen die Abkürzung hier entlang.

Auch der Lieferverkehr von und zum Steinbruch in Großkoschen fährt an uns vorbei. Mein Vater erschrickt jedes Mal, wenn die Kaffeetassen im Schrank wackeln, weil wieder so ein Vierzigtonner vorbeibraust. Das ist eine gewaltige Beeinträchtigung. Da wäre eine Ortsumgehung wünschenswert.

Bärbel Jenkel (Jahrgang 1949)

Im Prinzip hast du recht. Aber eine Ortsumgehung hat auch Nachteile. Wenn mein Mann und ich meine alte Heimat in Sachsen-Anhalt besuchten, fuhren wir immer die gleiche Strecke: auf der B169 und der B101 nach Elsterwerda über Bad Liebenwerda bis kurz vor Wittenberg. Dann ging es auf der Landstraße weiter. Drei Dörfer, die auf der Strecke liegen, bekamen vor einigen Jahren eine Umgehungsstraße. Wann immer wir dort entlang kamen, sagte mein Mann: »Guck dir das an. In die Dörfer fährt kein Mensch mehr rein. Die sind tot.«

Manfred Liehn (Jahrgang 1950)

Ich bin ein großer Gegner der Ortsumfahrung. Die Pläne sahen vor, sie zwischen dem Dorf und der Schwarzen Elster zu bauen. Dort befindet sich der beste landwirtschaftliche Boden der gesamten Geierswalder Ecke. Hätten sie diese Flächen für die Ortsumgehung zerschnitten, wären nur noch Krümelflächen geblieben. Da lohnt sich eine Bewirtschaftung für die LPG nicht mehr.
Wichtiger wäre es, die Straßen, die vorhanden sind, vernünftig auszubauen und instand zu halten, einen richtigen Winterdienst einzurichten und, und, und. Wir müssen nicht ständig neue Straßen bauen!
Im Gegensatz zu anderen Urlaubsregionen ist der Verkehr in Geierswalde ein wunder Punkt. Der Tourismus entwickelte sich bei uns von null auf hundertachtzig. Ein vernünftiges Verkehrskonzept wird jedoch nicht umgesetzt.
In Geierswalde wird alles mit Ketten, Steinen und Schranken verbarrikadiert. Schilder ohne Ende! Dabei macht jeder seine Fahrerlaubnis und weiß, wie er sich zu verhalten hat. Aber für den Paragraf 1 der StVO interessiert sich keiner mehr: »Die Teilnahme am Straßenverkehr erfordert ständige Vorsicht und gegenseitige Rücksicht.«
Als ich in den Fünfziger- und Sechzigerjahren zur Schule ging, lernten wir noch Anstands- und Spielregeln. Heute spielen diese Regeln überhaupt keine Rolle mehr. Wir leben in einer reinen Ellenbogengesellschaft.

»Der Nachwuchswunsch in den Vereinen«

Christian Benusch

Veränderung ist nicht punktuell, sie findet ständig statt. Nichts bleibt stehen, nichts bleibt, wie es ist. Eine Neuerung wird von der nächsten abgelöst. Damit wir nicht auf der Strecke bleiben, müssen wir beweglich sein. Was an einem Tag aktuell ist, ist am nächsten schon unmodern. Wenn ich mich über Jahre im Ort etablieren möchte – mit einem Verein, einer Gruppe, einer Initiative – muss ich das Dorf und meine Mitstreiter immer wieder neu begeistern. Das wurde mir bei der Freiwilligen Feuerwehr klar.

Seit Jahren sinkt die Mitgliederzahl. Aktuell gibt es etwa fünfzehn aktive Mitglieder, die einsatzfähig sind. Die übrigen fünfundzwanzig gehören zur Alters- und Ehrenabteilung. Sie sind zwar im dörflichen Leben aktiv, können jedoch nicht mehr dazu beitragen, die Sicherheit zu gewährleisten. Dabei ist die Feuerwehr in jedem Dorf der wichtigste Garant für Sicherheit – auch für die Touristen.
Von der Gemeinde wurden bereits wichtige Dinge angeschoben: Fahrzeuge gekauft, in Technik investiert, in persönliche Schutzausrüstung. Allerdings fehlt das humane Kapital, die wirkliche Einsatzkraft. Deshalb wünsche ich mir, dass wir neue Kameraden gewinnen.

Klaus Sauer (Jahrgang 1970)
Das Problem, das Christian anspricht und mich persönlich betrifft, sind die geburtenschwachen Jahrgänge. Es gibt für die vielen Posten im Dorf zu wenige Leute: Wenn du vierzig Kinder hast, besitzt du eine Mannschaft und kannst sogar noch eine zweite aufbauen. Aber wenn es auf jeden Einzelnen ankommt, damit die Mannschaft vollzählig ist, bist du schnell ausgeknockt. Da muss nur einer krank werden oder seine Freundin besuchen wollen. Schon ist die ganze Arbeit sinnlos.
Wir brauchen mehr junge Familien mit Kindern, von denen die Arbeit im Dorf weitergeführt wird.

Christian Benusch
Für Laura und mich steht fest, dass wir eine Familie gründen. Ich bin 26 Jahre alt, Laura lebt seit Anfang des Jahres hier. Natürlich wollen wir zuerst die Wohnung ausbauen und richtig ankommen. Insbesondere bei der Arbeit.
Das Berufsleben ist veränderlich, selten arbeitet man heute über vierzig Jahre bei der gleichen Arbeitsstelle. Das war früher so, da existierte ein Kollektiv, jeder hatte seine eingeschworenen Arbeitskollegen. Heute muss man sich immer wieder eine neue Stelle suchen, sich neu eingewöhnen, neue Kontakte zu den Kollegen knüpfen. Das sind natürlich Herausforderungen. Ich bin darauf eingestellt, bin so aufgewachsen. Es ist mir bewusst, dass nichts bleibt, wie es ist. Letztlich

müssen wir alle unseren Weg im Leben suchen, bis wir irgendwann sterben. Das bringt mich zu einem weiteren Wunsch für die Zukunft, dem Fortbestand der Kirche. In Geierswalde gibt es immer weniger Christen. Das zieht Konsequenzen nach sich – nicht nur für die Erhaltung des Gebäudes, sondern auch der Tradition.

»Traditionen erhalten«

Der christliche Glaube ist ein Urgedanke, der von vielen Menschen und Generationen vor uns gelebt wurde. Ich bin der Meinung, dass wir versuchen müssen, ihn weiter zu transportieren, ihn zu erhalten. Als Gemeinschaft. Dafür muss sich die Kirche öffnen – in vielen Orten ist sie zu trocken, eingestaubt und wird von den Menschen nicht mehr angenommen.

Klaus Sauer

Ich finde, bei uns funktioniert die Verbindung von Kirche und Dorf sehr gut. Was habe ich mich gefreut, als ich nach Geierswalde zurückkehrte und erfuhr, dass die Frauen vom Dorfklub Bärbel Jenkel bei der Kirchenreinigung vor der Konfirmationsfeier halfen. Oder wie alle mitanpackten, wenn in der Kirche ein Fest stattfand. Diese Gemeinschaft und das Sich-gegenseitig-helfen hatte ich nicht erwartet.

Bärbel Jenkel

Die Geschichte des Kirche-Saubermachens, die Klaus ansprach, entstand aus einer Not heraus. Tradition war es, dass die Konfirmanden und ihre Eltern die Kirche vor der Konfirmationsfeier reinigten. Unserem alten Pfarrer Neumann war es wichtig, dass die Jugendlichen mitmachten. Mitte der Neunzigerjahre gab es plötzlich nur eine einzige Konfirmandin, Delia Schäfer. Ihre Mutter kam zu mir und sagte: »Was machen wir denn bloß? Da putzen wir beide ja die ganze Woche. Das können wir doch gar nicht schaffen!«

Die Lösung fiel ihr jedoch bald darauf ein: »Weißte was, ich frag einfach mal im Dorfklub.« Und so begann es.

Seither sprechen wir uns mit der Leiterin des Dorfklubs ab, wie und wann wir uns zum Putzen treffen. Die Frauen kommen in die Kirche, machen drinnen sauber, machen draußen sauber. Inzwischen haben wir uns gut eingearbeitet, jede sagt: »Och, ich mache wieder das, da kenn ich mich aus.«

Einmal klopfte es an der Kirchentür. Ich öffnete, eine Frau stand draußen: »Ich bin die Frau Bombach. Ich bin neu hier, aber ich möchte auch helfen.«

Das fand ich toll! Die Familie war kaum hergezogen. Unser ehemaliger Ortsvorsteher, der Herr Radochla, sagt immer: »Auch wenn einer nicht in der Kirche ist: Die Kirche gehört zum Dorf! Da können ruhig alle ran und helfen.«

Roland Sängerlaub (Jahrgang 1961)
Als ich nach Geierswalde kam und wir die Neubürgeraufnahme erlebten, war ich zunächst überrascht, aber auch sehr angetan davon, was Bärbel Jenkel uns aus dem Kirchenleben erzählte: nicht nur von der Geschichte des Kirchenhauses und seiner Orgel, sondern auch von den Traditionen. Bis heute gehört es für uns im Dorf dazu, dass der Sarg mit dem Verstorbenen von den Nachbarn zum Grab getragen wird. Wir machen das selbst und überlassen es nicht dem Bestattungsunternehmen. Das ist eine wichtige Sache, weil Trauer und Leid an dieser Stelle miteinander getragen werden.

»Unser Dorf und der Tourismus«

Bärbel Jenkel
Wenn ich überlege, wie es in der Zukunft weitergehen soll mit unserem Dorf und dem See, mit den Touristen, mit den Urlaubern, komme ich zu dem Schluss: Wenn diejenigen, die da kommen, sich bei uns einfügen und das, was wir geschaffen haben, achten, sind sie jederzeit willkommen.
Wer Urlaub macht, der will Spaß, der will ein bisschen laut sein. Aber alles muss sich die Waage halten, damit wir Geierswalder nicht eines Tages sagen: »Mensch, die sollen bleiben, wo der Pfeffer wächst. Hätten wir lieber nicht…«
Ich wünsche mir für die Zukunft, dass die Leute anerkennen, was wir uns hier geschaffen haben und was die Menschen hier leisten. Nicht nur in den Vereinen, sondern von jedem einzelnen Bürger, der sein Grundstück und seinen Garten pflegt, damit das Dorf einen guten Eindruck hinterlässt. Das kostet viel Kraft und Engagement.

Manfred Liehn
Ich kann mich Bärbel nur anschließen. Wenn sich alle an die Spielregeln halten, wird es funktionieren. Ich wünsche mir für die Zukunft sogar, dass der Tourismus richtig zum Blühen kommt, dass er ganz groß wird.
Mein Vater hätte Geierswalde heute erleben müssen! Er lamentierte immer: »Ach, das wird alles einschlafen. Das wird überhaupt nichts werden.«
Genau ein Jahr nach seinem Tod schwammen die Ersten raus auf den See!

Rosemarie Bredemann (Jahrgang 1954)

Auch ich denke, dass die Entwicklung des Tourismus bei uns schon jetzt Form annimmt. Hafen, Leuchtturm, schwimmende Häuser: Das sieht wunderbar aus. Demnächst wird sich der Wassersportverein ein eigenes Vereinsheim errichten. Ja, das liegt in der nahen Zukunft.

»Eine Mehrzweckhalle für unsere Vereine und die Touristen«

Damit es mir in Geierswalde noch besser gefällt, wünsche ich mir einen Sportverein für uns Frauen. Vor längerer Zeit existierte ein solcher bereits hier im Ort. Als unsere Leiterin Kerstin Klauck wegzog, löste er sich auf. Keiner wollte die Aufgabe übernehmen.
Bis dahin hatten wir uns einmal pro Woche hier im Saal der Gaststätte »Grubenlampe« getroffen und gemeinsam Sport gemacht. Bis zu zwanzig Frauen.

Bärbel Jenkel

Nach der Sportstunde saßen wir noch in der Gaststube zusammen, tranken ein Gläschen, unterhielten uns. Da ich nicht mehr arbeitete und nicht mehr so oft unter Leute kam, stellte das eine willkommene Abwechslung dar.

Ingrid Radochla (Jahrgang 1944)

Auch ich würde mich freuen, wenn sich die Frauensportgruppe neu zusammenfindet. Dazu wünsche ich mir allerdings eine Mehrzweckhalle, in der wir unabhängig vom Gaststättenbetrieb Sport treiben können. Sie müsste in Seenähe gebaut werden. Wenn wir unsere Dorffeste feiern, hätten wir die direkte Verbindung zum See.
Mit einer ausreichend großen Halle könnten wir verschiedene Übungs- oder Trainingsmöglichkeiten anbieten. Auch Sportvereine der Gemeinde Elsterheide könnten hier trainieren, größere Gemeindeveranstaltungen könnten hier stattfinden.

Klaus Sauer

Ich war in Madiswilin in der Schweiz zu einem Schüleraustausch. Im Ort gibt es eine Mehrzweckhalle, die für alle Festivitäten genutzt wird. Am Sonntag traf sich das gesamte Dorf dort zum Brunch. Jeder hatte so und so viele Rappen bezahlt. Es gab einen langen Tresen, an dem man sich Eier, Schinken und Speck, Brot und Kaffee abholen konnte. Alles im Preis enthalten. Alle alkoholischen Getränke bezahlten die Gäste extra – der eine oder andere nahm ein Gläschen Wein oder Bier. Auf einer Bühne brachte die Dorfjugend abwechselnd musikalische Darbietungen im klassischen Volksmusikstil dar.
Es wäre ein Traum, wenn wir bei unseren Dorffesten auch so etwas hätten. Wir müssten nicht länger Zelt, Toiletten und Strom organisieren, sondern bräuchten nur Klapptische und Bänke in der Halle aufstellen. Alle kämen zum Helfen, vom Großvater bis zum jungen Burschen. Wenn es zudem Platz für zwei Bowlingbahnen gäbe, wäre das ideal. Ich würde öfter eine Kugel schieben gehen und im Anschluss ein Bier trinken.

»Unser Dorf für die Jugend«

Ich glaube, so eine Halle wäre ein Anreiz für unsere Kinder, im Ort zu bleiben. Sicherlich ist es wichtig, dass sie hier Arbeit finden. Aber sie schauen auch, was es für Freizeitangebote gibt.
Dazu wünsche ich mir für Geierswalde eine Verkaufsstelle. Ein Konsum im Ort wäre gut.

Roland Sängerlaub

Früher war der Konsum der Ort, an dem sich alle trafen. Dort schwatzten die Dorfbewohner miteinander und tauschten Neuigkeiten aus. Heute findet das eher in den Gaststätten statt, die wir zum Glück haben.
Sorge macht mir der Generationenwechsel in Geierswalde. Wenn wir zwanzig Jahre weiterdenken, wird genau das passieren, was Christian angesprochen hat: Das Dorf überaltert. Die Vierzig- bis Sechzigjährigen sind momentan die Träger der Gesellschaft im Ort. Aber sie gehen in den nächsten zwanzig Jahren in Rente. Der Nachwuchs ist dünn gesät. Nur etwa fünfzehn Prozent unserer 350 Einwohner sind jünger als zwanzig Jahre. Uns fehlen die zwischen 1970 und 1990 Geborenen, diejenigen, die wegen der Arbeit wegzogen.
In Zukunft werden wir im Ort eine Durchmischung der Einwohner erleben, es wird eine Neubesiedelung erfolgen. Das stellt einen weiteren Umbruch dar. Ich frage mich, ob die Zugezogenen unsere Traditionen aufrechterhalten und, wie Manni, Manfred Liehn, eben sagte, unsere Werte weitertragen. Dass wir den Generations- und Bewohnerwechsel meistern, wünsche ich mir.
Außerdem hoffe ich, dass sich bei uns neue Wirtschaftsunternehmen ansiedeln. Es müssen Rahmenbedingungen geschaffen werden, damit nicht nur das alte Handwerk, sondern auch neue Industrien herkommen – die Datenverarbeitung, die Wissenschaft – damit neue Wirtschaftskreisläufe entstehen können. Die Wirtschaft in unserer Region darf nicht nur vom Handwerk und vom Tourismus geprägt sein.
Mein Nahziel ist es, dass die Bebauungspläne endlich umgesetzt werden. So wie an der Südböschung, an der bald das Wassersportzentrum und der Wasserwanderrastplatz entstehen.
Das Fernziel besteht für mich darin, dass das Dorf mit dem Tourismus und der Wirtschaft in Einvernehmen lebt. Damit dies gelingt, müssen wir uns alle einbringen, müssen es gemeinsam angehen. Das ist nicht immer einfach. Manni sagte es schon: Es gibt eine Isolation, das Wir-Gefühl ist nicht immer da, manch einer sitzt auf seiner Scholle und meckert über das, was im Ort geschieht oder nicht geschieht.

»Ideen müssen von Innen wachsen«

Karl-Heinz Radochla (Jahrgang 1944)

Meine Lebenserfahrung, von der Kindheit geprägt, ist: Man muss vorausdenken und das Gesamte sehen. Man muss die Zukunft selbst gestalten. Ich sage es klipp und klar hier in der Runde: Ich bin nicht damit zufrieden, dass wir uns von anderen sagen lassen müssen, wie unser Dorf und der Tourismus in der Gegend einmal aussehen sollen. Wir müssen unsere Ideen selbst gestalten.

Ich bin kein Utopist, der sagt, dass wir alle derzeitigen Vorstellungen zur Dorf- und Seeentwicklung von heute auf morgen realisieren müssen. Die einzelnen Vorhaben, wie die Umgehungsstraße und die Mehrzweckhalle, müssen langfristig geplant werden.
Wir werden Erfolg haben, wenn das Dorf mit Investoren und touristischen Anbietern am See zusammenarbeitet.

Laura Voigt (Jahrgang 1990)

Ich stamme ursprünglich aus Elsterwerda, lebte in den letzten drei Jahren in Radebeul, wo ich Christian traf. Nach drei Jahren Fernbeziehung zog ich endlich zu ihm nach Geierswalde.
Wenn mir vor dieser Zeit jemand gesagt hätte, dass ich irgendwann in einem kleinen Ort leben, in einem Garten stehen, die Schaufel in der Hand halten und Mist schippen würde, hätte ich gesagt: »Das glaubst du selber nicht!«
Bevor ich Christian traf, kannte ich Geierswalde nicht. Bis ich Christian traf. Im Internet schaute ich nach, wo das Dorf liegt. Nun bin ich hier. Als Stadtkind. In diesem Ort, der so viel Geschichte trägt und in dem zugleich die Veränderung deutlich spürbar ist.
Geierswalde erscheint mir als ein sicherer Ort, auch weil ich Christian hier habe. Wenn ich von der Arbeit komme und die Felder rechts und links der Straße friedlich daliegen sehe, rückt mein hektischer Tag in den Hintergrund.
Ich gewöhne mich langsam an das Dorfleben und engagiere mich seit kurzem in den Vereinen: in der »Kunterbunten Kinderwelt« des KSV Geierswalde, dem Kultursportverein und der Jugendfeuerwehr. Ich bin auch der Freiwilligen Feuerwehr beigetreten. Wegen der Arbeit bleibt nicht für alles Zeit. Aber ich gebe mein Bestes, um in der Gemeinschaft anzukommen, mich hier zu etablieren.
Über die erste Geierswalder Broschüre, die durch das Projekt »Lausitz an einen Tisch« entstand, lernte ich Christians Heimatort besser kennen. Ich fand schön, was Roland erzählte: »Wenn du im Dorf lebst, wohnst du entweder auf deiner Scholle oder du lebst im Dorf.« Das stimmt. Wenn ich mich nicht engagiere und die Tür zumache, wie sollen mich die anderen da kennenlernen? Das klappt nur, wenn ich aus mir herauskomme und etwas tue.
Besonders gefällt mir am Dorfleben, dass hier eine Gemeinschaft existiert. In der Stadt ist man immer ein bisschen verloren. Wer in einem der großen Neubaublocks wohnt, kennt seine nächsten Nachbarn oft nicht. Hier in Geierswalde wohnen unsere Freunde quer über die Straße und wenn ich da anrufe

und frage: »Kann ich mal kommen?« oder »Kommst du mal rüber?«, stehen sie drei Minuten später vor mir.
Ich wünsche mir für Geierswalde, dass diese Gemeinschaft erhalten bleibt, dass man sich auf den Anderen verlassen kann. Wenn ich einmal sagen muss: »Jetzt steht mir gerade die Scheiße bis zum Hals!«, will ich mir weiterhin sicher sein, dass gleich zwei oder drei Leute kommen würden, die sagen: »Ich helfe dir.« Das finde ich sehr wichtig.

»Die Zukunft des Erzählsalons«

Der Erzählsalon kann ebenfalls zur Erhaltung der Dorfgemeinschaft beitragen. Deshalb wünsche ich mir, dass wir ihn weiterführen.
So ein Erzählsalon ist eine ganz neue Erfahrung, schon allein wegen der ersten Regel: Jeder lässt den anderen aussprechen! In Diskussionsrunden sind die Gemüter erhitzt, jeder versucht seine Meinung stark zu machen, fährt dem anderen über den Mund. Von daher sollten wir den Erzählsalon im Ort beibehalten, um uns gegenseitig auszutauschen. So entstehen neue Ideen, über die wir im Anschluss diskutieren und sagen können: »Ich fand nicht so gut, was du gesagt hast, aber wir könnten es so oder so machen.« Das ist eine schöne Sache.

Roland Sängerlaub

Im Erzählsalon können wir uns Zeit nehmen, über die wichtigen Themen zu reden, nicht nur so zwischen Tür und Angel. Am wenigsten mag ich es, wenn sich die Teilnehmer von Diskussionsrunden gegenseitig niedermachen und Wettkämpfe gegeneinander führen. Der Erzählsalon lässt das nicht zu und ist damit eine besonders kultivierte Form des Ausdrucks, die ich sehr wichtig finde. Wir erzählen Geschichten zu den Themen, die wirklich interessant sind und die uns alle bewegen. Aus den Ideen können wir verbindliche Vorschläge entwickeln und sagen: »Okay, gehen wir das doch beim nächsten Mal genau an.« Das wäre ein Erfolg.

Rosemarie Bredemann

Worte werden gesprochen und können schnell wieder vergessen sein. Im Moment wird das, was wir im Erzählsalon sagen, schriftlich niedergelegt. Es wird festgehalten. Auch in Zukunft, wenn das Projekt beendet ist, sollte jemand da sein, der das Aufschreiben in die Hand nimmt.

Christian Benusch

Jemand müsste sich hinsetzen und das Gesagte auswerten. Vielleicht findet sich im Dorf eine Gruppe, die Pro und Kontra zu einem konkreten Projekt herauskristallisiert, die Argumente nochmal zu Papier bringt und eine Art Beschlussvorlage oder Diskussionsangebot für den Ortschaftsrat, den Gemeinderat oder sogar für die LMBV zur Verfügung stellt.

Klaus Sauer

Das wäre eine Chance. Wenn sich tatsächlich durch den Erzählsalon eine Gruppe bildet, die das Erzählte aufschreibt, daraus einen Plan macht und den weiter gibt an den Ortschaftsrat, ist der Ortschaftsrat entlastet. Der muss sich dann nicht länger einen Kopf darum machen, was die Leute im Dorf wollen. Er kann sich sofort daran machen, herauszufinden, was von diesen Ideen wie umsetzbar ist.

Christian Benusch

Deswegen müssen wir zusammenarbeiten. Einer alleine kann nicht viel bewegen. Wir müssen versuchen, die Mehrheit im Ort zu mobilisieren, um etwas Positives zu schaffen. Das steht bei allen Bemühungen für den Ort ganz oben. Immer am Ball zu bleiben für die Zukunftsfähigkeit unseres Dorfes und die Leute zu gewinnen, mitzumachen, kann keine Einzelaufgabe sein. Da sind wir alle gefragt!

Karl-Heinz Radochla

Zum Schluss möchte ich noch einen Herzenswunsch äußern: Ich wünsche mir, dass wir das Dorfjubiläum »625 Jahre Geierswalde« groß feiern werden – mit einer Festveranstaltung in der neuen Mehrzweckhalle!
Das Jahr 2026 sollten diejenigen, die im Dorf Verantwortung tragen, im Blick haben. Ich selbst werde mich immer weiter zurücknehmen, vielleicht ab und zu noch eine Idee einwerfen, den einen oder anderen Gedanken äußern. Ich könnte mir vorstellen, dass wir es so ähnlich wie 2001 machen, dass das ganze Dorf gemeinsam mit den touristischen Leistungsanbietern und Investoren ein großes Fest auf die Beine stellt. Das würde uns weiter »zusammenschweißen«. Wir müssen ein langfristiges gemeinsames Ziel verfolgen. Viele Leute könnten dabei ihre Ideen und Gedanken einbringen.

Christian Benusch

Das gehört doch zur Zukunft: Man macht sich seine Gedanken, macht Pläne. Die Umsetzung folgt danach. Vieles ist leicht gesagt, aber man muss dran bleiben. Nicht jeder bleibt am Ball. Mancher wird seine eigenen Ideen wieder verwerfen. Das ist ganz normal und liegt im Menschen drin. Wir sind keine Maschinen, kein perfekter Organismus.
Trotzdem, wenn wir unsere Ziele für Geierswalde formulieren und niederschreiben, wenn wir uns darüber austauschen und gemeinschaftlich daran arbeiten, dann kann uns in unserem Heimatort viel Gutes gelingen.

Epilog

»Ein Erzählsalon über den Erzählsalon«

Mit dem Projekt »Die Lausitz an einen Tisch« brachte Rohnstock Biografien das Veranstaltungsformat »Erzählsalon« in die Lausitz. An sechs Orten veranstalteten wir insgesamt 30 Erzählsalons.
Anfangs fragten viele skeptisch: »Ein Erzählsalon? Was soll das sein?« Letztlich nahmen mehr als zweihundert Erzähler am Projekt teil und erzählten wunderbare Geschichten. Mit den Erfahrungen im Erzählsalon wurden sie zu Fürsprechern des organisierten Erzählens.
Gegen Ende des Projektes wollten wir wissen: Was bewegte die Erzähler zum Mitmachen, welche Erfahrungen machten sie im Erzählsalon? Anlässlich der Premiere der zweiten Geschichten-Broschüren im April 2016 luden wir die Erzähler aller Orte zum gemeinsamen Erzählsalon. Diesmal lautete das Thema: »Was die Erzählsalons mir persönlich und dem Ort brachten«.
Erstmals gab es damit Gelegenheit für die Erzähler, sich darüber öffentlich auszutauschen. Die Ergebnisse waren so interessant, dass wir, beschlossen, sie an dieser Stelle zu veröffentlichen. Selbstverständlich haben alle Erzähler der Verschriftlichung ihres gesprochenen Wortes zugestimmt und den Text autorisiert.

»Die Menschen nehmen den Erzählsalon an. Sie wollen erzählen!«

Christina Nicklisch

Als Frau Rohnstock zu mir kam – mit ihrem Sohn Nepomuk und Marion Piek – hörte ich mir ihre Projektidee »Lausitz an einen Tisch« an und dachte: Brieske ist für alles offen, wir wollen mitreden. Das Gespräch war locker und verlief prima. Wir entschieden: »Wir vereinbaren einen Termin für den ersten Erzählsalon.«
Die Briesker muss man überzeugen. Wir mussten ihnen den Slogan, unter dem das Projekt steht, erst erklären, bevor wir sie ins Boot holen konnten. Dann suchten wir eine Räumlichkeit, in der sie sich wohlfühlen.
Fast zwanzig Personen kamen ins Café »Roxy«. Mich überraschte, dass wir Herrn Karge gewinnen konnten, der bei der Auftaktveranstaltung zum Projekt so kritisch gewesen war. Ich freue mich, dass er an vielen Erzählsalons teilnahm und dass sich Peter Gallasch – nach anfänglicher Zurückhaltung – inzwischen so engagiert.

Der erste Salon überzeugte mich: das freie Erzählen – so ehrlich und kritisch. Die Menschen nehmen den Erzählsalon an. Sie wollen erzählen! »Die Lausitz an einen Tisch« hat Brieske viel gebracht. Deshalb lautet mein Fazit: Das Projekt lief gut an. Es traten nicht nur positive, sondern auch kritische Themen zu Tage.
Wir hören in den Salons, woran wir arbeiten müssen, um Kaffeekränzchen, Bastelgruppen, Lesetische zu initiieren. Die Erzählsalons bewirken, dass die Menschen aufeinander zugehen, dass sie voneinander erfahren, dass sie miteinander sprechen – auch außerhalb des Salons.
Unsere Ortschronisten bekommen bald ein neues Domizil direkt am Markt. Es wäre schön, wenn wir den Erzählsalon mitten auf dem Platz veranstalten könnten und die Ortschronisten von der Bekanntheit profitieren. Ich freue mich, dass »Marga an einen Tisch« Wirklichkeit geworden ist und werde den Erzählsalon als Ortsvorsteherin weiterhin unterstützen.

Margaritta Knobloch

Marga hat es ein bisschen schwerer als Geierswalde, Sedlitz oder Plessa. Die Gartenstadt musste sich nach der Sanierung neu finden. Die Marganer wurden zusammengewürfelt mit Menschen, die mit dem Ort nichts zu tun hatten. Viele Bürger sagen: »Ich wohne in Marga, aber ich lebe hier nicht.«
Im Erzählsalon wurde uns bewusst: Es ist unsere Aufgabe, auf die Neu-Bürger zuzugehen. Und: Wir sind der einzige Ortsteil von Senftenberg, der weder ein Bürgerzentrum noch ein Bürgerhaus hat.
Also beschlossen die Teilnehmer der Erzählsalons: »Wir ändern das.«
Im letzten Erzählsalon riefen wir zu einer Bürgerinitiative auf. Wir druckten Einladungszettel, zogen von Haus zu Haus und warfen sie in die Briefkästen. Dreißig Leute meldeten sich. Wir wollen einen Bürgerverein gründen. Wir organisieren das bei einem Treffen mit einfachen Mitteln: mit Bratwurst, einem Feuer und einer Diskussionsrunde. Wir sind gespannt, wie es laufen wird.

Walter Karge

Ich kam aus Neugierde zum Erzählsalon. Ich dachte: »Mein Gott, was wollen die damit erreichen? Aber höre es dir einfach mal an!« Mich begleiteten Bedenken, dass wir, die älteren Semester, die alten Zeiten verherrlichen. Doch der Sinn der Sache ist, unsere Erfahrungen in die Zukunft zu transferieren. Deshalb gefiel mir der Erzählsalon mit den vielen jungen Menschen besonders. Wichtig ist, dass wir ein Heimatgefühl erzeugen. Denn wo sind unsere Kinder? Verschwunden.
Diejenigen, die neu zu uns kommen, müssen integriert werden. Das gelingt tatsächlich durch Erzählsalons. Die Salons haben in Marga eine Entwicklung angestoßen.

Katrin Rohnstock

Vielen Dank, Herr Karge. In Marga ist der Knoten geplatzt. Nun kommen wir zu Geierswalde. Herr Ortsvorsteher, Roland Sängerlaub, möchtest du beginnen?

»Im Erzählsalon lernte ich meine Mitmenschen besser kennen und schätzen«

Roland Sängerlaub

In Geierswalde leben wunderbare Menschen, wir besitzen einen wunderschönen See, der Tourismus hält Einzug. Doch die Scharniere zwischen Ort und See funktionieren noch nicht – weder architektonisch, noch sozial und kulturell. Es gibt viele Inseln, aber zu wenige harmonische Verbindungen zwischen ihnen. Ich fragte Professor Kuhn: »Kann nicht jemand einen Blick von außen darauf werfen?«

Ich schmorte im eigenen Saft. Da kam das Angebot: »Hier wird ein Erzählsalon gestartet. Wollt ihr euch beteiligen?«

Mit dem Begriff Erzählsalon wussten die Geierswalder nichts anzufangen. Auch nach der ersten Runde blieben sie unsicher. Ich fragte mich: Wie erreiche ich mögliche Teilnehmer? Ich versuchte es mit einem Brief, nahm persönlich Kontakt auf. Doch als Ortsvorsteher ist das ein Balanceakt.

Weil ich die Idee des Erzählsalons nicht sofort verstand, kam es zu Reibungen zwischen dem Projektteam und mir. Auch unter den Teilnehmern des Erzählsalons gab es Konflikte, da sich nicht alle an die Regeln hielten und dem Erzählenden ins Wort fielen. Doch mit jedem weiteren Salon näherten wir uns an.

Wir diskutierten, warum so wenige Leute in den Erzählsalon kamen und entdeckten: Der Raum im Bürgerhaus funktioniert nicht als Ort des Erzählens. Deshalb zogen wir in die Gaststätte »Grubenlampe«.

Die Erzählsalons brachten mir wunderbare Aha-Effekte. Ich lernte meine Mitmenschen besser kennen und schätzen. Es gibt im Ort viele Veranstaltungen, bei denen wir uns treffen. Doch Zeit zum Zuhören in ruhiger Atmosphäre gibt es nicht. Diese bietet der Erzählsalon – für uns eine neue, eine besondere Erfahrung.

Da das Projekt wissenschaftlich begleitet wird, gab es ein Gespräch mit dem Projektcoach Karin Denisow. Sie analysierte, welche Werte unser Ort hat, welche Schätze wir heben können. »Ihr habt als Ort viele Potenziale«, lautete das Fazit unseres Gesprächs. Wir besitzen ein starkes Gemeinschaftsgefühl, der Ort ist offen für Zugezogene. Die Bergbautradition von Geierswalde kann für die touristische Entwicklung interessant sein. Als wirtschaftlicher Standort muss der Ort seine Identität finden. »Werdet aktiv, seid aktiv, bleibt aktiv! Lasst zu, dass die Entwicklung Dinge wegreißt und dass Neues entsteht.« Diesen Rat nehmen wir gern an.

Ich bin euch, Karin und dem Team, dankbar für die Bereicherung, die der Erzählsalon Geierswalde brachte. Ich bin froh, dass Christian Benusch als Salonnier weiter wirken wird. Ich glaube, wir kennen uns als Ort noch zu wenig. Dem kann der Erzählsalon abhelfen.

»Die Ähnlichkeiten zwischen einem Erzählsalon und einem Friseursalon«

Christian Benusch

Mit »Die Lausitz an einen Tisch« kamen »Helfer« von außen in unser Dorf. Sie brachten uns den Erzählsalon – ein Mittel, mit dem wir die Kräfte von innen sammeln und neue Ideen sprudeln lassen können. Schön und gut. Aber wie erkläre ich jemandem den Erzählsalon, der ihn noch nicht erlebt hat?

Mir fiel der Friseursalon ein. Beim Friseur muss ich diszipliniert sein, darf nicht zappeln, muss ruhig sitzen, sonst wird die scharfe Schere zum Mordwerkzeug. Auch zum Erzählsalon gehört Disziplin: Die Menschen sollen aufmerksam zuhören und nicht gelangweilt aussehen. Alle wollen erzählen, deswegen darf keiner zu lange quatschen. Im Friseursalon werden auch Geschichten erzählt. Die Haare auf dem Kopf sind ein Sinnbild für die Erfahrungen eines Menschen. Jeder macht andere Erfahrungen und hat andere Erinnerungen, das lernte ich bei der Salonnièren-Ausbildung.

Den Älteren fällt es manchmal schwer, die Erinnerung zu einer Geschichte zu formen. Deswegen ist es für mich nicht einfach, einen Erzählsalon zu leiten. Der Salonnier braucht Menschenkenntnis und innere Ruhe. Er muss mit allen Sinnen bei sich und den anderen spüren, wenn die Geschichten sprudeln. Nur dann gehen nach dem Salon alle zufrieden nach Hause.

Im Friseursalon geht man immer wieder zur selben Friseurin, wenn man zufrieden war. Das ist unsere Aufgabe: Wir müssen die Kraft des Erzählsalons sprießen lassen. Jede Pflanze braucht ihre Zeit.

»Ich gab im Erzählsalon mein Vermächtnis weiter«

Karl-Heinz Radochla

Als ich das erste Mal das Wort »Erzählsalon« hörte, dachte ich: »Hey, Alter, hier kannst du deine Erfahrung weitergeben und niederschreiben lassen. Was niedergeschrieben ist, ist in Stein gemeißelt.« Ich plauderte aus meinem Leben und schilderte die Entwicklung des Geierswalder Sees. Wenn ich bedenke: Fünfundzwanzig Jahre kämpften wir… Nun steht unser »Kampf um den Geierswalder See« in der Broschüre – und im Buch. Ich gab im Erzählsalon mein Vermächtnis weiter. Die Jungen müssen nicht alles übernehmen, aber sie können sich anregen lassen.

Ich möchte Danke sagen, für die Erzählsalons und für die Broschüren. Zu unserer Sechshundertjahrfeier im Jahr 2001 brachten wir unsere Dorfchronik heraus. Ich versuchte jahrelang verzweifelt Personen zu finden, die sie weiterschreiben. Das ist sehr aufwendig. Ich denke, dass unsere Chronik durch die

Geschichten, die in den Erzählsalons erzählt wurden, erweitert wird. Ich hoffe, unsere Salonnièren werden dafür sorgen, dass es in zehn Jahren, zur 625-Jahrfeier, eine neue Chronik gibt.

Katrin Rohnstock

Herr Radochla, wir freuen uns darüber, dass die Geierswalder die Erzählsalons und die Broschüren so sehr schätzen.
Wie lief es in Plessa mit dem Erzählsalon? Den ersten Salon veranstalteten wir im Kraftwerk. Zum Thema »Was ich mit dem Kraftwerk erlebte« fanden sich vierzig Besucher ein, darunter viele ehemalige Werktätige. Nach einer Stunde wurden die Erzählenden durch Zwischenrufe unterbrochen, von Leuten, die die Veranstaltung für politische Zwecke benutzen wollten. Damit war das Vertrauen zerstört, welches die Voraussetzung für offenes Erzählen ist. Der Salon musste abgebrochen werden, was viele Gäste bedauerten.

»Der Erzählsalon hält die Gemeinschaft im Ort zusammen«

Ingrid Mertzig

Ich stieß erst beim zweiten Erzählsalon dazu, der im Gerätehaus der Feuerwehr stattfand. Die Zerstörer des ersten Salons im Kraftwerk erlebte ich nicht mit. Alle waren ein bisschen ratlos, doch wir entschieden: Wir machen weiter.
Uns war klar: Ob es gelingt, steht und fällt mit den Menschen, die Erzähler heranholen. Dafür sind persönliche Gespräche wichtig.
In Plessa arbeiteten wir verschiedene Themen ab, um herauszufinden: Was ist unsere Vergangenheit?
Jetzt sind wir dabei zu fragen: Was ist unsere Zukunft? Wie geht es weiter? Was wollen wir? Was will unsere Jugend?
Beim letzten Erzählsalon waren viele Jugendliche vertreten: die Jugendclubs, die Jugendfeuerwehr und der Reitverein. Es kamen die Karnevalisten – Jugendliche, die mit Leib und Seele in ihrer Aufgabe aufgehen. Sie drückten auch ihre Sorgen aus.
Ich fand den Erzählsalon sehr lebhaft. Für uns Ältere war es schön zu erfahren, was die Jugend denkt und wie sie ihr Leben meistert. Durch Gemeinschaftsarbeit können wir die Jugendlichen zusammenführen – auch im Erzählsalon. So lässt sich vielleicht verhindern, dass sie aus der Region abwandern.
Ich wünsche mir für Plessa, dass der Erzählsalon von jungen Menschen weitergeführt wird, dass Geschichten erzählt und Initiativen entwickelt werden. Das ist wichtig, dass der Erzählsalon weitergeführt wird, damit die Biografien der Plessaer zu Papier gebracht werden. Ich bin bereit mitzuhelfen.
Durch den Erzählsalon wird die Gemeinschaft im Ort zusammengehalten. Das finde ich schön.

Gottfried Heinicke

Frau Knobloch aus Marga sagte vorhin, dass es Ortschaften gibt, die es leichter haben. Dazu zählt Plessa nicht. Ich weiß, wovon ich spreche, denn ich bin seit vierzehn Jahren Bürgermeister. In den Erzählsalons wurde unsere Geschichte aufgearbeitet.
Der letzte Salon im Jugendclub war für mich der anregendste, weil dort die Jugendlichen zu Wort kamen. Sie haben andere Vorstellungen, andere Ideen. Sie hatten Vertrauen zu uns, erzählten frei von der Leber weg. Auch diese Runde sollte fortgesetzt werden.
Ich glaube, wir haben das ordentlich gemacht. Mein Resümee: Der Erzählsalon ist eine gute Sache und wir möchten dranbleiben. Wir können auch zweigleisig verfahren: Ein Salon für die alten Geschichten – davon müssen noch mehr erzählt werden. Und ein gemischter Salon mit Alten und Jungen.

»Im Erzählsalon muss der Generationenaustausch direkt initiiert werden«

Fred Wanta

Mich machte der Begriff »Erzählsalon« euphorisch und neugierig. ›Salon‹ hat etwas Vornehmes, ›Erzählen‹ scheint zunächst unverbindlich – es ist etwas Bekanntes, womit man Menschen schnell einfangen kann. Der erste Salon im Kraftwerk schaffte Großartiges: Die Kraftwerker, die viele Jahre geschwiegen und sich abgegrenzt hatten, sagten: »Da komme ich hin und erzähle.« So gesehen hatte der Erzählsalon als neues Medium Erfolg.
Im letzten Salon erkannte ich: Wir müssen den jungen Leuten die Geschichten direkt erzählen! Im Erzählsalon muss der Generationenaustausch initiiert werden. Die Mischung aus Jung und Alt hätten wir von Beginn an anstreben sollen.

Manfred Drews

Ich bin Neuem gegenüber aufgeschlossen. Sicher hätten wir die Jugend von Anfang an mitnehmen können. Aber der Ansatz von »Die Lausitz an einen Tisch« war in Plessa zunächst ein anderer. Hätten wir die Jugend zum Thema »Was ich mit dem Kraftwerk erlebte« eingeladen, wir wären sicherlich nicht auf Zuspruch gestoßen. Im ersten Erzählsalon sollten die Geschichten der Kraftwerker gesammelt werden. Das schafften wir. Ihre Erinnerungen können von allen nachgelesen werden.

Erst im Verlauf der folgenden Salons zeigte sich, dass wir auch die Jugend dazu holen müssen. Auch das hat erfolgreich funktioniert.

Katrin Rohnstock
Kommen wir zu Lauchhammer. Da ist zum Beispiel unsere Käthe Beier aus der Bäckersfamilie – nachzulesen in der zweiten Broschüre. Eine brillante Geschichte.

»Es wird zugehört! Das ist eine Qualität«

Käthe Beier

Ich bin die, die öfter Schläge auf den Kopf bekam. Es heißt doch: Schläge auf den Hinterkopf fördern das Denkvermögen…
Bevor ich in den Erzählsalon kam, war ich mir sicher, dass die Fähigkeit der Menschen, erzählen zu können, verkommt. Die Ausdrucksfähigkeit geht zurück. Deshalb ist es gut, wenn Menschen zum Erzählen zusammengebracht werden, egal, zu welchem Thema. Sie müssen in Bewegung kommen.
Mich überraschte, was wir bei »Buntrock« hörten. Da kamen Dinge aus der Zeit nach der Wende zur Sprache, die mich schüttelten. Ich dachte: »Wie gut haben sich diese Jungs entwickelt!«
In der Arche erzählte ein zehnjähriger Junge. Der konnte reden! Er führte förmlich den Salon. Es ist so unterschiedlich, wie Kinder denken und sich ausdrücken. Auch ein Behinderter erzählte. Dem fiel es sehr schwer, er suchte nach Worten.
Bei meinem ersten Erzählsalon dachte ich: »Mein Gott, was soll ich bloß erzählen?« Doch es fällt einem immer etwas ein. Die Regeln sind gut: Zuhören und ruhig sitzen bleiben. Nicht gelangweilt tun. Wenn einen die Müdigkeit überkommt, muss man sie überspielen oder an etwas Schönes denken.
Man muss erst einmal lernen, nicht reinzureden. Ruhig bleiben, wenn einer Unsinn erzählt. Nein, es wird zugehört! Das ist eine Qualität. Keine Wertung abgeben. Man lernt, sich zu beherrschen. Es passiert oft, dass man reinredet, ohne den anderen gehört zu haben. Nicht so bei eurer Erzählmethodik. Das habt ihr sehr gut entwickelt.
Als ich meinen Text zur Autorisierung bekam, dachte ich: »Nee, so hast du nicht erzählt…« Die Bearbeitung erfolgt in einem besonderen Stil. Heute, als ich meine Geschichte bei eurer Lesung hörte, klang sie ganz anders. Da fand ich mich drin wieder.
Nach den Erzählsalons ging ich oft mit einem bestimmten Gedanken nach Hause: »Mein Gott, was hast du erzählt! Darüber hast du noch nie gesprochen.« Man muss sich darauf einstellen, Dinge zu äußern, die man zuvor für sich behielt. Ihr Rohnstocks versteht es, die Geschichten aus uns heraus zu locken.

Katrin Rohnstock
Vielen Dank, Frau Beier. Nun fehlt noch das wunderbare Sedlitz. Die Perle des Seenlandes.

»Im Erzählsalon wird verbindlicher erzählt«

Steffen Philipp

Ich möchte gleich als erstes betonen: Frau Knobloch, auch als Ortsteil einer Kleinstadt hat man es nie leicht!
Als es darum ging, Erzähler für den ersten Salon zu finden, sprach ich diejenigen an, die bei uns im Dorf aktiv sind. Sie drucksen nicht rum, sie kommen und spannen sich vor jeden Karren.
Wir fanden einen guten Mix: junge Mütter, Handwerker, Rentner. Der harte Kern blieb bis zum Schluss und besuchte alle fünf Salons. Das brachte uns wirklich vorwärts.
Es gibt Geschichten, die nicht einfach zu erzählen sind. Als Ortsvorsteher hörte ich Sachen, die ich vorher nicht wusste. Ich bekam neue Anregungen. Im Dorf erzählen die Menschen nicht so wie im Erzählsalon. Im Erzählsalon wird ernsthafter erzählt, verbindlicher.
Wir finden leider niemanden, der den Sedlitzer Salon fortführt. Das ist bedauerlich. Aber die Geschichten sind da. Durch »Die Lausitz an einen Tisch« bekamen wir Anregungen, von denen wir zehren und ich versuche weiterhin, einen richtigen Erzählsalon anzuschieben.

»Wir bekamen ein neuartiges kulturelles Erlebnis geschenkt«

Wolfgang Kaiser

Wir begriffen schnell, dass wir mit dem Erzählsalon ein neuartiges kulturelles Erlebnis geschenkt bekamen. Ein Erlebnis, das die Sedlitzer selbst gestalten können. Dafür müssen wir die Menschen in den Erzählsalon lotsen, die sonst nicht wahrgenommen werden. Es kamen Leute, denen ich nie zugetraut hätte, dass sie so locker von persönlichen Erlebnissen erzählen. Das fand ich sehr positiv, das gefiel mir gut. Ich staunte selbst, was ich im Salon erzählte.
Irgendwann kam das Thema Asylbewerberheim auf. Frau Rohnstock kannte keins. Wir machten eine Führung und es entstand die Idee, Flüchtlinge in den Erzählsalon einzuladen. Keine ganz schlechte Idee. Die Übersetzung über das Englische ins Arabische war langwierig. Doch den Erzählsalon dafür zu nutzen, war die Sache wert. Auch wenn die Flüchtlinge wieder zurückgeschickt werden, behalten sie so den Ort Sedlitz im Gedächtnis. Darauf können wir stolz sein.
Die Art, sich im Erzählsalon mitzuteilen, ist sehr gut. Wir legten Wert darauf, nicht das Ich darzustellen, sondern erzählten von Ereignissen im Ort. Ich würde gern weitere Geschichten hören, aber wer schreibt sie nieder? Das kann niemand von uns im Ort. Ich suche deshalb nach einer technischen Lösung mit

Automaten, die das Gesprochene in Schrift verwandeln, die nur noch korrigiert werden muss. Die Art des Schreibens von Rohnstock Biografien kennenzulernen, war eine tolle Erfahrung. Was Sie so schön zu Papier brachten, wird uns ewig in Erinnerung bleiben. Danke.

»Hilde, da hast du einen neuen Enkel gefunden«

Kerstin Gogolek

Ich möchte über meine erste Teilnahme an einem Erzählsalon berichten, der im Bürgerhaus in Sedlitz mit den Frauen des Demokratischen Frauenbunds und Flüchtlingen aus dem Übergangswohnheim stattfand.
Im Bücherstübchen stand die große Tafel, gedeckt mit leckeren Torten und Kaffeegeschirr, an der die älteren Damen saßen. Sie zelebrierten ihr reguläres Kaffeekränzchen. Niemand dachte daran, die Form des Erzählsalons zu wahren. Ich fragte Katrin Rohnstock: »Wo sind denn die übrigen Teammitglieder?«
»Nepomuk ist drüben im Asylbewerberheim. Er holt die Asylbewerber ab, die wir eingeladen haben.« Schließlich trat Nepomuk mit acht arabisch aussehenden jungen Männern in den Raum. Sie wurden am Tisch platziert – möglichst nicht alle nebeneinander, sondern zwischen den Frauen. Die Atmosphäre war ein bisschen steif. Glücklicherweise konnte man sich am Kuchen festhalten.
Die Salonnière übernahm mit ihrer jahrelangen Erfahrung das Geschehen. Gottseidank. Sie wandte sich den Leuten zu und fragte ganz direkt: »Die Frau Vermesserin, erzählen Sie doch etwas von Ihrer Arbeit im Bergbau.«
Die Angesprochene ließ sich nicht lange bitten und begann. Nepomuk übersetzte vom Deutschen ins Englische, ein Syrer, der Englisch verstand, übersetzte ins Arabische.
Die Syrer staunten, was für ein Berufsleben die Frauen hinter sich hatten. Wie das Leben so spielt, war einer dabei, der viele Jahre auf einer Bohrinsel in Abu Dhabi gearbeitet hatte. Er konnte von dort eine Brücke zur Kohleförderung schlagen. Er erzählte von sich. Einer fragte: »Ja, was ist denn Tagebau, was ist Braunkohle?« Jemand fragte nach einer Landkarte. Die Fragen brachten Bewegung in den Erzählsalon. Die Karte wurde geholt, ein Stück Kohle aus dem Schaukasten gezeigt.
Peu à peu löste sich die Stimmung: Endlich fragten die Frauen die Syrer, woher sie kamen. Und die begannen ihre Fluchtgeschichte zu erzählen. Sie zeigten Fotos auf ihren Handys. Die alten Damen waren interessiert und schockiert von den Geschichten der Jungs.
Das Ende des Salons war hoch symbolisch. Ein fünfzehnjähriger syrischer Riese hatte neben einer kleinen deutschen Großmutter Platz genommen. Die beiden versuchten, miteinander zu kommunizieren. Gegenüber saß eine kleine, noch ältere Frau im Rollstuhl. Sie sagte: »Hilde, da hast du einen neuen Enkel gefunden.«
Die eigenen Kinder und Enkel sind in der ganzen Welt unterwegs und im Sedlitzer Übergangswohnheim wohnen viele neue Enkel.

Thomas Zenker
Ist eine Zwischenfrage erlaubt? Wie sind Sie denn an die Jugendlichen gekommen? Die kriegt man ja nicht so leicht motiviert.

Katrin Rohnstock
Zur Beantwortung Ihrer Frage möchte ich das Wort an Joschi geben.

»Es ist ein Zauber, was der Erzählsalon vermag«

Frank Muschik

Als Großräschener erhielt ich die Einladung, an der Ausbildung zum Salonnier teilzunehmen, obwohl ich bis dahin bei keinem Erzählsalon gewesen war. Ich sagte mir: »Na klar gehst du hin! Mal gucken, vielleicht kannst du was für Räschen leisten.«
Die Ausbildung begann mit einem Erzählsalon. Das Thema lautete: »Meine Erfahrung mit Erzählsalons«. Während die anderen erzählten, begriff ich: »Wow, du hast schon mehr Erzählsalons gemacht, als du dachtest.«
Als Sozialarbeiter bekomme ich seit zwanzig Jahren anrührende, traurige, dramatische, witzige, langweilige und actionreiche Geschichten geschenkt.
Wirklich zu erzählen ist eine Kunst. Das Geschichtenerzählen geht verloren. Im Februar war ich mit sieben Jungs zwischen fünfzehn und siebzehn Jahren eine Woche lang im Spreewald unterwegs. Eines Abends saßen wir zusammen: »Mensch, hast du 'ne Idee Joschi, wollen wir was spielen?«
Ich fragte: »Wollt ihr etwas Lustiges machen oder wollt ihr etwas über einander rauskriegen?«
»Wir wollen etwas über uns erfahren.«
Ich nahm einen Zettel und schrieb Fragen auf: Hast du schon mal geklaut? Hast du schon mal gekifft? Hattest du schon eine Begegnung mit dem Tod? Verstehst du dich mit deinen Eltern? Ungefähr zehn Fragen fielen mir spontan ein. Viel später wurde mir klar: Das sind Erzählsalon-Themen.
Die Zettel schmiss ich in einen Topf. »Jeder, der mag, kann eine Frage ziehen und wenn er denkt: ›Ja, die möchte ich beantworten,‹ liest er sie laut vor.«
Dann ging es los: Hast du schon mal geklaut? Da kamen Geschichten auf den Tisch. Es war herzzerreißend. Das ging von einem Lolli bis zu harten Sachen. Es war bezaubernd.
Als Letztes kam ein Junge dran, der seit seinem zweiten Lebensjahr bei seiner Oma lebte, ohne Kontakt zur Mutter. Sie hatte ihn verstoßen. Er zog die Frage: Verstehst du dich mit deinen Eltern?
Als er zu erzählen begann, liefen bei einem anderen die Tränen. Dann erzählte der zweite. Ein dritter erzählte eine lustige Geschichte von seinen Eltern. Zum Schluss erzählte ich vom Tod meiner Mutter. Letztlich saßen fünf Jungs, die sonst »ultra-coole Typen« sind, verletzlich und ehrlich an diesem Tisch. Sie weinten und sagten: »Wow, das ist Wahnsinn. Ich hätte nie gedacht, das ich vor anderen Leuten, vor meinen Kumpels, vor meinen Freunden so etwas erzähle.«
Es ist ein Zauber, was der Erzählsalon vermag. Vielleicht sind wir gesellschaftlich an dem Punkt, wo wir das vermitteln müssen: Findet euch zusammen und erzählt!

Noch zwei Wochen später sagten die Jungs: »Ey Alter, das war der Hammer. Das müssen wir wieder machen.« Ich denke, da ist ihr Herz aufgegangen. Sie fragten mich: »Wie siehst du den Abend?« Und ich sagte: »Ich danke euch aus tiefstem Herzen für den wunderbarsten Job auf dieser Erde.«

Katrin Rohnstock
Da kann ich nur anschließen und ebenfalls für den wunderbarsten Job danken und für die einzigartigen Erzählungen, die wir nicht nur in den Erzählsalons hörten, sondern die wir in den Broschüren sowie in unserem Buch festhalten dürfen.

»Die Geschichten aus den Broschüren bewegen die Menschen

Steffen Philipp
Um den Erzählsalon bekannt zu machen, bringt eine Broschüre viele Punkte. Ich verteilte die Hefte bei uns im Ort an diejenigen, die nicht zum Erzählsalon kamen.
Nach dem Zeitungsartikel gab es sogar Anfragen aus Berlin – von Sedlitzern, die vor Jahren weggezogen waren. Auch ihnen schickte ich die Broschüren. Durch sie kam der Ort in Bewegung. Man spürte: Die Geschichten bewegen die Menschen.

Christina Nicklisch
Unsere Stadt spart an allen Ecken – auch an den Blumensträußen für die Geburtstagsjubiläen unserer fünfundsiebzig- und achtzigjährigen Bürger. Deshalb überlegte ich mir: Sie bekommen ab sofort eine Broschüre als Präsent.
Mit den Heften erreichen wir die Bürger. Sie wollen etwas wissen vom Ort. Und dieses Wissen geben ihnen die aufgeschriebenen Geschichten.

Karl-Heinz Radochla
Wir müssen die Broschüren pfleglich behandeln, sie sorgfältig aufheben und überlegen: Wer soll sie lesen? Wer eine Broschüre möchte, der soll sich beim Ortsvorsteher melden. Einer beschwerte sich: »Wieso bekam ich keine Broschüre?« Er hatte gehört, dass sich andere über die Geschichten unterhielten und wollte mitreden.

»Wir müssen die Menschen ermutigen und ihnen von positiven Beispielen erzählen – genau das passiert im Erzählsalon«

Katrin Rohnstock
Zum Abschluss wollen wir noch Wolfgang Roick hören, SPD-Landabgeordneter und Vorsitzender der Enquete-Kommission »Zukunft der ländlichen Regionen vor dem Hintergrund des demografischen Wandels«. Herr Roick, Sie haben aufmerksam zugehört. Solange zuhören ist anstrengend.

Wolfgang Roick
Das müssen wir im Parlament auch. Aber dort ist es nicht immer so lustig wie hier. Ich bin nur einer von 88 Abgeordneten im Brandenburger Landtag und kann nicht die Position des Parlaments darlegen, sondern nur meine persönliche Sicht.
Mit dem Begriff »Erzählsalon« wusste ich sofort etwas anzufangen. Ich lebte bis zu meinem dritten Lebensjahr bei meiner Großmutter. In der Schule weigerte

ich mich, im Hort zu bleiben. Ich wollte so schnell wie möglich zu meiner Oma. Sie erzählte mir am Küchentisch von der Zeit vor, während und nach dem Krieg und ich erlebte so quasi meinen ersten Erzählsalon. Das fand ich spannend.
Früher im Dorf, wenn es dämmerte und die Arbeit erledigt war, setzten sich die Menschen vor die Haustür und erzählten. In manchen Orten stehen noch heute Bänke vor den Türen. Die Zeit hieß »Dämmerstunde«, auch eine Art Erzählsalon. Das gibt es kaum noch. Heute sitzen die Menschen vor der Flimmerkiste oder dem Computer.
Erzählen ist in jedem Alter wichtig, auch für Jugendliche. Ich bin erstaunt, wie viel sie von sich preisgeben. Doch vielen von ihnen ist die Fähigkeit zu erzählen, abhanden gekommen. Der Erzählsalon ist eine Methode, sie an das Erzählen heranzuführen, ihre Gedanken und Geschichten hervorzulocken.
Im Erzählsalon lernen die Menschen durch das Zuhören, ihre eigenen Gedanken in vernünftige Worte zu fassen, sie interessant zu verpacken. Sich so mitzuteilen, dass andere zuhören, ist ein wesentlicher Punkt, im Erzählsalon.
Mich interessieren die Geschichten von Menschen, die sonst selten an die Öffentlichkeit gelangen. In schriftlicher Form werden sie auf einmal vielen Menschen zugänglich und animieren andere dazu, von eigenen Erfahrungen zu erzählen. Deswegen bin ich sehr an den Broschüren interessiert.
Unsere ehemalige Arbeitsministerin Regine Hildebrandt sagte: »Es hilft nicht, wenn wir jammern, wir müssen etwas tun.« Wir müssen den Menschen bewusst machen, was sie in einer gebeutelten Region aufbauen können. Das ist ein wichtiger Ansatz, den wir auch in der Enquete-Kommission »Ländliche Entwicklung«, in der ich mitarbeite, brauchen. Denn wir leben in der Lausitz in keinem Speckgürtel. Bei uns bricht die Arbeit tendenziell eher weg.
Deswegen müssen wir die Menschen ermutigen und ihnen von positiven Beispielen erzählen. Wir müssen aufpassen, dass die negativen Erlebnisse nicht die Stimmung beherrschen. Wenn wir alle mit gebeugtem Rücken herumlaufen, kommt kein Investor her. Die Geschichten zeigen, dass die Lausitzer stolz auf ihre Leistungen sein können. Die Texte geben den Menschen Selbstvertrauen und verbreiten Freude. Das wiederum animiert sie, selbst tätig zu werden.
All das geschieht durch die Erzählsalons. Deswegen bin ich sehr erfreut, dass Sie hier sind und danke herzlich für das Engagement und Ihre Arbeit.

Katrin Rohnstock
Vielen Dank, Wolfgang Roick. Das waren sehr kluge Worte. Nun wünsche ich allen alles Gute im Leben und freue mich auf unsere nächsten Treffen.

Kommentar

Gabriela B. Christmann

Erzählsalons als Identitätsstifter für Städte und Regionen. Eine sozialwissenschaftliche Perspektive

Erzählsalons nach dem Modell von Rohnstock Biografien zielen darauf, die Erzählkunst zu nutzen, um Menschen über ihre Lebensgeschichten zusammenzubringen und sie zum gemeinschaftlichen Erinnern anzuregen. Meist haben die Salons einen bestimmten thematischen Fokus. Mit dem gemeinsamen Erinnern ist ein Innehalten und eine gemeinsame Reflexion verbunden, die – obwohl sie sehr nah an den konkreten Lebenswelten einzelner Menschen ist – den Beteiligten wichtige Erkenntnisse ermöglicht: Sie erfahren, was sie bei allen Unterschieden doch gemeinsam haben, was sie miteinander teilen und was sie zu einer Gemeinschaft macht. Über das kommunikative Format des Erzählens können die Salons so ›Gemeinsinn‹ schaffen. Gemeinsinn ist jedoch mehr als nur ein gemeinsam geteiltes Wissen, es ist die Voraussetzung und der Anfang für ein gemeinsames Handeln.

Einige der Rohnstock-Erzählsalons machen sich die Geschichten, das Leben und die Chancen von Menschen in einem Stadtteil, einem Dorf oder sogar einer ganzen Region zum Thema. Das Projekt »Die Lausitz an einem Tisch« zeugt davon.

Hier kann man – aus sozialwissenschaftlicher Perspektive – mit Fug und Recht sagen, dass Erzählsalons als ein Instrument der Stadt- oder Regionalentwicklung gelten können. Sie sind geeignet, kollektive raumbezogene Identitätsbildungsprozesse und damit auch räumliche Entwicklungsprozesse zu moderieren und zu stärken.

Wir wissen in der sozialwissenschaftlichen Raumforschung wie auch in der praktischen Arbeit der Stadt- und Regionalentwicklung seit Langem, dass Maßnahmen für die räumliche Entwicklung nachhaltiger sind, wenn sie von lokalen Akteuren mitentwickelt und getragen werden, wenn sich lokale Akteure aktiv mit ihrer Region und der Zukunftsgestaltung der Region auseinandersetzen, wenn sie an vergangene Traditionen anknüpfen, aber auch eigene Visionen für die Zukunft entwickeln können. In der Raumentwicklung werden Identitätsbildungsprozesse daher zu Recht als wichtig erachtet. Man nimmt an, und dafür gibt es vielfältige empirische Evidenzen, dass der soziale Zusammenhalt und das Engagement für die Region befördert werden, wenn sich Bürger des Besonderen ihrer Region bewusst sind und wenn sie Verbundenheits- bzw. Zugehörigkeitsgefühle zur Region entwickelt haben. Eine starke kollektiv geteilte Identität in einer Region kann sogar ein Imagefaktor für die Region sein.

Versuche, Identitätsbildungsprozesse mit kommunikativen Instrumenten wie Marketingkampagnen zu steuern, stießen jedoch häufig an Grenzen. Die damit verbundenen Kommunikationsformate können bestenfalls ein Image verbessern. Nur selten sind sie jedoch in der Lage, eine ortsbezogene Identität »von

unten« zu entwickeln. Dies liegt daran, dass Botschaften in Kampagnen in aller Regel einfach gehalten werden müssen und verkürzt sind. Sie speisen sich nicht aus den konkreten und komplexen Lebenswelten der Menschen vor Ort und können diese Menschen daher auch nicht erreichen. Nach enttäuschten Experimenten mit Kampagnen sind sich Akteure vielerorts der Grenzen des Formats und seiner potenziellen Wirkungen bewusst geworden.
Raumbezogene Identitäten sind komplexe kulturelle Konstrukte, die normalerweise in historischen und biografischen Prozessen sowie in (langen) Interaktions- und Kommunikationsketten von Akteuren vor Ort entstehen. Sie bedürfen daher – wenn sie entfaltet werden sollen – einer anderen kommunikativen Adressierung als der einer Kommunikationskampagne. Rohnstock Biografien stößt mit dem Format der Erzählsalons in diese Lücke. Im Rahmen des moderierten Erzählens werden Akteure vor Ort in einen Austausch gebracht. Die Beteiligten erzählen ihre eigenen biografischen Geschichten und Erfahrungen in Bezug auf ihren Raum, sie sprechen über Vergangenes und Gegenwärtiges, können aber auch ihre Visionen für Zukünftiges thematisieren. Auf der Grundlage der Erzählungen entdecken die Beteiligten ihre gemeinsame Geschichte, aber auch die Besonderheiten ihres Raumes und denken auf der Grundlage ihrer gemeinsamen Erfahrungen über Potenziale für die Zukunft nach. Diese Geschichten werden aufgeschrieben, in einem Buchformat veröffentlicht und damit einer größeren Öffentlichkeit in der Region nicht nur zur Verfügung gestellt, sondern erlebbar gemacht. Entsprechende Werke, die die Region über Erzählungen und Visionen ihrer Akteure authentisch spiegeln, dürfen als Identifikationsangebote für Bürger gelten.
Zwar ist die kommunikative Form des Erzählens an sich nicht neu, sondern ein bekanntes Muster, das vor allem im Alltag eine Rolle spielt. Neu ist es jedoch, das Erzählformat in den Kontext von Raumentwicklungsprozessen zu stellen und es entsprechend anzupassen. Die Erzählsalons dürfen daher aufgrund der ungewöhnlichen Übertragung eines informellen Kommunikationsformats in den formellen Kontext der Raumentwicklung als eine Innovation gelten.

Prof. Dr. Gabriela B. Christmann (Jahrgang 1961)
ist Soziologin und Stellvertretende Direktorin am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung (IRS). Seit April 2008 leitet sie dort die Forschungsabteilung »Kommunikations- und Wissensdynamiken im Raum«. 2014 wurde sie zur außerplanmäßigen Professorin für Raum-, Wissens- und Kommunikationssoziologie an der TU Berlin ernannt. Sie ist an der Erarbeitung der »Encyclopedia of Urban and Regional Studies« beteiligt, die vom Verlag Wiley-Blackwell herausgegeben wird.

Bildernachweis

Kapitel 1	
Seiten	
24 – 31	Erzählsalon »Was ich mit dem Tagebau verbinde« im Gasthof »Colorado« in Sedlitz, 2016; Sebastian Bertram
39	Blick über die Dächer von Geierswalde mit Sicht auf den Tagebau; Förderverein Wasserwelt Geierswalde e.V.
41	Postkarte »Fahnenweihe des Knappenvereins ›Glück Auf‹ Grube Marga am 10. Mai 1925«
55	Erzählsalon »Was ich im Kulturhaus erlebte« im Kulturhaus Plessa, 2016; Antje Käske
Kapitel 2	
60	Historisches Foto des Kraftwerks Plessa, Amt Plessa
61 – 70	Erzählsalon »Was ich mit dem Kraftwerk erlebte« im Kraftwerk Plessa, 2015; Nepomuk Rohnstock
67	Kühltürme im Kraftwerk Plessa, 2015; Andre van Uehm
75	Kulturhaus von Plessa, 2016; Marion Piek
81	Biotürme in Lauchhammer, 2015; Antje Käske
Kapitel 3	
91	Erzählsalon »Mein krassestes Jugenderlebnis« bei »Buntrock e.V.« in Lauchhammer, 2015; Nepomuk Rohnstock
93, 95, 99	Erzählsalon »Was wir in Lauchhammer mit Musik machen« im Südclub in Lauchhammer, 2016; Haiko Schnippa
107, 110, 111	Erzählsalon »Streiche aus meiner Kindheit« in der Arche in Lauchhammer, 2016; Antje Käske
112	Erzählsalon »Mein schönstes/lustigstes Erlebnis in Sedlitz« im Gasthof »Colorado«, 2015; Marion Piek
Kapitel 4	
118 – 119	Übersicht über das Senftenberger Bergbauseengebiet, 1975; Gerhard Nickus
129	Der sanierte Marktplatz von Marga, 2015; Antje Käske
145	Das Gasthaus »Kaiserkrone« in Marga, 2015; Antje Käske
151	Erzählsalon »Wie ich nach Sedlitz kam« im Bürgerhaus Sedlitz, 2015; Antje Käske
152	Erzählsalon »Mein schönstes/lustigstes Erlebnis in Sedlitz« im Gasthof »Colorado«, 2015; Marion Piek
154 – 158	Erzählsalon »Was ich mit dem Tagebau verbinde« im Gasthof »Colorado« in Sedlitz, 2016; Sebastian Bertram
Kapitel 5	
168	Erzählsalon »Was ich mit dem Tagebau verbinde« im Gasthof »Colorado« in Sedlitz, 2016; Sebastian Bertram
169 – 175	Erzählsalon mit dem Senftenberger Bürgermeister »Was ich mir für Sedlitz wünsche« im Gasthof »Colorado«, 2016; Haiko Schnippa
172	Gasthof »Lindengarten«, der ›Schandfleck‹ in Sedlitz, 2015; Antje Käske
181 – 191	Erzählsalon in der Chronikstube mit dem DFB und Flüchtlingen aus dem Übergangswohnheim in Sedlitz, 2016; Rico Hofmann
189 – 190	Handyfotos eines Flüchtlings, 2015
192 – 203	Erzählsalon »Was wir in Lauchhammer mit Musik machen« im Südclub in Lauchhammer, 2016; Haiko Schnippa
204 – 214	Erzählsalon »Was ich mir für Plessa wünsche« im Kulturhaus Plessa, 2016; Steffen Rasche
207	Erzählsalon »Was ich mir für Plessa wünsche« im Jugendclub Plessa, 2016;
215 – 223	Erzählsalon »Was ich mir für Marga wünsche« Im Birkchen e.V. Marga, 2016; Sebastian Bertram
	Erzählsalon »Was ich mir für Marga wünsche« Im Birkchen e.V. Marga, 2016; Sebastian Bertram
224	Erzählsalon »Was ich mir für Geierswalde wünsche« im Gasthof »Grubenlampe« Geierswalde, 2016; Rico Hofmann
225 – 233	Erzählsalon »Was ich mir für Geierswalde wünsche« im Gasthof »Grubenlampe« Geierswalde, 2016; Sebastian Bertram

»Die Idee, Menschen in Erzählsalons an einen Tisch zu setzen,
um sie miteinander in ein fruchtbares und kreatives Gespräch zu bringen,
gefiel mir von Anfang an sehr gut. Doch war ich skeptisch, ob das klappt.
Den Beweis, dass das Experiment gelang, liefert dieses Buch.«

Iris Gleicke
Beauftragte der Bundesregierung für die neuen Bundesländer

Gefördert durch:

Bundesministerium
für Wirtschaft
und Energie

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages